This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

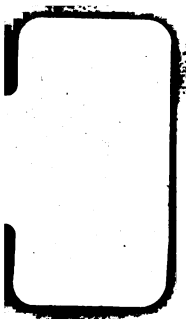
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

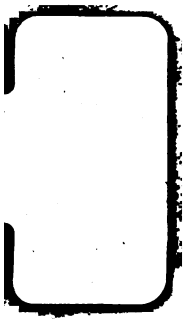
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Sprengel
KBD

~~629 F3~~

~~628.C~~



Sprengel
KBD

~~629 F3~~

~~628.C~~

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Schilderung des Handels von Griechenland, besonders der Stadt Theſſalonich.

Entworfen von

Felix Beaujour,
ehemaligem franzöſiſchen Conſul daſelbſt.

Herausgegeben von

M. C. Sprengel.

Weimar,
im Verlage des Induſtrie-Comptoirs,
1801.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen andern Gelehrten gesammlet
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.

Dritter Band.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Industrie-Comptoirs,
1801.

Vorrede.

Die Auflösung des französischen Handels in der Levante und die Rückkehr so vieler Personen in ihr Vaterland, die in den vornehmsten türkischen Handelsplätzen als Consuls und Oberconsuls angestellt waren, hat zufällig über jene Gegenden mancherley Licht verbreitet. Die Berichte, welche jene Handelsaufseher an ihre Behörden über den Zustand des levantischen Handels, und die Verbesserungen, deren er fähig war, von Zeit zu Zeit absenden mußten, oder die Bemerkungen, welche sie an Ort und Stelle über die Waaren machten, welche bey Türken und Griechen den meisten Abgang finden, oder was sie über die Concurrenz der verschiedenen europäischen Nationen in diesem Verkehr, und den Gewinn oder Verlust derselben niederschrieben, wurden endlich aus ihren Schreibepulten oder Taschenbüchern erlöst, und vermehren die Kenntnisse des großen Publicums.

Unter mehreren Schriften, welche seit kurzem diesen Gegenstand oder einzelne Theile desselben in Frankreich

behandelt haben, verdient Herrn Beaujours Gemählde des griechischen Handels vorzügliche Aufmerksamkeit, da bisher nur Bruchstücke darüber vorhanden waren. Was früher über diesen Gegenstand zu meiner Kenntnisse gelangt ist, besteht einige veraltete Nachrichten ausgenommen nur in zwey kleinen Aufsätzen. Der erste findet sich im Jahrgang 1779 des Journal de Agriculture et du Commerce, und beschreibt die vorzüglichsten Waaren, welche Salonichi 1776 ausführte, wie sich die europäischen Nationen in diese Ausfuhr theilten, und was sie dagegen den Griechen übermachten. Er ist auch schon im zweyten Bande meiner Beyträge zur Völker und Länderkunde deutsch vorhanden. Der zweyte hat Hrn. Berenger zum Verfasser, der in den 1787 deutsch übersetzten Briefen über die Provence, den sieben und dreyßigsten Brief für den levantischen Handel der Franzosen bestimmte. Da er darin aber diesen Handel im allgemeinen beschrieb, so mußte er sich bey Salonichi nur kurz fassen, Herr Beaujour hingegen lebte als französischer Consul zehn Jahre in Thessalonich dem Mittelpuncte des griechischen Handels, und beobachtete die neueste Epoche desselben, denn er sammelte seine Bemerkungen von 1787 bis 1797. Sein Werk umfaßt zwar nur den eigentlichen Handel jener reichen Stadt, allein gelegentlich hat er so viele treffliche Nachrichten über die Ein- und Ausfuhr von Morea, Candien, Constantinopel und anderer Handelsplätze mitgetheilt, und so mancherley

bisher unbekannte Zweige des türkischen Handels berührt, daß seine Schrift auch über solche Gegenstände, die nicht eigentlich zu seinem Plan gehören, die herrlichsten Belehrungen ertheilt.

Eigentlich besteht sein Werk aus vier Hauptabschnitten. In dem ersten hat Hr. Beaujour alle Waaren verzeichnet, welche Thessalonich zu Lande und Wasser bisher auszuführen pflegte. In dem zweyten zeigt er welche Waaren dieser Handelsplatz für seine Exporten wieder empfängt, und darunter sind englische Uhren, deutsche Wollen und Glaswaaren nebst Pelzwerk aus dem russischen Reiche beträchtliche Artikel. Im dritten werden einige allgemeine Bemerkungen über den Werth des griechischen Handels überhaupt, Thessalonichs Verkehr mit andern levantischen Handelsplätzen, den Wechselcurs und Nachrichten von türkischen Münzen, Maaßen und Gewichten gegeben. Zuletzt untersucht Hr. B. die Vortheile und Nachtheile verschiedener in Frankreich zur Emporbringung des levantischen Handels bisher beobachteten Einrichtungen, daß Marseille ein Freyhafen ist, daß levantische Waaren von hier zollfrey ins Ausland verführt werden können, daß diese, wenn sie auf fremden Schiffen eingebracht werden, zwanzig Procent Zoll erlegen müssen, und andere hieher gehörige Verfügungen, er beurtheilt auch Frankreichs bisheriges politisches und Handelsverhältniß mit der Levante. Da die hier behandelten Ge-

genstände nur eigentlich den französischen Kaufmann, der selbst Versendungen dahin macht, oder machen will, interessiren können, Hr. V. bey seinen Vorschlägen vieles als bekannt voraussetzt, das nur Eingeweihte in diesem Verkehr verstehen, manche von seinen Ideen nicht ohne genaue Prüfung, dazu hier der Ort nicht war, dem Publikum vorgelegt werden konnten, auch in diesem Abschnitt manches wiederholt wird, was er früher bald ausführlicher bald kürzer entwickelte, so ist er in dieser Uebersetzung weggeblieben. Sonst ist sie dem Original wörtlich treu geblieben, einzelne Stellen ausgenommen, z. B. bey den öffentlichen Gebäuden und Alterthümern von Salonichi, wo mir eine Abkürzung nöthig schien.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Topographie von Macedonien. — Beſchreibung von Salonichi. S. 3

Zweyter Abſchnitt. Artikel der Ausfuhr. Baumwolle. Taback. Getreide. Wolle. Honig. Oehl. Korinthen. Färberröthe. Kermes. Seide ꝛc. — 20

Dritter Abſchnitt. Verarbeitete Artikel der Ausfuhr. Türkiſch Garn. Saffian. Türkiſche Teppiche. Abats aus Macedonien. Caputröcke von Zagora. — 86

Vierter Abſchnitt. Einfuhr fremder Waaren. Engliſcher Handel. Tuchwaaren. Uhren. Chalons. Indiſche Baumwollenwaaren. Zinn. Bley. Juwelen. Goldarbeiten. Kolonialwaaren. — 103

Fünfter Abſchnitt. Teutſcher Handel. Tücher. Leinenwaaren. Cattune. Muſſeline. Glatte Leinwand. Glaswaaren. Porcellain. Stahlwaaren. Kupfer und Goldarbeiten. — Factoren und Canäle des teutſchen Handels. Geldzahlungen und Wechſelgeſchäfte. 139

Sechster Abschnitt. — Italienischer Handel. Tücher. Feuergewehre. Glaswaaren. Glaskorallen. Seidenwaaren. Sammet. Papier. Wollene Mützen. Holländischer Handel. Russischer Handel. Pelzhandel. Zobel. Hermelin. Grauwerk. Schwarzer Fuchs. Ungebohrne Lämmerfelle. — S. 163

Siebenter Abschnitt. Französischer Handel. Tücher. Mützen. Caffee. Zucker. Indigo. Französischer Handelsgewinn. Uebersicht des ganzen Handels. Türkischer Handel. Gewichte, Maaße und Münzen. 192

Schilderung
des
Handels von Griechenland,
besonders
der Stadt Theſſalonich;

entworfen
von
Felix Beaujour,
ehemaligem franzöſiſchen Conſul daſelbſt.

Schilderung des griechischen Handels,

entworfen

von

Felix Beaujour.

Erster Abschnitt.

Salonichi oder Theſſalonich iſt der vorzüglichſte Handelsort in ganz Griechenland. Ich kann daher das Gemälde von dem griechiſchen Handel nicht anfangen, ohne vorher einen Blick auf dieſe Stadt und überhaupt auf das prächtige Macedonien geworfen zu haben, das ſtolzer auf den Reichthum ſeines Bodens und ſeiner Erzeugniſſe, als auf ſeinen Alexander iſt.

Topographie von Macedonien.

Die Provinzen Griechenlands verlohren mit der Freyheit auch ihre Namen und ihre Grenzen. Es ge-

rieth alles durch die Eroberung in die größte Verwirrung, die dem Sieger eigenthümliche militärische Verfassung wurde durchgängig eingeführt, und zugleich zerstückelte Sultan Murad II. das ganze Land in militärische Abtheilungen, welche schon in allen seinen asiatischen Staaten eingeführt waren. Diese Divisionen sind unter den Namen von Paschalicks, Mussellimlicks, Woiwodalicks, und Agalicks bekannt. Die größten unter ihnen sind die Paschaliks, und die kleinsten die Agalicks. Sie sind alle von einander unabhängig, und die damit belehnten Statthalter üben die oberste Gewalt des Monarchen in ihrer größten Ausdehnung aus. Sie vereinigen in sich alle Zweige der Staatsverfassung, ausgenommen die Gerichtsbarkeit in Streithändeln, die dem Kadi vorbehalten ist, und lassen mit der Kaltblütigkeit eines Fleischers, der ein Thier abschlachtet, in ihrer Gegenwart einem Menschen den Kopf abschlagen, oder thun es wohl gar mit eigener Hand. Gewöhnlich verkauft die Pforte die Statthalterschaften an den Meistbietenden; zuweilen werden sie auch als Gnadenbezeigungen verschenkt. Die Stelle dauert nur von einem Beiramsfest bis zum andern *), d. h.

*) Die Türken feiern unter dem Nahmen Beiram zwey große Feste. Das erste fällt in den ersten drey Tagen des Monats Thawal gleich nach dem Fastenmonat Ramadan, und heist der große Beiram. An diesem Feste pflegen sie gewöhnlich sich und ihre Leute zu kleiden. Der zweyte oder kleine wird den zehnten des Monats Sulhadsje gefeyert. Man nennt es gewöhnlich aber unrichtig das türkische Osterfest. Da die Mohamedaner nach Mondmonaten rechnen, und diese abwechselnd dreyßig und neun und zwanzig Tage enthalten, so fallen diese Feste in allen Jahrszeiten.

ein Jahr, man kann sie aber mit Geld auf zwey Beirams verlängern. Ist eine Stadt mit ihrem Pascha oder ihrem Mussellim nicht zufrieden, so bietet sie, um ihn los zu werden, eben so viele Beutel *) an, als er selbst zu geben im Stande wäre, um die Stelle zu behalten, und dann wird die Sache nach dem höchsten Gebot entschieden. Auf dieselbige Art werden auch die Woiwodalicks und Agalicks vergeben, nur ist mit diesen in manchen Gegenden ein Privilegium auf ewige Zeiten verbunden, was gewöhnlich Familien zu Theil wird, die dem Staat vorzüglich wichtige Dienste geleistet haben. So besitzen z. B. die Ghavrinos, die Macedonien erobert haben, mehrere Agalicks auf ewige Zeiten. In der Regel werden aber alle diese Stellen wie Meierhöfe von dem Meistbietenden in Pacht genommen, und seit der Regierung Abdul-Ahmid's, der eigentlichen Epoche von der das ottomannische Reich sich seinem Verfall mit schnellern Schritten näherte, sind nicht selten solche Agalicks in Griechenland von albanischen Abentheurern mit Gewalt der Waffen erobert worden, und dann mußte ihnen die Pforte jedesmal die Belehnung, die sie ihnen nicht mehr verweigern konnte, aus scheinbarem freyem Willen ertheilen. In neuern Zeiten haben sogar mehrere solcher Agas sich auf dieselbige Art in den Besitz von Woiwodalicks gesetzt, und wenn sie so fortfahren, so ist zu vermuthen, daß sie sich auch bald der Paschalicks bemächtigen werden. Die Pa-

*) Große Summen rechnet man in Constantinopel nach Beuteln. Ein Beutel in Golde ist 15000 Zechinen, oder Dukaten; ein Beutel in Silber oder Piastern, die gewöhnliche Rechnung, beträgt fünfhundert Thaler.

schas von Scutari und Janina sind schon wirklich auf diese Weise zu ihren Statthalterschaften gelangt, und es ist zu befürchten, daß sie ihre Lehne in erbliche Fürstenthümer verwandeln werden. Die Beys von Seres und von Melenik in Ober-, und die von Zigna und Katherin in Untermacedonien besitzen ihre Agalicks ebenfalls auf dieselbige Art.

Alle heutigen Eintheilungen von Griechenland existiren daher nur in unsern Erdbeschreibungen; es gilt in der That gar keine, weil ihrer zu viele sind. Um jedoch mit einiger Ordnung zu Werke zu gehen, will ich hier die alten Eintheilungen angeben, und die vorzüglichsten Unterabtheilungen, die sich in demselben befinden.

Macedonien bildet ein großes eingefaßtes Becken, in Form eines Halbcirkels, dessen Diameter vom Meer bespült und sehr unregelmäßig ausgeschnitten ist. Gegen Morgen und am Anfang des Halbcirkels ist der Berg Pangäus, von dem die Insel Thasos eine Fortsetzung ist, und der sich von la Cavala bis in die Gegend von Sophia erstreckt. Nordwärts wird dieser Halbcirkel von dem Scomins begrenzt, einem Berge, der eigentlich nur ein Arm von dem Pangäus ist, dieser letztere nimmt nördlich von Strumzza eine andere Richtung, und läuft von Osten nach Westen bis nach Uskup. Hier senkt er sich, und bildet einen langen und schmalen Paß, durch welchen der Axius oder Verdar in Macedonien einströmt. Auf dem rechten Ufer des Flusses erhebt sich der Berg Scardus, der in gerader Linie von Monastir nach Ochrida läuft, wo er sich in mehrere Zweige theilt, die verschiedene Richtungen nehmen; derjenige aber, der sich am

meisten gegen Süden hinzieht, vereinigt sich mit dem Olympus. Diese berühmte Gebirgskette, setzt dann den Halbcirkel weiter fort, und schließt ihn endlich bey dem Thal Tempe, wo das Meer ihn scharf abschneidet, so daß dadurch eine fünfhundert Klaftern hohe und jähe Felsenwand entstehet. Auf diesem Felsen steht das Schloß Platamona, welches Macedonien gegen Westen schützet, so wie es gegen Osten durch das Schloß in Cavala gedeckt wird. Die beyden Pässe bey Uskup und Ochrida sind nicht mit so starken Schutzwehren versehen; wenn sie jedoch nur gehörig besetzt wären, so würde es fast eben so schwer seyn durchzukommen, weil der Weg durch den Paß bey Uskup durch die Waldströme, die sich von den Gebirgen in den Verdar herabstürzen, gänzlich zu Grunde gerichtet, und der Paß bey Ochrida zum großen Theil durch die Gewässer überschwemmt ist, die sich in den lychnidischen See ergießen.

Durch den unregelmäßigen Ausschnitt des Diameters werden gegen Süden zwey große correspondirende Meerbusen gebildet, nämlich der von Amphipolis und der von Salonichi, auch noch zwey kleinere auf beyden Seiten der Chalcidischen Halbinsel, diese Halbinsel erhält ihre Form durch eine Gebirgskette, die sich vom Scomius nordwärts von Strumzza absondert, Macedonien von Norden nach Süden durchschneidet, und sich bey der Erdenge von Athos verliert. Der Berg Athos selbst, und die Inseln Scopoli und Sciatho sind weiter nichts als Verlängerungen dieser Gebirgskette, die man im eigentlichsten Verstande für das Gerippe, wodurch ganz Macedonien zusammen gehalten wird, ansehen kann. Dieses Gebirg hat wie-

ber verschiedene Aerme, von denen einige ostwärts gehen, und sich bey la Cavala mit dem Nangäus vereinigen, andere aber in parallelen Richtungen westwärts laufen, bis an die Berge von Vodina, von da durch den nördlichen Theil von Pierien streichen, und sich ebenfalls an den Olympus anschließen.

Durch diese vielen Berge, die sich durchschneiden, entstehen in Macedonien eine Menge großer Ebenen. So findet man gegen Osten die Ebene von Philippi, gegen Norden die von Seres, westwärts die Ebene von Katherin, und südlich die von Pella. Die Chalcidische Halbinsel ist ein rauhes, bergichtes Land; die einzige darin befindliche Ebene von einiger Bedeutung ist die von Calamari, die sich in einer Menge Krümmungen von dem Innern des Thermäischen Meerbusens, oder des von Salonichi, bis auf die Halbinsel Cassander erstreckt. Diese Halbinsel ist der anmuthigste und reizendste Theil von ganz Macedonien; die lieblichsten Tannenwälder schmücken sie mit ewigem Grün.

Die Ebene von Philippi hat sechs Stunden von Norden nach Süden, und drey oder vier von Osten nach Westen. Es führen zwey Wege in dieselbe, der eine kommt von Angistha, das nordwestwärts liegt, und der andere geht südwestlich von Prava nach Salonichi. Vor dieser letztern Oeffnung der Ebene wurde die berühmte Schlacht geliefert, in der Roms Freyheit zu Grunde gieng. Man sieht noch heut zu Tage die zwey Anhöhen, auf denen die Läger von Brutus und Cassius stunden; die von Octavius und Antonius waren gegenüber, mehr westwärts. Beyde Armeen waren durch einen kleinen

Bach von einander getrennt, der bey seinem Ausfluß ins Meer einen Sumpf erzeugt. An diesen Sumpf lehnte sich der rechte Flügel des Antonius, und seine Linie erstreckte sich bis an die Straße von Salonichi. Octavius stützte seinen linken Flügel an die Berge von Prava, und sein rechter stieß an die Linie des Antonius; sein Centrum stand zwischen Gräben, die durch die von den Bergen herabstürzenden Ströme ausgeschwemmt werden, und ihm zu natürlichen Bollwerken dienten. Nordwärts von beyden Armeen waren unzugängliche Sümpfe und Moräste. Brutus und Cassius hatten sich, man weiß nicht warum, mit dem Rücken an den Pangäus gestellt. In dieser Stellung mußte nothwendig ihre Armee entweder siegen, oder ganz aufgerieben werden; und dies erklärt vielleicht die Verzweiflung dieser beyden Römer, die von so vielen Geschichtschreibern als höchst übereilt getadelt ist. Octavius und Antonius hingegen konnten sich, im Fall einer Niederlage auf der Straße nach Salonichi zurück ziehen, ohne daß ihr Marsch in diesen engen Pässen, wo tausend Mann ein Heer von hundert tausend aufhalten können, im mindesten beunruhigt werden konnte.

Die Ebene von Seres erstreckt sich von dem See Amphipolis bis nach Melenik in einer Länge von mehr als funfzehn Stunden, und ihre Breite beträgt drey bis vier Stunden. Dieses prächtige Thal, das in ganz Romanien wegen des Reichthums an Produkten berühmt ist, wird durch den Strymon, der an dem Fuße des Scomius entspringt, in zwey Theile getrennt.

Die Ebene von Katherin ist ostwärts durch die Berge von Pydna verschlossen, gegen Westen durch den

Olympus, gegen Süden durch das Meer und nördlich durch die Pierischen Gebirge, die von Karaveria an sich von Osten nach Westen bis an den Olympus erstrecken. Das Thal hat ohngefähr funfzehn bis achtzehn Stunden im Umkreis.

Die Ebene von Pella endlich, durch deren Mitte der Verdar strömt, erstreckt sich von Salonichi bis an die Anhöhen um Jenidge. Nördlich wird sie durch eine Kette von Bergen verschlossen, die wie ein fester Wall das Innere des Meerbusens umringt, und sich westwärts bis nach Vodina, ostwärts aber bis an den See Amphipolis hin erstreckt. Wo die Berge dem Meer am nächsten sind, beträgt ihre Entfernung nur eine Stunde; die größte Breite der Ebene ist ohngefähr vier Stunden.

Der Berg Kurtiach, der zwey Stunden nordöstlich von Salonichi liegt, ist der höchste unter allen nach Süden laufenden innern Bergen; er ist fünfhundert und funfzig Klafter über die Meeresfläche erhaben. Er wird stufenweise niedriger, je mehr er sich dem östlichen Ufer des Thermäischen Meerbusens nähert, und verliert sich an demselben in einen sanften Abhang, auf welchem Salonichi, in Form eines halben Mondes, gebaut ist. Die Rhede, welche diesen halben Mond bespült, ist auf allen Seiten verschlossen, ausgenommen gegen Südwest. Auf der Südseite liegen die beyden Vorgebürge Cara-Burun, die auch gewöhnlich Cara-Bernus heißen. Der große Burun liegt drey Stunden vom Hafen entfernt, und bildet einen über eine Stunde langen Vorsprung ins Meer; der kleine Burun, der sich nur auf dreyhundert Klafter ins Meer erstreckt, und eigentlich die Einfassung der Rhede

gegen Osten ausmacht, ist anderthalb Stunden von Salonichi entfernt. Gegen Westen liegen große Haufen von Schlamm, die der Verdar herbeyführt, der seit Alexanders Zeiten das Land, das er durchströmt, fast um zwey Stunden verlängert hat.

Die Weite des Thermäischen Meerbusens beträgt von dem Cap Pailluri bis an das Cap St. Georg ohngefähr funfzehn Stunden; er verengert sich aber gegen die Spitze von Cassander und ist nur noch acht Stunden breit. Die Tiefe des Meerbusens, oder vielmehr seine Länge, beträgt, von dem Cap Pailluri bis an die Rhede von Salonichi, sieben und zwanzig Stunden.

Salonichi liegt in 40° 41′ 10″ nördlicher Breite; seine Länge, nach dem Meridian von Paris berechnet, ist 20° 28′. Das Schloß Volo ist von Dapper zu hoch angegeben; es muß in 39° 25′ bestimmt werden. Athen hat 37° 58′ 1″ Breite, und Corinth 37° 55′ 54″.

Die Oberfläche von ganz Griechenland beträgt sechstausend einhundert und funfzig Quadratmeilen; hievon kommen zweytausend auf Macedonien, tausend siebenhundert auf Epirus von dem Meerbusen lo Drino an bis zu dem di Carta, und zweytausend vierhundert und funfzig auf das südliche Griechenland.

Die Volkszahl in Macedonien beläuft sich auf 700,000 Seelen; es kommen also dreyhundert und siebzig auf eine Quadratmeile. Das Land Zagora ist unter allen griechischen Provinzen am besten bevölkert, und Epirus und Morea am schlechtesten. In dem erstern kommen sechshundert und dreyzehn Menschen auf eine Quadratmeile, und in Morea nur dreyhundert. Die

Bevölkerung von Thessalien beläuft sich auf 300,000 Seelen, und die von Epirus, das doch noch einmal so groß ist, nur auch 400,000. Aetolien, Phocis, Boeotien haben kaum 200,000 Einwohner. Attica hat nach der genauesten Berechnung nicht volle 24,900, und Morea, das doch tausend Quadratmeilen groß ist, hat nicht 400,000 Einwohner. Die ganze Bevölkerung von Griechenland kann nicht über 1,920,000 Seelen berechnet werden.

Macedonien, Thessalien, und der östliche Theil von Phocis und Böotien sind fruchtbare Länder. Das Erdreich in Attica ist äußerst leicht, und nur Gerste und Oehlbäume gedeihen darin. In Morea hingegen kann alles mögliche gebaut werden; in seinen Thälern wächst der schönste Weizen, und seine Berge sind mit den trefflichsten Viehweiden bedeckt. Epirus hingegen ist durchgängig rauh und bergicht, und unter allen Provinzen die unfruchtbarste.

Die Landesproducte von Macedonien allein betragen so viel wie die aus den sämmtlichen übrigen Provinzen Griechenlands. Besser vertheilt sind jedoch die Producte des Kunstfleißes. Thessalien zeichnet sich vor allen andern Provinzen durch Industrie aus; dann kommen Macedonien, Epirus, Morea, Attica, und endlich der unter dem Namen Livadien bekannte Theil von Böotien. Das übrige Böotien, nebst Phocis, Locris und Aetolien besitzen keine Art von Industrie.

Man findet in Griechenland vier große Paschalicks, nämlich von Tripolitza, von Egripos oder Negropont, von Janina und von Salonichi. Das Paschalick von

Tripolitza begreift ganz Morea in sich, das von Egripos erstreckt sich über die Insel dieses Namens, über ganz Böotien und den östlichen Theil von Phocis. Naupactus oder Lepanto hat einen eigenen kleinen Pascha, Athen und Livadien stehn unter der Herrschaft von Woiwoden; Larissa wird von einem Musselim regiert, und das Land Zagora, oder das alte Magnesien steht unter seinen eigenen Grafen.

Dem Pascha von Janina gehört ganz Epirus *), und dem von Salonichi ist die ganze südliche Hälfte von Macedonien unterworfen. Der nördliche Theil wird von besondern Beys regiert, und Pierien steht unter der Herrschaft des Agas von Katherin; dieser kleine Erdengott ist in der Herrschaft über den Olymp an die Stelle Jupiters getreten.

Beschreibung von Salonichi.

Salonichi oder Thessalonich war ehemals bis zur Regierung Cassanders unter dem Namen Therma bekannt; dieser erweiterte aber die Stadt, und gab ihr den Namen von seiner Gemahlin Thessalonica, die Philipps zweyte Tochter und Alexanders Schwester war. Sie liegt östlich in der äußersten Tiefe des Thermäischen Meerbusens, und ist halb auf den Hang des Berges Kurtiach erbaut. Von der Rhede ausgesehen gleicht die Stadt einem halben Mond, sie hat die Gestalt eines Halbcirkels, dessen Durchmesser der Länge nach an dem Meere liegt, die

*) Ich übergehe hier mit Stillschweigen die beyden kleinen Paschaliks von Avlon oder Valona, und von Delvino, die von Zeit zu Zeit von dem Pascha von Janina überfallen und gebrandschatzt werden.

Länge dieses Diameters beträgt neunhundert Klafter und die Circumferenz des Bogens, der gegen Norden sehr excentrisch ist, beläuft sich auf siebenzehnhundert Klafter. Die Mauern werden ringsherum von kleinen Thürmen bestrichen, und sind von Backsteinen auf einem Fundament von Quadern von ungeheuter Dicke erbaut. Die Häuser formiren auf dem Hang der Anhöhe ein Amphitheater; sie haben fast alle Gärten, und die ganze Stadt gewährt von fern einen reizenden Anblick. Allein wie erstaunt man bey dem Eintritt in dieselbe, wenn man nichts als enge und krumme Straßen, schlecht gebaute Häuser und nicht einen einzigen öffentlichen Platz erblickt, der gepflastert wäre. Salonichi sieht in der That nicht besser aus, als bey uns manche Dörfer; dennoch aber ist es eine der schönsten Städte im türkischen Reiche.

Es giebt Städte, die durch keine Revolution können zu Grund gerichtet werden, weil sich alle günstigen Umstände vereinigen, um die Bevölkerung immer wieder zu vermehren. Unter diese gehören in der Türkey Constantinopel und Alexandrien, die in der Mitte zwischen zwey Meeren liegen; eben so ist auch Salonichi hieher zu rechnen, das durch seine Lage in einem weiten Meerbusen der Mittelpunct des Handels von der ganzen Europäischen Türkey wird.

Als Handelsstadt ist daher Salonichi äußerst wichtig; aber als Festung ist es von keiner Bedeutung. Es hat bloß ein Schloß, das in der obern Mitte des Halbcirkels liegt, und zwey Bastionen an den beyden Seiten des Diameters, mit Batterien, die das Meer bestreichen. Dies sind alle Festungswerke; es ist übrigens kein Graben

um die Stadt, und die Wälle sind nicht mit Mauern gefüttert. Die Rhede könnte jedoch auf das vortrefflichste vertheidigt werden, wenn auf der Spitze des kleinern Caps Burun eine Schanze angelegt würde, in dem gegenwärtigen Zustande ist sie aber der allerschwächsten Escader Preis gegeben; jedes Kriegsschiff kann sich ungehindert nähern, und die Stadt beschießen, die zu ihrer ganzen Vertheidigung nicht vier Canonen ohne Lavetten, und nicht einen einzigen Canonier hat, der im Stande ist, sie zu richten.

Salonichi wird von einem Pascha von drey Roßschweifen und einem Mollah vom ersten Rang regiert; der letztere genießt mit den Mollah's von Mecca und Damascus gleichen Rang, und hat wie diese niemand über sich als die beyden Cazi-Asskers, und den Scheik-Islam, oder großen Muphti. Er empfängt von diesem aus Constantinopel die Investitur, und hat den Vorsitz in allen Moschen, ohne einer davon insbesondere vorzustehen. Der Pascha vereinigt in seinen Händen alle Zweige der bürgerlichen Gewalt, ausgenommen die Gerechtigkeitspflege, die dem Mollah vorbehalten ist. Seiner Bestimmung nach ist er hier ganz despot, an der Stelle und nach Auftrag des Großsultans dessen oberster Stellvertreter, in der Wirklichkeit aber kann er seinen Despotismus nur über die Rayas ausüben, denn wenn er einen Türken seine schwere Hand will fühlen lassen, so wird sie ihm oft durch die Beys gelähmt. Ueberhaupt ist die ottomannische Staatsverfassung eine wahre militärische Aristocratie; wer nicht die Waffen trägt, ist verdammt, unter dem schmähligsten Druck zu seufzen.

Die Territorialabgabe führt den Namen Miri *); und wird in Natur bezahlt; sie beträgt den zehnten Theil des Ertrags. Die Auflage auf Lebensmittel ist noch neu, und war unter der Regierung Abdul-Hamid's noch ganz unbekannt. Die übrigen Impostен sind in Griechenland, wie überhaupt im ganzen Reich, durch die berühmte Commission eingeführt worden, die den Namen Nisami Djedith führt.

In dem Paschalick von Salonicht ist der Miri für vierhundert und funfzig Beutel verpachtet. Die neuen Auflagen sind noch nicht lange genug eingeführt, um ihren Ertrag genau angeben zu können. Von jedem Stück kleinen Vieh wird ein Para bezahlt, von einem Ochsen ein Piaster, von der Ocke Wein zwey Para **); für alle übrigen Lebensmittel wird mit dem Einnehmer wegen der Abgabe gehandelt.

Der Pascha zieht den Zehnten von ohngefähr zwanzig Dörfern, die unmittelbar ihm angewiesen sind, und verpachtet ihn für sechszig bis siebzig tausend Piaster. Eben

*) Miri ist eigentlich die Hauptstaatscasse des türkischen Reichs, aus welcher alle gewöhnlichen oder einmal fixirten Ausgaben bestritten werden. Die zweyte Hauptcasse heißt Chasine, und ist eigentlich die Privatcasse des Großsultans die häufig durch Confiscationen bereichert wird. Davon werden nicht einmal die Kosten der Hofhaltung bestritten, sondern diese wird aus dem Miri besoldet. Zuweilen schießt aber der Sultan bey außerordentlichen Vorfällen dem Miri große Summen vor, und so war diese Casse 1776. ihm 45,500,000 Piaster schuldig.

**) So heißt eine kleine Silbermünze aus drey Aspern bestehend. In Egypten heißt sie Medin, Meidin, und enthält nach deutschem Gelde zwischen acht und neun Pfenning.

so viel tragen ihm die die Accidenzien ein, und die Avanien oder ungerechte Erpressungen wenigstens 100,000 Piaster, auch wohl 200,000, wenn er unmenschlich gesinnt ist. Ist er habsüchtig und hart, so kann er in der kurzen Zeit von sechs Monaten das ganze Land zu Grunde richten.

Die städtischen Ausgaben werden von den drey Gemeinden, der türkischen, griechischen, und jüdischen bestritten. Die türkische Gemeinde steht unter einem Rath von sechs Agas, die alle mächtige Beys sind. Derjenige unter ihnen, der den Vorsitz führt, ist Herr von der Stadt, und der Pascha hat sich sehr vor ihm zu fürchten.

Die griechische Gemeinde wird hier, wie in allen der ottomannischen Herrschaft unterworfenen Ländern von Proesti oder Aeltesten regiert. Die Juden aber stehen unter ihren Rabbinen, deren Vorsteher der große Rakam heißt, und eine außerordentliche Macht besitzt. Er begiebt sich gewöhnlich unter den Schutz von Frankreich oder England, und da sich alsdann die Türken nicht mehr an seiner Person vergreifen dürfen, so spielt er die Rolle eines wahren Königs der Juden.

In Rücksicht der Gerechtigkeitspflege sind die Griechen und Juden eben so wie die Türken dem Mollah unterworfen. Allein gemeiniglich unterwerfen sie ihre Streitigkeiten der Entscheidung ihrer geistlichen Oberhäupter, als Schiedsrichter, und diese geben ihren Aussprüchen durch den Bannstrahl Gewicht. Auf diese Art ist der Spruch des Bischofs oder des Rabbinen zwar nicht gesetzmäßig aber doch in der That verbindlich und keiner weitern Appellation unterworfen, denn der Bannstrahl

hat hier noch die nämliche Wirkung, die er ehemals auf uns in der finsterſten Epoche des Mittelalters gehabt hat. Der letztere Oberrabbiner ſtand unter dem Schutz von Frankreich, und der Fluch, den er ausſprach, war ſo kräftig und verbreitete ein ſolches Entſetzen, daß häufig Väter, von denen deshalb ihre Kinder weggelaufen waren, und Männer, die ihre Weiber verlaſſen hatten, zu mir kamen, und mich um Schutz gegen die ſchreckliche Tyrannei des Rabbinen anflehten.

Der Karatſch war eine Art von Kopfſteuer, die von Griechen und Juden entrichtet wurde; die letztern hatten ſich ein für allemal um die Summe von 36 000 Piaſter darüber verglichen. Die Griechen hatten in den letzten Jahren fünftauſend Karatſchen bezahlt; wenn man nun auf vier Köpfe einen rechnet, der dieſer Steuer unterworfen iſt, ſo muß hiernach eine Bevölkerung von 15 bis 20,000 Seelen angenommen werden. Auch wird man dieſe Rechnung ungefähr richtig finden, wenn man weiß, daß die Kinder in den Städten dieſe Steuer ſchon vom achten, und auf dem Lande vom fünften Jahre an bezahlen. Wenn ein Vater über das Alter ſeines Kindes ſtreiten will, ſo meſſen die Einnehmer den Kopf des Kindes mit einer Schnur, die ihnen zum beſtimmten Maaße dient; da ſie aber die Schnur nach Willkühr kürzer machen können, ſo muß der arme Grieche jedesmal Unrecht haben. Dieſe Einnehmer ſind alte Männer, die einen ſo geübten Blick haben, daß ſie jedem Menſchen an den Geſichtszügen ſeinen Stand anſehen, und ihnen nie einer entwiſchen wird. Dafür fordern ſie aber auch niemals von irgend einem den Karatſch zum zweytenmal.

Alle türkischen Einwohner sind hier Janitscharen, und als solche wirkliche Soldaten. Nun aber rechnet man in einem Lande, wo jeder Bewohner Soldat ist, auf einen jeden eine Frau und zwey Kinder; da nun in Salonichi siebentausend Janitscharen ausgehoben werden können, so würde hieraus eine Bevölkerung von 28 bis 30,000 Türken folgen. In den Registern der Janitscharen Ortas, oder Compagnien, sind 13,000 Mann eingeschrieben; dies kommt aber auf die angegebene Anzahl heraus, denn jeder Janitschar läßt seinen Sohn, sobald er geboren wird, in die Register eintragen.

Die Anzahl der Juden kann nicht mit derselbigen Genauigkeit bestimmt werden; die Berechnung, die mir am wenigsten unvollkommen schien, setzte sie auf 12,000 Seelen.

Nach allen diesem kann die Bevölkerung von Salonichi zu 60,000 Seelen angenommen werden. Hierunter befinden sich 30,000 Türken, 15,000 Griechen, und 12,000 Juden; der Rest von ungefähr 2000 Seelen besteht aus fränkischen Kaufleuten, aus Maminen, die halb Türken und halb Juden sind, aus Tschinghenesen, den Zigeunern in der Türkei, und aus schwarzen Sklaven, die hier alle unter dem Namen Araber begriffen werden.

Zweyter Abschnitt.

Artikel der Ausfuhr.

Ich fange das Gemählde des griechischen Handels mit den Artikeln der Ausfuhr an, die ich sämmtlich nach einander anführen werde.

Baumwolle aus Macedonien.

Die Baumwolle, die in der Handlung unter dem Namen Baumwolle von Salonichi bekannt ist, kommt insgesammt aus dem Canton Seres. Diese macedonische Stadt ist in der ganzen europäischen Türkei wegen ihres reichen Marktes berühmt. Sie liegt funfzehn Stunden nordwestlich von Salonichi, und mitten in einer grossen Ebene, die der Strymon bewässert und fruchtbar macht. Dieser Fluß entspringt an dem Fuße des Scomius, und fällt nach einem Lauf von zwanzig Stunden in den Meerbusen von Amphibolis. Bald ist er ein ungestüm reißender Strom, bald ein friedlicher, sanfter Bach, nach der Verschiedenheit der Jahrszeiten. Im Frühjahr überschwemmt er die ganze Ebene, und bedeckt sie mit fruchtbarem Schlamm, den er von den benachbarten Bergen losreißt; im Sommer hingegen scheint er in seinem tiefen und gewundenen Bette sich mühsam fortzuschleppen. Das Thal, das er durchströmt, ist von allen Seiten verschlossen, ausgenommen gegen Süden,

wo der Fluß sich ins Meer stürzt. Die Berge gegen Osten sind die höchsten Gebirge des Pangäus; nordwärts zieht sich der Scomius hin, und westlich der Berg Cercina.

Dieses ganze Thal ist ausschließend der Baumwolle gewidmet; es liegen in demselben beynahe dreyhundert Dörfer, die, wenn man von dem Gipfel des Cercina herabsieht, sich einander zu berühren, und nur eine ungeheuer große Stadt auszumachen scheinen. Alle diese Dörfer sind zu dreyßig bis vierzig in Agaliks vertheilt, der Aga bezieht von seinen Vasallen den Zehnten von der Baumwolle, und muß in Kriegszeiten eine gewisse Anzahl von Truppen zur Armee führen. Die bedeutendsten unter diesen Agaliks sind die von Drama, von Zigna und von Seres. Der Aga von Seres hat fünftausend Mann in seinen Diensten, und gilt für den mächtigsten Bey in ganz Macedonien.

Die Agas leben in ihren Schlössern, umringt von einer albanischen Garde, und führen Kriege mit einander, wie unsere alten Ritter zur Zeit des Faustrechts. Der Sieger verbrennt die Pflanzungen des Besiegten, raubt ihm seine Weiber und sein Vieh, und seine verheerenden Streifereien werden nur durch gewisse Musulmännische Feste unterbrochen, während welcher alle Feindseligkeiten durch eine Art von Gottesfrieden aufhören. Diese Feudalgebräuche, die sogar in dem schönen Clima von Griechenland Wurzel gefaßt haben, bestätigen die Meinung, daß das gesammte Feudalsystem aus den Ebenen der großen Tartarei zu uns gebracht ist.

Die ottomannische Pforte unterhält ins geheim diese Streitigkeiten der Agas, und sieht sie sich einmal genöthigt, sich für irgend eine Parthie zu erklären, so überschickt sie dem schwächern die Schnur, und dem stärkern die Roßschweife. Durch Strafloſigkeit aufgemuntert plündern die mächtigern Agas das ganze Land, und häufen schnell ungeheure Schätze auf. Dann sucht der Divan sie durch den Reiz von irgend einer glänzenden Bedienung in die Stadt zu locken, und sobald er versichert ist, daß sie ihm nicht mehr entwischen können, so läßt er ihnen durch einen Capidgi den Kopf oder den Beutel abfordern.

Auf diese Art fließen alle Erpressungen der Agas in den Schatz des Großherrn. Ich werde bey Erwähnung der Griechen noch öfters von diesen Agas reden müssen, denn wenn man von der Heerde spricht, so kann man die Wölfe nicht mit Stillschweigen übergehen, die sie verschlingen.

Die Baumwolle, die in Macedonien gewonnen wird, kommt von einer jährlichen Staude, die drey bis vier Fuß hoch wächst. Ihre Frucht besteht aus einer länglichten Capsel, deren Saamenkörner mit einem weißen, seidenartigen Flaum umwickelt sind. Dieser Flaum liegt so dicht und gedrängt in der Capsel, daß wenn man ihn einmal herausgenommen hat, es ganz unmöglich ist, ihn wieder hinein zu bringen. In gutem Boden kann man von dem Morgen jährlich zwey bis dreyhundert Oken Baumwolle ernoten; wenn die Oke nun einen Piaster gilt, so giebt dieses einen Ertrag von zwey bis dreyhundert Piastern. Es ist kein Landesprodukt vorhanden,

das einträglicher wäre; daher breitet sich aber auch die Cultur der Baumwolle immer mehr aus, und seit einigen Jahren sind die besten Felder in ganz Macedonien darauf verwendet worden, obgleich die Ebene von Seres, weil sie gegen alle Winde geschützt ist, dazu am geschicktesten ist.

Man unterscheidet in Macedonien fünferley Arten von Baumwolle, nämlich die Tschesmey, die Uchur, die Cantar, die Parili- und die Cira Baumwolle. Die erste Sorte ist die allervorzüglichste, und wird aus der Mitte der Capsel genommen. Die zweyte ist die Zehntenbaumwolle, die der Aga aus den sämmtlichen Vorräthen der Bauern aussuchen läßt. Die Cantarbaumwolle ist diejenige, die von den Agas auf ihren eigenen Feldern gewonnen wird; weil diese Felder mit mehr Aufwand bestellt werden, und die Baumwolle auch mit mehr Sorgfalt zubereitet wird, so ist diese Sorte fast eben so schön wie die vorhergehenden. Den Namen Tarili führt die Baumwolle von einer Dorfgemeinde, der eine gewisse Quantität als Taxe aufgelegt wird, um dem Aga die rückständigen Schulden zu bezahlen. Man sammelt sie in einem öffentlichen Magazin, und verkauft sie für Rechnung des Ganzen. Alle andere Baumwolle wird unter dem Namen Cira oder gewöhnliche Baumwolle begriffen.

Sämmtliche Sorten werden in Bündeln verkauft, die mit zwey langen Strohseilen zusammen gebunden sind, und sieben bis achthundert Drachmen *) Baum-

*) Hundert und achtzig Drachmen geben in Constantinopel auf ein Rotal, oder ein Pfund sechs Unzen französisch Gewicht.

wolle enthalten. Die Strohseile dürfen eigentlich nur zwanzig Drachmen wiegen, allein oft werden sie aus Betrug dreyßig bis vierzig Drachmen schwer gemacht. Die Stadt Seres ist der gemeinschaftliche Marktplatz, wo sich im Winter alle Sonntage die Bauern aus dem ganzen Thal versammeln. Einige bieten ihre selbst geerntete Baumwolle zum Verkauf an, andere suchen die Baumwolle, die sie einzeln und in kleinen Quantitäten gekauft haben, jetzt wieder im Großen abzusetzen, nachdem sie dieselbe auf eine eigene Weise zubereitet haben. Die Käufer sind Kaufleute in Seres, die für entfernte Häuser Commission übernehmen, und Factoren, die von den fränkischen Kaufleuten in Salonichi dahin geschickt werden. Diese Factoren müssen mit großen Summen Geldes versehen seyn, denn sie müssen drey Viertheile der gekauften Baumwolle noch vor der Ablieferung derselben baar bezahlen. Sie kaufen die Waare, ohne sie gesehen zu haben, und reisen nur in die Dörfer, um sie einpacken und abführen zu lassen. Auf diese Art werden ohne Mäckler, ohne schriftlichen Contract, ohne Garantie, und bloß durch mündliche Accorde, die aber stets aufs getreueste gehalten werden, unermeßliche Geschäfte gemacht. Entsteht jedoch einmal ein Streit zwischen Käufer und Verkäufer, so läßt sie der Bey von Seres vor sich kommen, und entscheidet ohne daß eine weitere Appellation Statt findet. Der jetzige Bey ist zwar ein bloßer Tartar, allein er verbindet mit seiner Rohheit einen solchen geraden Sinn, daß in seinem Agalik aus Furcht keine Betrügereien verübt werden.

Die Abgaben von der Baumwolle an den Großherrn schränken sich auf das sogenannte Bedeat ein, das von der Oke Baumwolle einen Asper beträgt, und in Seres bezahlt wird, und einen Zoll von anderthalb Aspern, der zu Salonichi bey der Ausfuhr zur See bezahlt wird. Daher wird von der Baumwolle, die zu Lande nach Teutschland und Dalmatien verführt wird, nur allein das Bedeat entrichtet.

Die jährliche Baumwollenerndte im Thal von Seres wird zu 70,000 Ballen gerechnet. Der Ballen enthält zwey Tengs, jeden zu sechzig Bündeln, und an Gewicht ungefähr hundert Oken reine Baumwolle.

Der Preiß ist zwischen achtzig bis hundert und sechszig Aspern für die Oke; nimmt man den Mittelpreiß von hundert und zwanzig Aspern, oder einem Piaster an, so ergiebt sich, daß die bloße Baumwollencultur Macedonien jährlich ungefähr 700,000 Piaster einträgt. Dieser Ertrag steht dem von den reichsten Colonien in den Antillen zur Seite, und macht die Grundlage von dem ganzen Handel mit Europa aus, durch welchen die macedonische Baumwolle in alle europäische Länder verschickt wird. Die Teutschen allein führen jährlich über 30,000 Ballen davon aus: die Franzosen 12,000; 4000 Ballen werden nach Venedig, 1500 nach Livorno, und eben so viel nach Genua verschickt. Nach London gehen zwey Schiffsladungen, und eine nach Amsterdam. Im Ganzen werden jährlich wenigstens 50,000 Ballen ausgeführt, deren Werth fünf Millionen Piaster beträgt.

In Griechenland selbst werden 10,000 Ballen verbraucht. Dies würde unglaublich viel scheinen, wenn

man nicht wüßte, daß die Türken ihre Matrazen, Sophas und Bettdecken mit Baumwolle füllen, und daß außerdem die Vorschrift ihrer Religion, nach welcher den Leichen von beyden Geschlechtern, ehe sie begraben werden, alle Oeffnungen und natürlichen Canäle des Körpers mit Baumwolle müssen zugestopft werden, die Konsumtion dieses Products noch sehr vermehrt.

Der Ueberrest der gewonnenen Baumwolle wird gesponnen, so wie alle die in andern Gegenden, als in dem Canton Seres geerntet wird, und die von dem griechischen Bauer für seine häuslichen Bedürfnisse ausschließend bestimmt ist. Diese Baumwolle ist gröber als die erstere, aber länger und deshalb geschickter zum Spinnen; sie wächst vorzüglich bey Panomi und Wasilica in dem alten Chalcis, in den Pharsalischen Feldern und bey Caripa in Thessalien.

Die ganze Masse der Baumwolle kann auf 20,000 Ballen geschätzt werden. Hievon verbraucht Salonichi zweytausend Ballen in seinen Fabriken von groben Tüchern; eben so viel verarbeiten die Fabriken zu Kara-Veria oder dem alten Beroea, zu Pestemals, oder Badetüchern, davon die Türken in ihren öffentlichen Bädern und zu ihren häuslichen Abwaschungen eine sehr große Menge brauchen. Zwischen zwölf und funfzehnhundert Ballen werden in Drama verarbeitet, und zehn bis zwölfhundert in den Fabriken von gröbern Cattun zu Seres, mit welchem fast alle Sophas in der ganzen Türkei überzogen sind. Die meiste gesponnene Baumwolle wird jedoch in Tornovo, einer kleinen Stadt in Thessalien, drey Stunden nordwestlich von Larissa, verbraucht.

Die Fabriken zu Tornovo sind durch ganz Romanien wegen der Schönheit ihrer Aladjiats berühmt. Dieses sind leichte, aus Baumwolle und Seide gewebte Zeuge, die in dem europäischen Handel vortheilhaft bekannt sind. Sie werden besonders zu Kleidungen der griechischen Damen gebraucht, und man rechnet, daß jährlich zwischen drey bis viertausend Ballen gesponnener Baumwolle darauf verwendet wird.

Zehntausend Ballen werden in den Fabriken in Thessalien roth gefärbt, und nach Teutschland, Pohlen Rußland und in die Schweiz verschickt.

Wir wissen aus Erfahrung, daß, wenn die rohe Baumwolle funfzig werth ist, so ist der Werth der gesponnenen hundert. Nun gehen aber nur höchstens zehn Procent hiebey verloren, folglich gewinnt jedes Land, das seine Baumwolle selbst spinnt, vierzig Proceut am Arbeitslohn.

In Thessalien und Macedonien werden 20,000 Ballen Baumwolle gesponnen, und 10,000 gefärbt. Der Gewinn des Färbens muß wenigstens zu zwanzig Procent angenommen werden: man kann ihn jedoch mit dem Gewinn von der Spinnerey nicht in Vergleich stellen, er bereichert im Grunde nur einige Capitalisten, die Spinnerey aber trägt sehr wesentlich zum Wohlstand des Volkes bey.

Der große Vortheil der Spinnerey besteht darin, daß die nämliche Hand, die die Baumwolle säet und erndtet, diesem Produkt der Natur durch eine so höchst einfache Kunst auch noch eine andere Form geben, und dadurch dessen Werth erhöhen kann. Sehr einträglich

ist zwar diese Arbeit im Einzeln nicht, allein man hat sie beständig zur Hand, und kann damit alle leeren Augenblicke ausfüllen. Man läßt sie ruhen, sobald man etwas nützlicheres zu thun findet, und kehrt bey dem ersten ruhigen Augenblick wieder zu ihr zurück. Die Spinnerey füllt alle sonst verlornen Minuten des Lebens aus, beschäfftigt schwache Greise und Kinder, und verschafft ihnen den nöthigen Unterhalt; sie schützt in der That ein ganzes Land gegen den Müßiggang, und gegen alle Uebel, die aus ihm entspringen.

In einem Lande, das weniger mißhandelt würde als Macedonien, könnte der Bauer, wenn er zugleich Spinner ist, sich zu einem gewissen Wohlstand empor arbeiten, weil er durch den Profit des Spinnens mehr in Stand gesetzt würde, mehr auf den Ackerbau zu verwenden, und folglich seine Erndten zu vermehren. Allein in Griechenland zieht nach der jetzigen Lage der Dinge der Bauer aus seinem doppelten Fleiß keinen weitern Nutzen, als daß er nicht ganz so elend ist, als er ohne Spinnerey seyn würde, und daß die Agas eine Ursache mehr haben, ihn zu pressen, ohne ihn gerade Hungers sterben zu lassen.

Tabak aus Macedonien.

Nach der Baumwolle ist der Tabak der wichtigste Artikel der Ausfuhr von Griechenland.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Getraidebau den Macedoniern nicht mehr Nutzen brächte als der Tabakbau? Es ist nämlich zu bemerken, daß in jedem Boden, der zum Tabak tauglich ist, auch alle Getrai-

bearten vortrefflich gedeihen. Als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wegen der drückendsten Hungersnoth wiederholte Empörungen in Constantinopel ausbrachen, so hatte Mustapha II. die Absicht, Macedonien zu einer der Vorrathskammern des Reichs zu machen, und sein Divan verbot daher den Tabaksbau. Seitdem wurde jedoch dieses uneingeschränkte Verbot in eine sehr starke Abgabe verwandelt, und hierbey ist es seitdem geblieben.

Wäre bey dieser erlassenen Verfügung nicht die Rede von einem türkischen Divan, so könnte man von Mustaphas Rathgebern große Einsichten in die Landökonomie vermuthen. Die Tabakspflanze gedeiht in der That nirgends, als in dem allervorzüglichsten Erdboden, und auch dieser, wenn man ihn nicht über die Maaße düngt, wird sehr bald erschöpft. Hiezu kommt noch, daß die Pflanze so stark den Saft der Erde an sich zieht, daß sie auch den benachbarten Feldern ihre Fettigkeit entzieht.

Allein, ungeachtet der drückenden Auflagen, die auf dem Tabaksbau liegen, haben dennoch die macedonischen Bauern sich nicht davon abhalten lassen. Sie glauben die Masse ihres Getraides verdoppelt zu haben, wenn sie den Gewinn von ihren Feldern durch die Art der Cultur verdoppeln. Das Interesse ist hierin ihr Führer, und sie haben Recht, daß sie diesem Instinct folgen, denn es ist kein Boden in der Welt so zuträglich dem Tabaksbau wie der ihrige. Er ist so fett, daß er durchaus stark saugende Pflanzen nöthig hat; die dicke salpeterichte Luft, die Lage am Fuß des Pangäus, des

Olymps und anderer hohen Berge, welche unaufhörlich einen Kreis von Dünsten um das ganze Land herumziehen, ferner die beständigen Anschwemmungen des Meeres, des Strimons, des Agius und tausend andere Ursachen, geben dem Thier- und Pflanzenreich einen solchen Reichthum an Lebenskraft, daß man in keinem andern Lande einen Begriff davon hat. Die Natur hat in Macedonien ein Uebermaaß von Kraft, die Pflanzen haben zu viel Saft, und die Thiere zu viel Stärke.

Ein mit Tabak bepflanztes Stück Land giebt einen doppelt so starken rohen Ertrag als ein mit Getraide bestelltes Feld; allein der Bau und die Behandlung des Tabaks erfordert so viele Sorgfalt und Arbeit, daß der Vortheil wieder beträchtlich dadurch vermindert wird. Auffallend ist es, daß die Bauern, die Tabak bauen, selten wohlhabend sind, und daß es weit schwerer ist, die Abgaben von ihnen zu erhalten, als von den Getraidebauern. Dieser Umstand spricht eigentlich nicht zum Vortheil des Tabakbaues; allein er hat in der That nichts mit dem System dieses Zweiges der Cultur gemein, denn die Tabakspflanzungen werden allgemein den Getraidefeldern vorgezogen, und die Türken haben sich dieselben fast ausschließend vorbehalten, den Griechen aber die Getraidefelder überlassen. Sie stehen auch in einem weit theurern Preis, und müssen doch folglich auch mehr eintragen, als die letztern, denn sonst würde der Eigennutz das günstige Vorurtheil für dieselben bald zerstören. Man muß daher die Verschiedenheit zwischen der Lage des Tabaksbauern und des Getraidebauern einzig nur in ihrer persönlichen Industrie aufsuchen. Die Griechen

sind nicht so schlechte Landwirthe als die Türken, nun aber sind die Griechen die Getraidebauern, und die allermeisten Tabakspflanzungen befinden sich in den Händen der Türken.

Die Güte des Tabaks ist verschieden, nach den Cantonen, worin er wächst. Diese Cantone formiren nordwärts von Salonichi einen Halbcirkel, dessen Durchmesser ungefähr fünf und zwanzig Stunden lang ist. Er erstreckt sich von Westen nach Osten von dem Fluß Verdar bis an den Fluß Mesto, jenseits Cavala.

Der Canton Jenitza (Jenidge) ist der erste am Anfang des Halbcirkels gegen Westen, der von der kleinen Stadt Jenitza, die dicht bey den Ruinen des alten Pella liegt, seinen Namen hat. Er hat ungefähr zehn Stunden im Umkreis, und begreift zwölf Dörfer in sich, die sämmtlich den Tabakbau treiben. Dieser Tabak ist unter dem Namen, Jenidge-Verdar im Handel bekannt. Sein Blatt ist klein, dem Blatt unseres Nußbaums in der Form ähnlich, goldgelb von Farbe, sehr wohlriechend und von einem angenehmen Geschmack. Die Oke von dieser Sorte kostet gewöhnlich siebenzig bis achtzig Aspern, und man kann den sämmtlichen Ertrag des Cantons Jenitza, jährlich auf fünftausend Ballen, jeden zu hundert Oken rechnen.

Weiterhin in dem Halbcirkel liegt der Flecken Kara-Dagh, zu dem ungefähr dreyßig kleine Dörfer gehören, deren Bewohner in den fetten Aeckern, die zunächst ihre Wohnungen umgeben, ebenfalls Tabak bauen. Der Kara-Dagh ist aber nicht so gut wie der Jenidge; die

wolle enthalten. Die Strohseile dürfen eigentlich nur zwanzig Drachmen wiegen, allein oft werden sie aus Betrug dreyßig bis vierzig Drachmen schwer gemacht. Die Stadt Seres ist der gemeinschaftliche Marktplatz, wo sich im Winter alle Sonntage die Bauern aus dem ganzen Thal versammeln. Einige bieten ihre selbst geerntete Baumwolle zum Verkauf an, andere suchen die Baumwolle, die sie einzeln und in kleinen Quantitäten gekauft haben, jetzt wieder im Großen abzusetzen, nachdem sie dieselbe auf eine eigene Weise zubereitet haben. Die Käufer sind Kaufleute in Seres, die für entfernte Häuser Commission übernehmen, und Factoren, die von den fränkischen Kaufleuten in Salonichi dahin geschickt werden. Diese Factoren müssen mit großen Summen Geldes versehen seyn, denn sie müssen drey Viertheile der gekauften Baumwolle noch vor der Ablieferung derselben baar bezahlen. Sie kaufen die Waare, ohne sie gesehen zu haben, und reisen nur in die Dörfer, um sie einpacken und abführen zu lassen. Auf diese Art werden ohne Mäckler, ohne schriftlichen Contract, ohne Garantie, und bloß durch mündliche Accorde, die aber stets aufs getreueste gehalten werden, unermeßliche Geschäfte gemacht. Entsteht jedoch einmal ein Streit zwischen Käufer und Verkäufer, so läßt sie der Bey von Seres vor sich kommen, und entscheidet ohne daß eine weitere Appellation Statt findet. Der jetzige Bey ist zwar ein bloßer Tartar, allein er verbindet mit seiner Rohheit einen solchen geraden Sinn, daß in seinem Agalik aus Furcht keine Betrügereien verübt werden.

Die Abgaben von der Baumwolle an den Großherrn schränken sich auf das sogenannte Bedeat ein, das von der Oke Baumwolle einen Asper beträgt, und in Seres bezahlt wird, und einen Zoll von anderthalb Aspern, der zu Salonichi bey der Ausfuhr zur See bezahlt wird. Daher wird von der Baumwolle, die zu Lande nach Teutschland und Dalmatien verführt wird, nur allein das Bedeat entrichtet.

Die jährliche Baumwollenerndte im Thal von Seres wird zu 70,000 Ballen gerechnet. Der Ballen enthält zwey Tengs, jeden zu sechzig Bündeln, und an Gewicht ungefähr hundert Oken reine Baumwolle.

Der Preiß ist zwischen achtzig bis hundert und sechszig Aspern für die Oke; nimmt man den Mittelpreiß von hundert und zwanzig Aspern, oder einem Piaster an, so ergiebt sich, daß die bloße Baumwollencultur Macedonien jährlich ungefähr 700,000 Piaster einträgt. Dieser Ertrag steht dem von den reichsten Colonien in den Antillen zur Seite, und macht die Grundlage von dem ganzen Handel mit Europa aus, durch welchen die macedonische Baumwolle in alle europäische Länder verschickt wird. Die Teutschen allein führen jährlich über 30,000 Ballen davon aus: die Franzosen 12,000; 4000 Ballen werden nach Venedig, 1500 nach Livorno, und eben so viel nach Genua verschickt. Nach London gehen zwey Schiffsladungen, und eine nach Amsterdam. Im Ganzen werden jährlich wenigstens 50,000 Ballen ausgeführt, deren Werth fünf Millionen Piaster beträgt.

In Griechenland selbst werden 10,000 Ballen verbraucht. Dies würde unglaublich viel scheinen, wenn

man nicht wüßte, daß die Türken ihre Matrazen, Sophas und Bettdecken mit Baumwolle füllen, und daß außerdem die Vorschrift ihrer Religion, nach welcher den Leichen von beyden Geschlechtern, ehe sie begraben werden, alle Oeffnungen und natürlichen Canäle des Körpers mit Baumwolle müssen zugestopft werden, die Konsumtion dieses Products noch sehr vermehrt.

Der Ueberrest der gewonnenen Baumwolle wird gesponnen, so wie alle die in andern Gegenden, als in dem Canton Seres geerntet wird, und die von dem griechischen Bauer für seine häuslichen Bedürfnisse ausschließend bestimmt ist. Diese Baumwolle ist gröber als die erstere, aber länger und deshalb geschickter zum Spinnen; sie wächst vorzüglich bey Panomi und Wasilica in dem alten Chalcis, in den Pharsalischen Feldern und bey Caripa in Thessalien.

Die ganze Masse der Baumwolle kann auf 20,000 Ballen geschätzt werden. Hievon verbraucht Salonichi zweytausend Ballen in seinen Fabriken von groben Tüchern; eben so viel verarbeiten die Fabriken zu Kara-Veria oder dem alten Beroea, zu Pestemals, oder Badetüchern, davon die Türken in ihren öffentlichen Bädern und zu ihren häuslichen Abwaschungen eine sehr große Menge brauchen. Zwischen zwölf und funfzehnhundert Ballen werden in Drama verarbeitet, und zehn bis zwölfhundert in den Fabriken von gröbern Cattun zu Seres, mit welchem fast alle Sophas in der ganzen Türkei überzogen sind. Die meiste gesponnene Baumwolle wird jedoch in Toruovo, einer kleinen Stadt in Thessalien, drey Stunden nordwestlich von Larissa, verbraucht.

Die Fabriken zu Tornovo sind durch ganz Romanien wegen der Schönheit ihrer Aladjiats berühmt. Dieses sind leichte, aus Baumwolle und Seide gewebte Zeuge, die in dem europäischen Handel vortheilhaft bekannt sind. Sie werden besonders zu Kleidungen der griechischen Damen gebraucht, und man rechnet, daß jährlich zwischen drey bis viertausend Ballen gesponnener Baumwolle darauf verwendet wird.

Zehntausend Ballen werden in den Fabriken in Thessalien roth gefärbt, und nach Teutschland, Pohlen Rußland und in die Schweiz verschickt.

Wir wissen aus Erfahrung, daß, wenn die rohe Baumwolle funfzig werth ist, so ist der Werth der gesponnenen hundert. Nun gehen aber nur höchstens zehn Procent hiebey verloren, folglich gewinnt jedes Land, das seine Baumwolle selbst spinnt, vierzig Procent am Arbeitslohn.

In Thessalien und Macedonien werden 20,000 Ballen Baumwolle gesponnen, und 10,000 gefärbt. Der Gewinn des Färbens muß wenigstens zu zwanzig Procent angenommen werden: man kann ihn jedoch mit dem Gewinn von der Spinnerey nicht in Vergleich stellen, er bereichert im Grunde nur einige Capitalisten, die Spinnerey aber trägt sehr wesentlich zum Wohlstand des Volkes bey.

Der große Vortheil der Spinnerey besteht darin, daß die nämliche Hand, die die Baumwolle säet und erndtet, diesem Produkt der Natur durch eine so höchst einfache Kunst auch noch eine andere Form geben, und dadurch dessen Werth erhöhen kann. Sehr einträglich

ist zwar diese Arbeit im Einzeln nicht, allein man hat sie beständig zur Hand, und kann damit alle leeren Augenblicke ausfüllen. Man läßt sie ruhen, sobald man etwas nützlicheres zu thun findet, und kehrt bey dem ersten ruhigen Augenblick wieder zu ihr zurück. Die Spinnerey füllt alle sonst verlornen Minuten des Lebens aus, beschäfftigt schwache Greise und Kinder, und verschafft ihnen den nöthigen Unterhalt; sie schützt in der That ein ganzes Land gegen den Müßiggang, und gegen alle Uebel, die aus ihm entspringen.

In einem Lande, das weniger mißhandelt würde als Macedonien, könnte der Bauer, wenn er zugleich Spinner ist, sich zu einem gewissen Wohlstand empor arbeiten, weil er durch den Profit des Spinnens mehr in Stand gesetzt würde, mehr auf den Ackerbau zu verwenden, und folglich seine Erndten zu vermehren. Allein in Griechenland zieht nach der jetzigen Lage der Dinge der Bauer aus seinem doppelten Fleiß keinen weitern Nutzen, als daß er nicht ganz so elend ist, als er ohne Spinnerey seyn würde, und daß die Agas eine Ursache mehr haben, ihn zu pressen, ohne ihn gerade Hungers sterben zu lassen.

Tabak aus Macedonien.

Nach der Baumwolle ist der Tabak der wichtigste Artikel der Ausfuhr von Griechenland.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob der Getraidebau den Macedoniern nicht mehr Nutzen brächte als der Tabakbau? Es ist nämlich zu bemerken, daß in jedem Boden, der zum Tabak tauglich ist, auch alle Getrai-

pearten vortrefflich gedeihen. Als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wegen der drückendsten Hungersnoth wiederholte Empörungen in Constantinopel ausbrachen, so hatte Mustapha II. die Absicht, Macedonien zu einer der Vorrathskammern des Reichs zu machen, und sein Divan verbot daher den Tabaksbau. Seitdem wurde jedoch dieses uneingeschränkte Verbot in eine sehr starke Abgabe verwandelt, und hierbey ist es seitdem geblieben.

Wäre bey dieser erlassenen Verfügung nicht die Rede von einem türkischen Divan, so könnte man von Mustaphas Rathgebern große Einsichten in die Landökonomie vermuthen. Die Tabakspflanze gedeiht in der That nirgends, als in dem allervorzüglichsten Erdboden, und auch dieser, wenn man ihn nicht über die Maaße düngt, wird sehr bald erschöpft. Hiezu kommt noch, daß die Pflanze so stark den Saft der Erde an sich zieht, daß sie auch den benachbarten Feldern ihre Fettigkeit entzieht.

Allein, ungeachtet der drückenden Auflagen, die auf dem Tabaksbau liegen, haben dennoch die macedonischen Bauern sich nicht davon abhalten lassen. Sie glauben die Masse ihres Getraides verdoppelt zu haben, wenn sie den Gewinn von ihren Feldern durch die Art der Cultur verdoppeln. Das Interesse ist hierin ihr Führer, und sie haben Recht, daß sie diesem Instinct folgen, denn es ist kein Boden in der Welt so zuträglich dem Tabaksbau wie der ihrige. Er ist so fett, daß er durchaus stark saugende Pflanzen nöthig hat; die dicke salpeterichte Luft, die Lage am Fuß des Pangäus, des

Olymps und anderer hohen Berge, welche unaufhörlich einen Kreis von Dünsten um das ganze Land herumziehen, ferner die beständigen Anschwemmungen des Meeres, des Strimons, des Agius und tausend andere Ursachen, geben dem Thier- und Pflanzenreich einen solchen Reichthum an Lebenskraft, daß man in keinem andern Lande einen Begriff davon hat. Die Natur hat in Macedonien ein Uebermaaß von Kraft, die Pflanzen haben zu viel Saft, und die Thiere zu viel Stärke.

Ein mit Tabak bepflanztes Stück Land giebt einen doppelt so starken rohen Ertrag als ein mit Getraide bestelltes Feld; allein der Bau und die Behandlung des Tabaks erfordert so viele Sorgfalt und Arbeit, daß der Vortheil wieder beträchtlich dadurch vermindert wird. Auffallend ist es, daß die Bauern, die Tabak bauen, selten wohlhabend sind, und daß es weit schwerer ist, die Abgaben von ihnen zu erhalten, als von den Getraidebauern. Dieser Umstand spricht eigentlich nicht zum Vortheil des Tabakbaues; allein er hat in der That nichts mit dem System dieses Zweiges der Cultur gemein, denn die Tabakspflanzungen werden allgemein den Getraidefeldern vorgezogen, und die Türken haben sich dieselben fast ausschließend vorbehalten, den Griechen aber die Getraidefelder überlassen. Sie stehen auch in einem weit theurern Preis, und müssen doch folglich auch mehr eintragen, als die letztern, denn sonst würde der Eigennutz das günstige Vorurtheil für dieselben bald zerstören. Man muß daher die Verschiedenheit zwischen der Lage des Tabaksbauern und des Getraidebauern einzig nur in ihrer persönlichen Industrie aufsuchen. Die Griechen

sind nicht so schlechte Landwirthe als die Türken, nun aber sind die Griechen die Getraidebauern, und die allermeisten Tabakspflanzungen befinden sich in den Händen der Türken.

Die Güte des Tabaks ist verschieden, nach den Cantonen, worin er wächst. Diese Cantone formiren nordwärts von Salonichi einen Halbcirkel, dessen Durchmesser ungefähr fünf und zwanzig Stunden lang ist. Er erstreckt sich von Westen nach Osten von dem Fluß Verdar bis an den Fluß Mesio, jenseits Cavala.

Der Canton Jenitza (Jenidge) ist der erste am Anfang des Halbcirkels gegen Westen, der von der kleinen Stadt Jenitza, die dicht bey den Ruinen des alten Pella liegt, seinen Namen hat. Er hat ungefähr zehn Stunden im Umkreis, und begreift zwölf Dörfer in sich, die sämmtlich den Tabakbau treiben. Dieser Tabak ist unter dem Namen, Jenidge-Verdar im Handel bekannt. Sein Blatt ist klein, dem Blatt unseres Nußbaums in der Form ähnlich, goldgelb von Farbe, sehr wohlriechend und von einem angenehmen Geschmack. Die Oke von dieser Sorte kostet gewöhnlich siebenzig bis achtzig Aspern, und man kann den sämmtlichen Ertrag des Cantons Jenitza, jährlich auf fünftausend Ballen, jeden zu hundert Oken rechnen.

Weiterhin in dem Halbcirkel liegt der Flecken Kara-Dagh, zu dem ungefähr dreyßig kleine Dörfer gehören, deren Bewohner in den fetten Aeckern, die zunächst ihre Wohnungen umgeben, ebenfalls Tabak bauen. Der Kara-Dagh ist aber nicht so gut wie der Jenidge; die

Oke davon kostet funfzig bis sechzig Aspern, und jährlich werden 12 bis 15000 Ballen geerndtet.

Neben Kara-Dagh liegt der Flecken Jolbachi, zu dem nur vier oder fünf schlechte Dörfer gehören, die jährlich vier bis fünftausend Ballen Tabak produciren. Der Jolbachi hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Kara-Dagh, und wird deshalb auch um den nämlichen Preis verkauft, ob er gleich nicht ganz so gut ist. Man muß jedoch Kenner seyn, um ihn unterscheiden zu können.

An den Canton Jolbachi grenzt der Canton Petrich, der funfzehn große Dörfer in sich faßt. Diese haben eine höchst angenehme Lage auf Anhöhen, die von hohen Bergen gedeckt werden, und diese glückliche Lage ist dem Tabaksbau ausnehmend zuträglich. Durch eine Menge von Quellen wird der Erdboden beständig feucht erhalten, und der Tabak erhält eine Kraft, die er in den benachbarten Distrikten nicht hat. Daher haben auch die Blätter des Petrich eine andere Gestalt und einen ganz andern Geschmack, als alle übrigen Sorten von macedonischem Tabak. Der Preiß dafür ist fünf und dreyßig bis vierzig Aspern für die Oke, und der jährliche Ertrag 20,000 Ballen.

Strumzza ist eine kleine Stadt, die vier und zwanzig Stunden nordwärts von Salonichi, und in der Mitte des oben angegebenen Halbcirkels liegt. Zu derselben gehören ungefähr zwölf Dörfer, die sich sämmtlich auf den Tabakbau legen. Diese Sorte ist die gemeinste, da sie aber in dem einen Dorfe besser ist als in dem andern, so ist der Verkaufspreis sehr verschieden. Die Oke ko-

kostet zwischen dreyßig bis funfzig Aspern, und die jährliche Erndte beträgt 15 bis 18000 Ballen.

In dem westlichen Theil des Halbcirkels, näher bey Cavala als bey Salonichi liegen noch die Landschaften Negrocowp, Prava, Mustegna, Demioli, Cavala, und Jenidge-Kara. Mit Jenidge-Verdar fängt der Halbcirkel in Westen an, und Jenidge-Kara schließt ihn gegen Osten. Dieser Flecken liegt an dem Mesto, am Fuß der östlichen Berge des Pangäus, vier Stunden nordwärts von dem alten Abdera, von dem an der Küste des Meeres noch einige Spuren vorhanden sind. Die Anhöhen, die Jenidge umringen, sind im Frühjahr alle mit Tabakpflanzen bedeckt. Ihre dunkelgrüne Farbe sticht mit den kahlen Felsen des Pangäus und dem schlammigten Wasser des Mesto stark ab, und giebt einen sehr malerischen Anblick.

Der Tabak aus dem Canton Cavala wird um sechzig bis achtzig Aspern für die Oke verkauft, und der jährliche Ertrag beträgt 40,000 Ballen. Unter diesen verschiedenen Sorten, die alle vorzüglich gut sind, zeichnet sich dennoch der Jenidge-Kara besonders aus. Er ist unstreitig der beste Tabak in ganz Macedonien; seine Blätter sind klein, der Geruch ist sehr balsamisch, und der Geschmack äußerst lieblich. Der Preis dieser Sorte zeigt auch schon, wie sehr ihn die Türken schätzen, denn die Oke davon wird für fünf bis sechs Piaster verkauft. Seine Güte ist jedoch fast von einem Felde auf das andere sehr verschieden, wie man eben dasselbe bey dem Tockayer Wein findet. Dicht neben einem Feld, worauf die auserlesenste Sorte von Tabak gewonnen wird, wächst oft

der allermittelmäßigste, jedoch arter er im Ganzen genommen immer mehr aus, je weiter die Felder von Jenidge entfernt liegen. Man darf daher kaum eine Quadratmeile rechnen, auf der diese auserlesene Sorte gewonnen wird. Er wird fast insgesammt nach Constantinopel geschafft, zum Gebrauch für die Großen.

Aus allem bisher angeführten erhellet, daß die verschiedenen Sorten von Tabak, die in Macedonien gewonnen werden, unter drey allgemeinen Benennungen begriffen werden können, nämlich: der Petrich, der Jenidge und der Kara-Dagh. Auch sind in dem europäischen Handel nur diese drey Namen bekannt. Der Petrich hat große Blätter, und wird am häufigsten im Ausland gefunden; der Jenidge hat kleine, unregelmäßig ausgeschnittene Blätter, und ist die mildeste, beste und kostbarste Sorte. Der Kara-Dagh hält in Rücksicht der Größe und der Güte der Blätter das Mittel zwischen jenen beyden. Die Sorten von Tabak aus den andern Cantonen befinden sich zwischen diesen dreyen, und werden nur nach geringen Verschiedenheiten von ihnen abgesondert.

Rechnet man nun die ganze Summe des Ertrags zusammen, so ergiebt es sich, daß jährlich gegen 100,000 Ballen Tabak in Macedonien gewonnen werden. Hievon wird bey der Ausfuhr ein Zoll von zwölf Aspern für die Oke bezahlt, und der Mittelpreis der Oke beträgt zum wenigsten sechs und dreyßig Aspern. Hieraus folgt nun, daß der Tabaksbau Macedonien jährlich vier Millionen Piaster einträgt, wovon ein Drittheil vermittelst des Zolles in den Schatz des Sultans fließt.

Der Kauf des Tabaks geschieht auf zweyerley Art; entweder nimmt man seine Bedürfnisse in den Magazinen zu Salonichi, oder man schickt Handlungsdiener in die Distrikte, die mit den Pflanzern selbst handeln, und den Tabak nach eigener Angabe behandeln lassen. Bey dieser letztern Verfahrungsart können zwar zehn Procent gewonnen werden, allein man ist auch einem starken Risico unterworfen. Vor der Ablieferung des Tabaks müssen nämlich drey Viertheile der Kaufsumme bezahlt werden, und man läuft Gefahr, diesen Vorschuß zu verlieren, da der arme Bauer in diesem Lande, wo das Feudalsystem in seiner ganzen Strenge herrscht, den Erpressungen der Beys häufig unterworfen ist.

Sonderbar ist übrigens der Gebrauch, daß Käufer und Verkäufer nur über die Quantität mit einander handeln; der Preis wird von dem Zolleinnehmer in Salonichi bestimmt. Zu diesem Ende reist derselbe jährlich gegen Ende Octobers in die Messe nach Doglia, einem Flecken nahe bey Petrich. Hier kommen Deputirte aus allen Gegenden, wo Tabak gebaut wird, zusammen, tragen dem Zolleinnehmer ihre Gründe vor, und dieser, oft ohne die Gründe angehört zu haben, bestimmt willkührlich den Preis, und schreibt ihn mit eigener Hand auf einen hölzernen Pfeiler, der auf dem Marktplatz steht.

Die Factoren packen hierauf den gekauften Tabak in eine besondere Art von grobem Tuch, das Abats heißt, und schicken ihn nach Salonichi. Hier wird er in den Magazinen aufgeschüttet, bis er ganz aufhört zu

gähren, und dann schifft man ihn für den Ort seiner Bestimmung ein.

Im Ganzen verbraucht die europäische Türkei jährlich 40,000 Ballen von macedonischem Tabak; Egypten 30,000, die Barbaren 10,000. Nach Italien werden 20,000 Ballen geschickt, und noch vor kurzem gingen jährlich zehn bis 12,000 Ballen in die östlichen Provinzen von Teutschland. Allein seitdem der Tabaksbau in Ungarn eingeführt, und so sehr begünstigt ist, haben die Sendungen nach Teutschland ganz aufgehört, und auch die nach Italien sind durch die Concurrenz mit dem Ungarischen Tabak sehr vermindert worden.

Getreide aus Thessalien und Macedonien.

Das hier folgende Gemählde von dem Getreidehandel wird die nöthigen Aufschlüsse über die Bevölkerung von Macedonien geben. Diese Provinz ist wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens eine der am wenigsten entvölkerten in der Türkei. Aus ihrer geringen Bevölkerung wird man auf den jetzigen Zustand des türkischen Reichs schließen, und die Idee von der Macht desselben berichtigen können.

Die Lage von Macedonien ist äußerst glücklich. Nordwärts wird es von dem Pangäus, dem Scomius und andern Bergen begrenzt; östlich umschließt es den Berg Athos, und westlich den Olymp. Gegen Süden wird es von dem Meer bespült, und hat durch dessen Abschwemmungen die Gestalt eines einwärts gebogenen Halbcirkels bekommen. Durch diese einem Hufeisen ähnliche Gestalt wird es von Natur in drey Theile ein

getheilt, die alle drey eine gleich vorzügliche Fruchtbarkeit haben, nämlich in den obern Theil des Halbcirkels, der das eigentliche Macedonien ausmacht, in den öſtlichen Theil, den ich von dem Berg Athos benennen werde, und in den weſtlichen Theil oder die Gegend um den Olymp. Dieſe drey Theile von Macedonien übertreffen an Fruchtbarkeit ſogar die reichen Ebenen von Sicilien; die Gegend um den Berg Athos iſt unter ihnen wieder die vorzüglichſte. Ja die Felder von Panoni und Caſſander geben, wenn der Pflug kaum ihre Oberfläche umgeworfen hat, eine weit reichere Erndte als die beſten Felder in den fruchtbarſten Gegenden von Europa, wenn ſie mit dem größten Fleiß und der angeſtrengteſten Mühe beſtellt werden, der Weizen hat daſelbſt einen Ueberfluß an Nahrungsſaft, und würde darin erſticken, wenn man ihn nicht abſchneiden oder durch Schafe abfreſſen ließe.

Dieſe drey Diſtrikte ſind in Agaliks abgetheilt. Der Aga zieht einen mehr oder weniger beträchtlichen Zins von den Getreidefeldern, und der Großherr den Zehnten von dem ganzen reinen Ertrag. Zur Einſammlung deſſelben wird jährlich von der Pforte ein beſonderer Beamter ernannt, der den Namen Iſtiradgi führt. Das Wort Iſtira bezeichnet die Gegend, worin er ſein Land zu verwalten hat, ſo wie auch den Gegenſtand deſſelben, nämlich die Abgabe. Die Iſtira von Salonichi begreift das Land in ſich, das zwiſchen dem Verdar und dem Strymon liegt; ſie erſtreckt ſich ſogar noch jenſeits des Verdar, über den ganzen Canton Jenidge hinaus, bis nach Karaveria. Dieſes Land wurde im Jahr der Hegira 830. oder 1427. der chriſtlichen Zeitrechnung von Murad II.

an Gazi-Ghavrinos, einen seiner Generale abgetreten. Dieser hatte in einem einzigen Feldzuge ganz Macedonien erobert, und Salonichi, die Hauptstadt, mit Sturm eingenommen. Weil nun Macedonien das Vaterland Alexanders gewesen ist, so glaubte Murad in der Eroberung desselben einen ganz besondern Ruhm zu finden, und wollte daher auch den Sieger großmüthig belohnen. Zu diesem Ende schenkte er ihm alles Land, das er von einer Morgenröthe bis zur andern durchreiten könnte. Ghavrinos befand sich gerade damals zu Jenidge; von diesem Punkt gieng er also aus, hielt sich zuerst südwärts und ritt dann wieder gegen Norden, so daß er ungefähr einen Cirkel beschrieb. Er hielt zu Edakia stille, einem Flecken auf dem linken Ufer des Verdar, vier Stunden von Salonichi; hier warf er seinen Topus *) zur Erde, um gleichsam die Grenze seiner neuen Besitzungen dadurch zu bestimmen. Er war schon durch sechs und neunzig Dörfer gekommen, und nach einer Tradition würde er noch weiter haben reiten können, und wahrscheinlich würde ihm Salonichi selbst noch zu Theil geworden seyn, wenn er nicht wäre durch das Krähen eines Hahnes betrogen worden, der vor der Zeit den Morgen ankündigte. Dieses geschenkte Land wurde von allen Abgaben befreyt, ausgenommen von der Istira, und es gehört noch heutiges Tages mit allen ursprünglichen Befreyungen der Familie Ghavrinos, die eine der vor-

*) Der Topus ist eine Art kleiner Keulen, welche die Türken an ihrem Sattel tragen, und der bey ihnen ein Ehrenzeichen ist; auf der einen Seite hängt der Säbel, und auf der andern der Topus.

nehmſten in ganz Griechenland iſt. Kein Glied derſelben kann durch die Schnur umkommen, und bey ſchweren Verbrechen haben ſie das Privilegium des Muphti, daß ſie in einem Mörſer zerſtoſſen werden.

Wo die Iſtira von Salonichi aufhört, da fängt gegen Weſten die von Idolo an, und begreift die ganze Gegend um den Olymp, ferner den Canton Zagora, der das alte Magneſien iſt, die Meerbuſen von Idolo und von Zeiton, und überhaupt den Theil von Theſſalien, der zu dem Muſſelimlik von Lariſſa gehört. Dieſes Muſſelimlik erſtreckt ſich über das ganze Land, das die Alten unter den Namen Phocis und Pelasgien kannten, und das zwiſchen Macedonien, dem Meer, dem Berg Oeta und einer von Süden nach Norden gezogenen Linie liegt, welche bey dem alten Hypate anfängt, ſich durch die Pharſaliſche Ebene zieht, und bey Oloſſon endigt. Es iſt die fruchtbarſte Gegend in Theſſalien.

Die Iſtira von Orphano begreift den öſtlichen Theil von dem Diſtrikt des Athos in ſich, und erſtreckt ſich längs der Seeküſte hin von der Spitze dieſes Gebirges bis an die Inſel Thaſos, einige Stunden jenſeits Cavalá. Landeinwärts macht ſie einen Halbcirkel, deſſen Mittelpunkt bey Orphano, nahe bey den Ruinen von Amphipolis iſt, und deſſen halber Durchmeſſer ungefähr zehn bis zwölf Stunden betragen kann.

In den Diſtrikten von Wolo und von Salonichi iſt die Abgabe der Iſtira ein für allemal feſt beſtimmt, in dem Diſtrikt von Orphano aber richtet ſie ſich nach dem Ertrag der Erndte. Der Regel nach muß ſie jedoch den Zehnten des jährlichen Ertrags in allen drey Diſtrikten

und die Steine, die man zur Erde wirft, verwandeln sich in Menschen.

Bey allen den herrlichen Provinzen, aus denen das ottomannische Reich besteht, kann man annehmen, daß in ihnen die Natur alles aufs vortrefflichste geschaffen, die Regierung aber alles verdorben hat!

Wolle aus Macedonien und Albanien.

Der Ackerbau kann nur unter guten Regierungsverfassungen in Flor kommen; er liegt folglich in Griechenland durchaus zu Boden. Der am wenigsten vernachlässigte Zweig der Landökonomie ist die Viehzucht, denn auch ohne Cultur trägt der Boden Futterkräuter. Griechenland ist gleichsam wieder in seine heroischen Zeiten zurück gekehrt; es ist voll von Schäfern und Räubern, aber zum Unglück wird kein Hercules oder Theseus mehr geboren.

Das Land ernährt eine große Menge Vieh, denn drey Viertheile desselben liegen ungebaut. Unwissenheit und Barbarey können die Fruchtbarkeit unterdrücken, die nur Belohnung des Fleißes und der Cultur ist, aber keinesweges die, von der Natur freywillig hervorgebrachte. Ein guter Boden, sey er auch ganz vernachlässigt, wird doch unfehlbar Viehweiden geben.

Griechenland hat unter allen Ländern des Erdbodens die anmuthigste Mannigfaltigkeit des Clima's; es ist ein Inbegriff von allen Himmelsstrichen. Alle Pflanzen die zwischen den Wendecirkeln wachsen, gedeihen in seinen Ebenen und auf seinen Hügeln; auf den Bergen aber kommen auch die Pflanzen der nördlichsten Gegen-

von Getreide zu berechnen, die jährlich in dieſem, dem kaiſerlichen Zehnten unterworfenen Theil von Macedonien und Theſſalien gewonnen wird. Die 120,000 Quilots von Salonichi, die 80,000 von Idolo und die 60,000 von Orphano machen zuſammen 260,000 Quilots; da nun dieſe angenommene Quantität nur der zehnte oder eigentlich nur zwölfte Theil von der jährlichen Erndte iſt, ſo folgt daraus, daß alle mit einander 3,120,000 Quilots, oder ungefähr 800,000 Pariſer Seſtern (ſeptiers) gewinnen.

Die Quantität eines ausgeführten Products kann nur nach Zollregiſtern beſtimmt werden. Allein dieſe werden hier ſchlecht geführt, und man kann ſich nicht durchaus auf ſie verlaſſen. Sobald jedoch die Rede von Artikeln iſt, die für die ottomanniſchen Häfen ausgeführt werden, ſo hat man keinen Grund, vorſetzliche Verfälſchungen anzunehmen. In dieſer Hinſicht liefern daher die Zollregiſter einen vollſtändigen Beweis, und gewöhnlich beweiſen ſie noch mehr, denn es iſt natürlich, daß manche Artikel der Aufſicht der Zollbeamten theils entgehen, theils gefliſſentlich vor ihnen verheimlicht werden.

Nun findet ſich aber in den Zollregiſtern nichts von dem Getreide, das vermittelſt der Iſtira außer Landes gehet; allein außerdem geben ſie an, daß jährlich ungefähr dreyßig Schiffsladungen Getreide aus den Häfen von Idolo, Salonichi und Orphano nach Conſtantinopel, und vierzig Ladungen nach andern ottomanniſchen Häfen ausgeführt werden. Man kann überdies annehmen, daß wenigſtens zehen Ladungen heimlicher Weiſe

aus den Häfen von Zeiton und Cassander fortgeschickt werden, in welchen gar kein Zollbeamter angestellt ist, und wo die Schleichhändler sogar oft durch die bewaffneten Schiffe des Großherrn selbst unterstützt werden. Dies beträgt also zusammen achtzig Schiffsladungen.

Schwerer zu bestimmen ist die Getreideausfuhr nach europäischen Häfen, denn sie ist nach türkischen Gesetzen streng verboten. In den europäischen Handelstabellen werden diese Ladungen gewöhnlich unter dem Ausdruck Rimessen nach Frankreich oder nach Italien versteckt; nun erhellt aber aus den Auszügen, die in der französischen und italiänischen Consularcanzley verfertigt sind, daß diese Rimessen ein Jahr ins andere gerechnet, 200,000 Piaster für Frankreich, und 600,000 für Italien betragen. Dies macht nach dem Marktpreis des Getreides ungefähr vierzig Schiffsladungen; nimmt man hierzu die obigen achtzig Ladungen für die ottomannischen Häfen, so beträgt die gesammte Ausfuhr ungefähr hundert und zwanzig Schiffsladungen.

Auf jede Schiffsladung können 10,000 Quilots gerechnet werden; die hundert und zwanzig Schiffsladungen betragen also 1200,000 Quilots. Den jährlichen Ertrag der Ernte habe ich oben zu 3,120,000 Quilots berechnet, folglich werden in diesem der Istira unterworfenen Theil von Thessalien und Macedonien 1,920,000 Quilots Getreide oder ungefähr 500,000 Pariser Seser (Septiers) verzehrt.

Gewöhnlich rechnet man auf einen Menschen im Durchschnitt jährlich anderthalb solcher Seser, allein in

einem Lande, wo die Bauern einen großen Theil des Jahres hindurch sich mit Gerste und Mais nähren, und wo sie überhaupt weit weniger essen, als die Bauern in unsern nördlichern Gegenden, kann man höchstens einen Sester annehmen.

Hierzu kommt noch, daß in den Ländern wo Sklaverey herrscht, nur die Herren sich satt essen, die Bauern aber arbeiten und hungern.

Man wird also nicht viel von der Wahrheit abweichen, so wenig es nämlich bey solchen Rechnungen möglich ist, wenn man für die jährliche Consumtion eines jeden Menschen einen Sester rechnet; hieraus aber folgt eine Bevölkerung von 500,000 Seelen. Die Richtigkeit dieser Angabe scheint wirklich außer Zweifel zu seyn.

Es ist übrigens in der Türkei nicht möglich, eben so genaue Angaben der Bevölkerung zu liefern wie in Europa, denn die Gebornen werden dort nicht wie bey uns, in öffentliche Register eingetragen. Die Zahl der Unterthanen, die nicht Muselmänner sind, könnten nach dem Karatsch berechnet werden, den sie bezahlen müssen; da jedoch nicht nur die Juden, sondern auch die meisten griechischen Gemeinden mit dem Einnehmer dieser Abgabe für eine gewisse jährliche Summe übereingekommen sind, und immerfort dieselbige bezahlen, so kann man auch hierauf keine gewisse Rechnung bauen. In mehrern Landschaften hat sich sogar die Anzahl der Karatschzettel seit der Zeit der Eroberung durchaus nicht verändert; nur der Preis eines Zettels ist gestiegen und gefallen, zwischen zwey bis zehn Piaster, denn es muß jährlich die nämliche Summe von dieser Abgabe in den kaiserlichen

Schatz geliefert werden, die Anzahl der Unterthanen, die dieser Kopfsteuer unterworfen sind, mag nun zu- oder abnehmen. Daher kommt es auch, daß in Cypern zwölf Piaster für den Karatsch bezahlt werden, und hingegen in manchen Kreisen von Thessalien nur hundert Para, denn diese beyden Länder stellen die beyden Extreme der ottomannischen Bevölkerung dar.

In Salonichi werden an Griechen und Juden 10,000 solcher Zettel ausgetheilt; in dem ganzen Paschalik Macedonien aber bringt der Karatch jährlich dem Großherrn 300,000 Piaster, und seinen Abgeordneten noch 100,000 Piaster ein. In dem Musselimik Lariſſa erträgt er für den Großherrn und seine Beamten zusammen 100,000 Piaster. Berechnet man nun diese Abgabe nach einem Mittelanschlag, etwa sechs Piaster auf den Kopf, so ergiebt sich eine Bevölkerung von 80,000 Seelen, die dem Karatsch unterworfen sind. Wenn man jedoch bedenkt, daß diese Abgaben nur von dem männlichen Geschlecht, und zwar erst von dem Alter von fünf und acht Jahren an, bezahlt wird, so sieht man, daß in den nicht muselmännischen Familien, die dem Karatsch unterworfenen Köpfe sich wie eins zu vier verhalten, und folglich bezeichnet der Karatch eine Bevölkerung von 320,000 Seelen. Von den 500,000 Seelen, die nach der Consumtion des Getreides angenommen werden, bleiben also 180,000 übrig, die auf die Türken zu rechnen sind.

Diese Berechnung stimmt auch mit den militärischen Recrutirungslisten zusammen, dem einzigen Maaßstab, um mit einiger Genauigkeit die ottomannische Volksmenge

zu berechnen. Das Paſchalick von Salonichi hat nebſt dem Muſſelimlick von Lariſſa in den gewöhnlichen europäiſchen Kriegen funfzehn tauſend Mann zu ſtellen. Aus den Familien, die zu militäriſchen Corporationen gehören, wie z. E. zu den Ortas der Janitſchaaren oder zu den Compagnien der Spahis, werden nach dem Mittelfuß von zehn Seelen eine ausgehoben; hiernach beträgt die Volkszahl der Türken 150,000 Seelen. Die Anzahl derjenigen Muſelmänner, die zu keiner militäriſchen Corporation gehören, und den Namen Beledis führen, beläuft ſich höchſtens auf 30,000 Seelen. Im Ganzen beträgt alſo dieſe Rechnung die oben angenommene Summe von 180,000 Seelen.

180,000 Muſelmänner und 320,000 Nicht-Muſelmänner machen zuſammen 500,000 Seelen, und dies iſt die Volksmenge, in deren Beſtimmung die jährliche Conſumtion an Getreide, der Karatſch und die militäriſchen Aushebungen ſämmtlich übereinſtimmen. Jeder von dieſen drey Maaßſtäben liefert für ſich allein betrachtet nur Wahrſcheinlichkeiten, und keinesweges zuverläſſige Angaben, wenn aber aus allen dreyen die nämlichen Reſultate hervorgehen, ſo gewinnt die Berechnung der Volksmenge einen Grad von Autorität, der nur durch poſitive Thatſachen widerlegt werden kann. Man darf daher für gewiß annehmen, daß in dem Theil von Theſſalien und Macedonien, welcher der Iſtira unterworfen iſt, die Volksmenge ſich nicht über 500,000 Seelen beläuft. Das Paſchalick von Salonichi, das ganz Unter-Macedonien in ſich begreift, enthält ſiebenhundert Quadratſtunden, und das Muſſelimlick von Lariſſa dreyhundert;

es kommen also in beyden Statthalterschaften fünfhundert Menschen auf eine Quadratstunde. Man vergesse jedoch nicht, daß hier bloß von dem bevölkertsten Theil von Macedonien die Rede ist, denn Obermacedonien und Epirus sind wahre Einöden *).

Diese Volksmenge ist nun auf folgende Art vertheilt: In Salonichi sind 60,000 Seelen; in Seres, 30,000; in Larissa, 20,000; in Vodina, oder dem alten Edessa, 12,000; in Kara-Veria, oder Beroea, achttausend; in Jenidge, sechstausend; in Turnavos, sechstausend; in Pharsale, fünftausend; in Zeiton, viertausend; in Cavala, dreytausend, und in Volo, dreytausend. Dies macht zusammen 157,000 Seelen, die in Städten wohnen, und diese Volkszahl verhält sich zu den 343,000 Seelen, die auf dem Lande wohnen, wie 1 zu 3.

Diese unverhältnißmäßige Vertheilung der Einwohner ist abscheulich. In denjenigen von unsern europäischen Staaten, worin das Volk mit indirecten Auflagen überladen ist, und wo die Regierung die Städte mit ihren Beamten vollstopft, verhält sich demohngeachtet die Bevölkerung der Städte zu der des platten Landes nur wie 1 zu 5, und es ist außer Zweifel, daß ein Land, worin die Bewohner der Städte nur den sechsten oder den siebenten Theil von der Bevölkerung des Ganzen ausmachten, eine weit größere Volksmenge enthalten würde, denn die weise Vertheilung der Volksmenge ist eines von

*) Wenn man die Bevölkerung von Untermacedonien mit der von Obermacedonien zusammen berechnet, so kommen kaum dreyhundert und siebzig Seelen auf eine Quadratstunde.

den großen Mitteln, ſie zu vermehren. Man kann von dieſer Vertheilung der Einwohner in Macedonien auf den elenden Zuſtand des Landes ſchließen. Die Wuth, in den Städten zu leben, herrſcht hier wie bey uns, nur mit dem Unterſchied, daß unſere Landleute Gewinn, Wohlſtand und Vergnügungen in den Städten ſuchen, die griechiſchen Bauern hingegen ihre Dörfer verlaſſen, um der Wuth und den Erpreſſungen der Beys zu entgehen.

Wenn man Macedonien nach ſeinen natürlichen Vorzügen betrachtet, ſo kann man ſich kein Land in Europa denken, wo die Einwohner mehr Mittel in Händen hätten glücklich zu ſeyn. Wirft man aber einen Blick auf ſeine politiſche Verfaſſung, ſo findet man, daß ſich alle Greuel einer barbariſchen Regierung vereiniget haben, um ein Land, das durch die Fruchtbarkeit des Bodens und den Reichthum ſeiner mannigfaltigen Produkte eines der ſchönſten und glücklichſten auf dem Erdboden iſt, zu zerſtören und zu verwüſten.

Die Hälfte von Macedonien liegt wüſte, das dritte Viertel wird wegen des bösartigen Syſtems der Brache nicht angebaut, und der Ackerbau iſt bey den Griechen in einem ſolchen elenden Zuſtande, daß das wirklich beſtellte vierte Viertel nicht den dritten Theil von den Produkten liefert, die man bey beſſerer Bearbeitung daraus gewinnen könnte. Demohngeachtet producirt dieſes Land, noch in ſeinem jetzigen elenden Zuſtande, jährlich 800,000 Seſter Getreide, 100,000 Ballen Tabak, 80,000

Ballen Baumwolle, und mehr als die Hälfte von diesen Produkten geht für baare Bezahlung außerhalb Landes.

Nach dieser höchst beträchtlichen Ausfuhr zu urtheilen, könnte man leicht den Zustand des Landmannes für glücklich halten; allein man würde sich sehr irren. Dieser scheinbare Ueberfluß an Produkten giebt keinen Beweis für das Glück der Unterthanen, denn er ist nicht der Ueberschuß über ihre Bedürfnisse. In denjenigen Ländern, wo die Bauern ihre staatsbürgerlichen Rechte in der vollsten Ausdehnung genießen, wie in dem größten Theil von Europa dieses der Fall ist, werden nicht eher Produkte verkauft, als bis man die eigenen Bedürfnisse befriediget hat, und dann ist dasjenige was ausgeführt wird, der wahre Ueberfluß. Allein wenn in einem Lande die Unterthanen beynahe den Negern gleich gehalten werden, die durch Peitschenhiebe von einigen wenigen Weissen zur Arbeit angetrieben werden, so kann nie ein ganz richtiges Verhältniß zwischen der Ausfuhr und den Vorräthen statt haben. Tausende müssen arbeiten, damit Einige schwelgen können; das Produkt der Arbeit eines ganzen Distrikts wird von etlichen kleinen Tyrannen verschlungen; sie lassen dem unglücklichen Arbeiter nicht einmal das Nöthigste zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, und was sie nicht selbst verzehren können, das verkaufen sie, um ihre Fantasien zu befriedigen. In Macedonien sterben die Bauern vor Hunger, während die Großen in Gold und Ueberfluß schwelgen.

Nach allen noch vorhandenen Zeugnissen der alten Schriftsteller scheint der Theil von Griechenland, von dem hier die Rede ist, unter der Regierung Alexanders,

über eine Million Einwohner ernährt zu haben. Heutzutage leben nicht über 500,000 Menſchen darin, und auch über dieſe in der That ſtarke Volksmenge muß man noch erſtaunen, wenn man bey der großen Menge unangebauter oder wieder verlaſſener Felder die ungeheure Quantität der Ausfuhr in Erwägung zieht, wodurch den Einwohnern nur äußerſt wenig zum Lebensunterhalt übrig bleibt. Allein in dieſem Lande iſt die Natur unaufhörlich beſchäfftigt, den Fehlern der Regierung entgegen zu arbeiten. Das Clima iſt bewunderungswerth; es äußert ſeinen mächtigen Einfluß nicht nur auf das Menſchengeſchlecht, dem es mehr Feuer und Fruchtbarkeit giebt, ſondern es wirkt auch im Allgemeinen auf die animaliſche und vegetabiliſche Natur, indem es ſie lebendiger und zum Zeugen und Hervorbringen geſchickter macht. In den nördlichen Theilen der Erdkugel darf eine Regierung nur eine einzige fehlerhafte Vorkehrung treffen, um ſogleich eine Abnahme der Volkszahl zu bewirken, und fallen dergleichen wiederholt vor, ſo wird das Menſchengeſchlecht bald dünne geſäet ſeyn; dahingegen in den ſüdlichen Ländern durch die unvernünftigſte unter allen denkbaren Verfaſſungen es noch nicht zur Ausrottung der Bevölkerung, die immer wieder aufs neue empor keimt, hat gebracht werden können. Die Siege Carls XII. haben Schweden zur Einöde gemacht, aber weder die ſinnloſen Thorheiten der Regierung, noch der Unſinn des Fanatismus und des Aberglaubens haben es dahin bringen können, die lachenden Thäler Siciliens und Macedoniens zu entvölkern. Man lebt hier in dem Lande von Pyrrha und Deucalion; die Menſchen wachſen hervor wie die Bäume im Walde,

und die Steine, die man zur Erde wirft, verwandeln sich in Menschen.

Bey allen den herrlichen Provinzen, aus denen das ottomannische Reich besteht, kann man annehmen, daß in ihnen die Natur alles aufs vortrefflichste geschaffen, die Regierung aber alles verdorben hat!

Wolle aus Macedonien und Albanien.

Der Ackerbau kann nur unter guten Regierungsverfassungen in Flor kommen; er liegt folglich in Griechenland durchaus zu Boden. Der am wenigsten vernachläßigte Zweig der Landökonomie ist die Viehzucht, denn auch ohne Cultur trägt der Boden Futterkräuter. Griechenland ist gleichsam wieder in seine heroischen Zeiten zurück gekehrt; es ist voll von Schäfern und Räubern, aber zum Unglück wird kein Hercules oder Theseus mehr geboren.

Das Land ernährt eine große Menge Vieh, denn drey Viertheile desselben liegen ungebaut. Unwissenheit und Barbarey können die Fruchtbarkeit unterdrücken, die nur Belohnung des Fleißes und der Cultur ist, aber keinesweges die, von der Natur freywillig hervorgebrachte. Ein guter Boden, sey er auch ganz vernachläßigt, wird doch unfehlbar Viehweiden geben.

Griechenland hat unter allen Ländern des Erdbodens die anmuthigste Mannigfaltigkeit des Clima's; es ist ein Inbegriff von allen Himmelsstrichen. Alle Pflanzen die zwischen den Wendecirkeln wachsen, gedeihen in seinen Ebenen und auf seinen Hügeln; auf den Bergen aber kommen auch die Pflanzen der nördlichsten Gegen-

den fort. Der Olymp, der Pindus, der Parnaß und die Berge Arcadiens unterhalten auf ihren Seiten und Gipfeln eine ewige Kühlung; dahingegen in den Thälern, die zu ihren Füßen liegen, ein beständiger Frühling herrscht. Alle nicht angebauten Gefilde bringen von selber Thimian, Quendel, Majoran und alle aromatischen Pflanzen hervor. Man sieht, wie sehr dieses Land zur Viehzucht geschickt seyn muß; auch findet man wirklich zahlreiche Heerden darin, und sogar werden sechs Monate im Jahr alle Heerden der benachbarten Länder darin ernährt. Wenn bey herannahendem Winter die albanischen Schäfer ihre Berge verlassen müssen, so treiben sie ihre Heerden in das schönere Griechenland, wo sie kräftigere und reichere Weiden finden. Nach einem geschlossenen Vergleich haben sie das Triftrecht auf allen ungebauten Ländereyen, und ob sie gleich von den tyrannischen Beys oft unbarmherzig gebrandschatzt werden, so kostet ihnen im Ganzen dieses Ueberwintern doch sehr wenig.

Unter den byzantinischen Kaisern waren durch die Vermischung mit afrikanischen und asiatischen Schafen die griechischen Rassen veredelt worden; aber seitdem man diese Methode nicht mehr befolgt, sind sie wieder aus der Art geschlagen. So sehr man sie aber auch vernachlässiget, so haben sie doch keinesweges alle ihre Schönheit verloren.

Ein griechischer Hammel ist im Durchschnitt dreyßig bis sechs und dreyßig Zoll lang, funfzehn bis achtzehn Zoll hoch, und wiegt wenigstens dreyßig, oft sogar bis funfzig Pfund. Die Rasse in Livadien ist noch schöner

als die in Thessalien und Macedonien; ihre Wolle ist äußerst kraus, aber sehr weich und seidenartig. Die große Mannigfaltigkeit von Hügeln, Thälern, Seen und Bächen macht Livadien zu einem reizenden Lande: bis an die Meeresküste hin wächst Pimpernell und Heilig-Heu, und alle Hügel sind mit wohlriechenden Kräutern bedeckt. Ueberall findet das Vieh die herrlichste Weide und das mildeste Klima. Die vorzüglichsten unter diesen Triften sind wieder die auf dem Oeta und dem Parnaß; die Schafe, die darauf weiden, haben ein ganz besonders wohlschmeckendes Fleisch, und tragen eine vorzüglich schöne Wolle.

Am meisten sind die Schafe in Attica aus der Art geschlagen; dies ist das Land der Ziegen und der Helden. Seine ganze Schönheit aber scheint das Schafvieh in den Bergen Arcadiens beybehalten zu haben. Es wird aber auch besonders sorgfältig gepflegt und sehr reinlich gehalten; dafür vereiniget es in sich alle Vollkommenheiten der benachbarten Rassen, ohne irgend einen von ihren Fehlern zu haben. Man erkennt hier noch heut zu Tage die schönen Heerden, die im Alterthum so berühmt waren, wie ihre Hirten.

Die Halbinsel Morea ist überhaupt sehr geschickt zur Viehzucht; doch ist es seltsam, daß in einigen Gegenden die Schafe sehr gut gedeihen, in den dicht angrenzenden aber höchst elend sind. An den Ufern des Alpheus und des Panisus weiden die vortrefflichsten Schafheerden, da hingegen die Ufer des Eurotas und die Seeküsten von Argos kaum elende Ziegen kümmerlich nähren. Die albanische Revolution hat Morea den uner-

ſtzlichſten Schaden zugefügt, und beſonders wird der
ckerbau ſich ſobald nicht wieder erholen. Die Albaner
rmordeten die Männer, und führten die Weiber und
eerden fort. Auf dieſes Unglück folgte wie gewöhnlich
in zweytes; nach dem Krieg entſtund eine ſchreckliche
Hungersnoth, wodurch die Schäfer genöthigt wurden,
Fleiſch anſtatt Brodt zu eſſen. Da auch das Land nur
wenig Früchte lieferte, weil es an Händen fehlte, ſie zu
bearbeiten, ſo wollten ſich die Beys an den Waldungen
erholen, und ließen ohne Schonung ſo ungeheure Schläge
fällen, daß es die verderblichſten Folgen nach ſich zog.
Die dürren Landſtriche wurden häufiger, die Viehweiden
nahmen ab, und die Schafe fanden keinen Schutz mehr
gegen die brennende Sonnenhitze. Daher entſtand der
Verfall der Raſſe, und überhaupt hat Morea jetzt nicht
mehr den vierten Theil ſeiner ehemaligen Heerden.

Die Viehzucht iſt derjenige Zweig der Oekonomie,
den man in der Türkei am wenigſten vernachläſſigt hat;
es mag dieſes eine Folge der Barbarey oder eine maſchi-
nenmäßige Anhänglichkeit an alte Sitten und an das Hir-
tenleben, das einzige Gewerbe der Tartaren ſeyn. Auch
hat ſich durch die Methode der Wanderungen die Feinheit der
Wolle erhalten, und durch Beybehaltung des Hürden-
ſchlags iſt die Ausartung der Raſſen verhütet worden.

In Griechenland läßt man, wie in Spanien, die
Heerden reiſen, um ſie das ganze Jahr hindurch in im-
mer gleicher Temperatur zu erhalten; ſie bringen den
Winter in den Thälern und den Sommer auf den Bergen
zu. Hiebey hat man den beträchtlichen Vortheil in
Griechenland, daß die Wanderungen weder ſo lang dauern

noch so mühsam sind, weil das ganze Land in allen Richtungen von hohen Bergen durchschnitten wird.

Auch zwängt man hier die Heerden nicht in enge dumpfige Ställe zusammen, wo die feuchte und verdorbene Luft ihnen faulichte Krankheiten und Entzündungen zuzieht. Die Natur hat sie ja nicht vergebens durch warme Pelze gegen rauhe und unfreundliche Witterung geschützt! Auch wird durch die freye Luft, den Thau, den Regen und die Sonnenstralen die Wolle viel weißer, weicher, feiner und elastischer. Unsere Schäfer fürchten sich noch immer vor der großen Kälte, und doch bleiben den ganzen Winter hindurch mitten unter Schnee und Eis die Heerden auf den Gipfeln des Olymps und des Athos immer unter freyem Himmel.

Die griechische Wolle wird in dem Handel nach ihrer Qualität in verschiedene Sorten eingetheilt; die vorzüglichsten davon sind die Surge-Wolle (die ungewaschene, wie sie von den Schafen kommt) und die Pelade-Wolle, die durch eine Beize von den Fellen abgelöst wird. Bey der erstern unterscheidet man wieder dreyerley Grade der Feinheit, nämlich ganz feine, grobe und Bajawolle; die letztere ist die von den Schenkeln und Schwänzen. Im Handel ist alle Wolle eine Mischung von diesen dreyerley Sorten, wozu noch ein Zehntel schwarze Wolle kömmt. Der Grad der Mischung, die nach den Jahrgängen bald mehr oder weniger feine, mehr oder weniger grobe Wolle enthält, bestimmt jedes Mal die Güte der in den griechischen Häfen gekauften Surge-Wolle.

Die Peladewolle kommt von Schafen, die an Krankheiten ſterben oder geſchlachtet werden. Sie wird durch eine Kalkbeize von den Fellen abgeſondert, iſt kurz und mager, und ob man ſie gleich wäſcht, ſo wie ſie von den Fellen herab gemacht wird, ſo kann man ſie doch niemals ganz von den Kalktheilen reinigen, die ſich darin feſtſetzen und ihr Gewicht vermehren.

Die Baſtardwolle iſt diejenige, die den lebendigen Schafen ausfällt; ſie iſt kurz, rauh und unrein. Die Schäfer miſchen ſie zwar unter die Surgewolle, aber bey dem Ausleſen wird ſie unter die grobe geworfen. Gewaſchene oder Gunwolle heißt endlich diejenige, die abgeſchoren wird, nachdem man die Schafe vorher zu wiederholten Malen in ein fließendes Waſſer getrieben hat. Sie iſt lang und ſchön, aber nicht in großer Menge zu bekommen. Auch wird ſie noch einmal ſo theuer verkauft, als die beſte von den übrigen Sorten, weil durch das Waſchen die Hälfte verlohren geht. Dieſer Verluſt iſt jedoch nicht ſo bedeutend, wenn die Wolle auf dem Rücken des Thieres ſelbſt gewaſchen wird.

Der größere und beſſere Theil der Surgewolle kommt aus Albanien und den Ebenen von Lariſſa; es werden jährlich 4 bis 500,000 Oken davon nach Salonichi gebracht. Dieſe gehen ſämmtlich durch die Häfen von Dalmatien nach Venedig. Es wird zwar eine noch weit größere Quantität von den Heerden gewonnen, allein 200,000 Oken bleiben zu Mayada, einem Flecken, in dem jährlich aus dieſer Wolle 70,000 Stücke

Abats *) verfertigt werden. Alle Wolle, die jenseits des Strymons und in dem östlichen Macedonien gewonnen wird, geht nach Cavala oder nach Adrianopel. In Philipopoli werden 50,000 Oken in einer Abatsfabrik verbraucht, die jährlich 15000 Stücke liefert. Diese Abats gehen alle nach Smyrna, und werden von da nach Anadolien, Syrien und Arabien verschickt. Alle Wolle, sowohl Surge- als Peladewolle, die aus Livadien kommt, wird auf den Küsten von Zagora zur Fabrikation von Caputröcken verbraucht. Morea verbraucht die seinige beynahe ebenfalls ganz; es werden auf dieser Halbinsel nicht über 12,000 Cantaar Wolle gewonnen, und hievon gehen eine, höchstens zwey Schiffsladungen aus dem Hafen von Patras, oder dem von Coron ins Ausland.

Salonichi ist der große Marktplatz der griechischen Wolle; hieher wird sie von Jenidge, Doiram, Strumzza und Seres geliefert. Der ganze Vorrath, der aus diesen verschiedenen Orten hier zusammen kommt, beläuft sich auf 300,600 Oken, und die herrlichen Ebenen um Salonichi liefern allein 200,000 Oken für den europäischen Handel.

Alle macedonische Wolle ist dem Hum unterworfen. Diese Abgabe ist verpachtet; die ganze Anstalt heißt Beylik, und wird von einem Juden administrirt, der den Namen Beylikgi führt. Dieser hat das Recht, den fünften Theil von aller Wolle für eine Entschädigung von vier Para für die Oke wegzunehmen. Dieses Privilegium ist ein Tribut, den die ottomanische Unwissen-

*) Eine Art von grobem Tuch. Siehe oben S. 35 bey Verpackung des Tabaks.

heit der Induſtrie bezahlt; es wurde nämlich der jüdiſchen Nation zugeſtanden, als ſie von Ferdinand und Iſabelle aus Spanien vertrieben wurde, und unter der Regierung Bajazeds II. in Salonichi Schutz und freye Religionsübung erhielt. Damals waren die caſtiliſchen Wollmanufacturen die vorzüglichſten in ganz Europa, und die Juden, die faſt von allen die Direction hatten, kannten das ganze Verfahren und alle Geheimniſſe derſelben. Dieſe Kenntniſſe boten ſie dem Sultan an, und machten ſich anheiſchig, alle Tücher zu verfertigen, die zur Kleidung der Janitſcharen, ſeiner Garde, erforderlich wären. Man beſtimmte dafür die jährliche Quantität von tauſend Stücken blauen Tuch, und zweyhundert Stücken rothen. Dieſe Tücher werden durch den Paſcha auf Koſten der Regierung zu Lande nach Conſtantinopel geſchickt; ihre Quantität bleibt immer dieſelbige, allein die Qualität wird von Jahr zu Jahr ſchlechter, ein Betrug, den die Schwachheit der Miniſter zuläßt. Der Beylikgi erhält jährlich 25000 Piaſter für die Koſten der Fabrikation, und ein türkiſcher Beamter, der aber mit der jüdiſchen Habſucht einverſtanden iſt, hat die Aufſicht darüber.

Urſprünglich durfte der Beylikgi dieſes Recht nur bis auf 30,000 Oken ausdehnen, er gab aber zu verſtehen, daß dieſe Quantität nicht hinreichend wäre, und erhielt deshalb die Erlaubniß, 50,000 Oken voraus wegzunehmen. Heut zu Tage maßt er ſich über alle Wolle ohne Unterſchied das ſchändlichſte Monopol an. Unter dem Vorwand, daß ihm noch an der Quantität die er nöthig hat etwas fehle, kauft er immer fort, denn er weiß,

daß er die Wolle an die fränkischen Kaufleute mit großem Vortheil wieder verkaufen kann, und wenn diese sich mit der türkischen Compagnie, die diesen Handelszweig treibt, oder auch unmittelbar mit den Schäfern in einen Handel einlassen wollen, so fordert der Beylikgi von dem Käufer eine besondere Abgabe, dafür daß er von seinem Rechte absteht. Sie wird zwischen ihnen wie eine Waare behandelt, und beträgt zwischen fünf und zwölf Aspern für die Oke, je nachdem das Verlangen nach Wolle dringend, und dieser Artikel mehr oder weniger selten ist.

Der Preis der Wolle beträgt zwischen funfzehn bis fünf und zwanzig Paras für die Oke. Es geht eine Schiffsladung davon nach Venedig, eine andere nach Ancona, und zwey bis drey nach Genua und Livorno. Nach Marseille gehen dreytausend Ballen, jeder von einhundert Oken; die Franzosen haben hiebey den doppelten Gewinn, daß sie von den Türken die rohe Materie nehmen, und sie ihnen in Tücher verarbeitet wieder zurück schicken. Jede Schiffsladung kann zu sechshundert Ballen gerechnet werden, und der Mittelpreis für die Oke ist zwanzig Paras. Es kommt also durch die Wolle eine sehr bedeutende Summe Geldes nach Griechenland. Venedig schickt jährlich 35,000 Piaster dahin, Ancona, 25,000; Genua und Livorno, 60,000; und Marseille, 150,000; die Totalsumme beträgt 270,000 Piaster. Die Engländer und Holländer haben sich auf die griechische Wolle nie eingelassen.

Bienen und Honig vom Berg Hymettus.

Honig und Oel sind die zwey vorzüglichsten Artikel der Ausfuhr aus Attica. Das Verfahren bey der Bienenzucht ist viel einfacher als bey uns, und nähert sich dem im Alterthum gebräuchlichen; es wird daher nicht uninteressant seyn, wenn ich hier eine kurze Nachricht davon mittheile.

Attica ist das wahre Land der Bienen. Thymian, Majoran, wilder Quendel bedecken alle seine Hügel, und seine Thäler sind mit Salbey, Ginster und Rosmarin ausgelegt. Gerade diese aromatischen Kräuter sind, wie bekannt, die Lieblingsnahrung der Bienen.

Die Athenienser haben eine ganz eigenthümliche Art von Bienenkörben; sie haben eine cylindrische Gestalt, sind von gebrannter Erde, und haben drey Fuß Höhe, zwey im Durchmesser und dabey einen beweglichen Deckel. Die Außenseite und der Boden im Innern sind mit einem Firniß überdeckt; das ganze Innere bleibt übrigens rauh, weil die Bienen sonst Mühe hätten ihre Waben zu befestigen.

Die Körbe werden so viel als möglich gegen Osten oder gegen Westen gesetzt. Die Stellung gegen Norden ist wegen der kalten Winde, die von den Gebirgen her wehen, den Bienen im Winter äußerst schädlich; und die gegen Süden ist ihnen, wegen der drückenden Hitze, im Sommer nicht weniger verderblich. In einigen Monaten, besonders im Julius und August, müssen sogar die Körbe mit Laubwerk überdeckt werden, um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

und die Steine, die man zur Erde wirft, verwandeln sich in Menschen.

Bey allen den herrlichen Provinzen, aus denen das ottomannische Reich besteht, kann man annehmen, daß in ihnen die Natur alles aufs vortrefflichste geschaffen, die Regierung aber alles verdorben hat!

Wolle aus Macedonien und Albanien.

Der Ackerbau kann nur unter guten Regierungsverfassungen in Flor kommen; er liegt folglich in Griechenland durchaus zu Boden. Der am wenigsten vernachlässigte Zweig der Landökonomie ist die Viehzucht, denn auch ohne Cultur trägt der Boden Futterkräuter. Griechenland ist gleichsam wieder in seine heroischen Zeiten zurück gekehrt; es ist voll von Schäfern und Räubern, aber zum Unglück wird kein Hercules oder Theseus mehr geboren.

Das Land ernährt eine große Menge Vieh, denn drey Viertheile desselben liegen ungebaut. Unwissenheit und Barbarey können die Fruchtbarkeit unterdrücken, die nur Belohnung des Fleißes und der Cultur ist, aber keinesweges die, von der Natur freywillig hervorgebrachte. Ein guter Boden, sey er auch ganz vernachlässigt, wird doch unfehlbar Viehweiden geben.

Griechenland hat unter allen Ländern des Erdbodens die anmuthigste Mannigfaltigkeit des Clima's; es ist ein Inbegriff von allen Himmelsstrichen. Alle Pflanzen die zwischen den Wendecirkeln wachsen, gedeihen in seinen Ebenen und auf seinen Hügeln; auf den Bergen aber kommen auch die Pflanzen der nördlichsten Gegen-

den fort. Der Olymp, der Pindus, der Parnaß und die Berge Arcadiens unterhalten auf ihren Seiten und Gipfeln eine ewige Kühlung; dahingegen in den Thälern, die zu ihren Füßen liegen, ein beständiger Frühling herrscht. Alle nicht angebauten Gefilde bringen von selber Thimian, Quendel, Majoran und alle aromatischen Pflanzen hervor. Man sieht, wie sehr dieses Land zur Viehzucht geschickt seyn muß; auch findet man wirklich zahlreiche Heerden darin, und sogar werden sechs Monate im Jahr alle Heerden der benachbarten Länder darin ernährt. Wenn bey herannahendem Winter die albanischen Schäfer ihre Berge verlassen müssen, so treiben sie ihre Heerden in das schönere Griechenland, wo sie kräftigere und reichere Weiden finden. Nach einem geschlossenen Vergleich haben sie das Triftrecht auf allen unangebauten Ländereyen, und ob sie gleich von den tyrannischen Beys oft unbarmherzig gebrandschatzt werden, so kostet ihnen im Ganzen dieses Ueberwintern doch sehr wenig.

Unter den byzantinischen Kaisern waren durch die Vermischung mit afrikanischen und asiatischen Schafen die griechischen Rassen veredelt worden; aber seitdem man diese Methode nicht mehr befolgt, sind sie wieder aus der Art geschlagen. So sehr man sie aber auch vernachlässiget, so haben sie doch keinesweges alle ihre Schönheit verloren.

Ein griechischer Hammel ist im Durchschnitt dreyßig bis sechs und dreyßig Zoll lang, funfzehn bis achtzehn Zoll hoch, und wiegt wenigstens dreyßig, oft sogar bis funfzig Pfund. Die Rasse in Livadien ist noch schöner

Weinlese geschieht von Weibern und Kindern, die Trauben werden in Körben gesammelt und auf die Tenne getragen, deren eine in jedem Weinberg angebracht ist. Diese Tennen formiren ein länglichtes Viereck, das ein wenig abhängig ist, damit das Wasser ungehindert ablaufen kann. Der Boden der Tennen ist von Erde, aber so fest gestampft, daß er ganz glatt und glänzend ist.

Auf diese Tennen werden die Trauben eine neben der andern hingelegt; hier bleiben sie Tag und Nacht liegen, müssen aber alle vier und zwanzig Stunden sorgfältig umgewendet werden. Ist die Witterung schön, so trocknen die Trauben in acht bis zehn Tagen; fällt hingegen Regenwetter ein, so werden zwanzig bis dreyßig Tage dazu erfordert. Wenn der Regen anhält, so geht die ganze Erndte zu Grunde, und sollten sich auch die Trauben erhalten, so verlieren sie doch ihre Güte und können nur um einen sehr geringen Preis verkauft werden.

Sind die Trauben gehörig getrocknet, so werden die Beeren vermittelst kleiner hölzerner Rechen davon abgesondert, sorgfältig von allen etwa hineingefallenen fremden Körpern gereinigt, und in Körben in die Magazine getragen. Diese Magazine haben oben eine Oeffnung, und unten eine kleine Thüre; sonst sind sie ringsum hermetisch verschlossen. Aber auch diese Thüre wird nur zur Zeit des Verkaufs geöffnet, und die Körbe mit Corinthen werden durch die obere Oeffnung, im Dache, hineingehoben, und auf einander gehäuft, bis das Magazin ganz voll ist. Wenn man die Corinthen nachher in Tonnen

füllt, so werden sie mit bloßen Füßen hineingestampft, damit sie theils weniger Platz einnehmen, theils von der äußern Luft nicht berührt werden, und sich besser halten. Auf diese Art können sie bis an das Ende der Welt verschickt werden.

Man macht aus diesen Trauben auch einen guten Wein, der ausnehmend stark ist; allein sie geben nur äußerst wenig, so daß kein Weinbergbesitzer seine Trauben auf die Kelter schicken mag. Hiezu kommt noch, daß dieser Wein sehr leicht sauer wird, und sich durchaus nicht transportiren läßt.

Die meisten sogenannten kleinen Rosinen gehen in das nördliche Europa; die Engländer besonders verbrauchen eine ungeheure Quantität davon, nicht nur an viele Speisen, besonders in ihren Puddings, sondern sie brauchen sie auch in den Brandtweinfabriken, und man hat mich sogar versichert, was ich jedoch nicht bestimmt sagen kann, daß sie in mehrern Manufakturen sich ihrer zum Reinigen der Wolle und Seide bedienen. Die Franzosen brauchen sie nur in den Apotheken, und die Italiäner zu einigen wenigen Speisen.

Sonderbar ist es, daß die Marseiller Kaufleute, die doch einen so starken Handel nach Morea treiben, sich mit diesem Artikel nie haben abgeben wollen. Kaufleute von Livorno und Triest kaufen die Rosinen an Ort und Stelle, auf Rechnung von Häusern in London, Amsterdam und Hamburg. Zu diesem Commissionshandel hat man die Franzosen ohngeachtet aller Zureduugen und des augenscheinlichen Vortheils nie bewegen können. Ueberhaupt hat seit langer Zeit die französische Regierung ihre

Niederlassungen in Morea sehr vernachlässigt; auch sind die Comptoire zu Patras, Modon und Navarin schon ganz eingegangen, und in denen von Napoli und Coron nehmen die Geschäfte immer mehr ab.

Die jährliche Corinthenerndte in Morea kann man im Durchschnitt auf zehn Millionen Pfund berechnen. Hievon liefert Patras mit seinem Gebiet vier Millionen, und der Canton Vostitza zwey; die übrigen vier Millionen werden auf den Seeküsten von Achaja und Aetolien gewonnen. Von diesen Früchten werden im Lande selbst wenige verzehrt, und man kann gewiß annehmen, daß jährlich acht Millionen Pfund verkauft werden; welches acht Zehntheile des ganzen Ertrags ausmacht. Hievon nehmen die Engländer fünf Achttheile, Holland, die Niederlande und Dänemark zwey Achttheile, und in das letzte Achttheil theilen sich Frankreich und Italien.

In den letztern Jahren haben tausend Pfund Corinthen, mit Inbegriff aller Abgaben und Kosten, achtzig Piaster gekostet. Allein diese Abgaben und Kosten sind ungeheuer, und verdoppeln beynahe den Ankaufspreis, denn da in den türkischen Zollstädten kein bestimmter Tarif vorhanden ist, so ist man gänzlich der Willkühr des Zollbeamten überlassen und wird von diesem auf gut türkisch geprellt.

Wollte man jedoch bey diesen starken Abgaben es für vortheilhafter halten, in den ionischen Inseln und besonders in Zante Corinthen einzukaufen, wo sie wenigstens eben so gut als in Morea sind, so würde man sich gewaltig irren. Es müssen nicht nur daselbst fast die nämlichen Arten von Abgaben bezahlt werden, sondern

man fordert noch eine Abgabe von zwey Zechinen für tausend Pfund mehr als in Morea, und hiezu ist ganz neuerlich noch eine andere Abgabe von zwey Zechinen gekommen, welche beyde die Zollbeamten zu Santa-Maura la dogana nova und novissima nennen. Wenn in Morea das tausend Pfund Rosinen bey dem ersten Ankauf funfzig Piaster kostet, so kommt es mit den Abgaben und Kosten über achtzig Piaster zu stehen; in Zante hingegen kommt es bey dem nämlichen Ankaufspreis gegen neunzig Piaster.

Färberröthe oder Aly-Zari aus Böotien.

Die levantische Färberröthe führt in der Handlungssprache den Namen Aly-Zari; sie ist eine Abart von der unsrigen, und unterscheidet sich von dieser bloß durch den schwächern Stengel, durch glättere Blätter und durch das zartere Mark der Wurzeln.

Sie wird erst im vierten oder fünften Jahr ausgegraben, und hat folglich Zeit dick zu werden, und sehr viele und schöne Wurzeln zu treiben. Hierin liegt auch das ganze Verdienst der levantischen Färberröthe.

Ein mit diesem Produkt besäeter Morgen Landes giebt nach Verlauf von vier Jahren 4,000 Oken frischer Wurzeln, die getrocknet sich ohngefähr auf sechshundert Oken vermindern. Von der getrockneten Färberröthe wird die Oke um dreyßig bis vierzig Paras verkauft. Der ganze Ertrag beläuft sich also auf sechshundert Piaster, oder jährlich auf ein hundert und funfzig Piaster, und kommt folglich dem des Getreides vollkommen gleich. Hierbey muß aber noch bemerkt werden, daß die Färberröthe bey weitem nicht so viel Aufwand erfordert, und

in Länder gepflanzt werden kann, worin kein Getreide fortkommt.

Ihr Anbau ist daher sehr vortheilhaft, und könnte gewiß auch in den südlichen Gegenden von Europa mit Erfolg betrieben werden, wodurch diese Länder von dem Tribut befreit würden, den sie durch den Handel mit Färberröthe nach Smyrna und nach Böotien bezahlen müssen.

Durch ihren wohlfeilen Preis wird die Färberröthe ausnehmend nützlich für unsere Färbereyen; sie giebt eine sehr dauerhafte rothe Farbe, die der Wirkung der Luft, der Sonne und aller Proben widersteht, und den zusammengesetzten Farben Haltung giebt. Sie ist jedoch nicht ganz rein, sondern fällt ein wenig in das Rothfahle, was allen Wurzelfarben eigenthümlich ist. Man sucht diese falsche Farbe durch Waschen in starker Lauge zu vertreiben, oder durch allerhand Mittel zu verbessern.

In der großen Ebene von Böotien werden jährlich zwölfhundert Säcke Aly-Zari eingeerndtet. Hievon werden in Griechenland zum Färben der gesponnenen Baumwolle siebenhundert Säcke gebraucht; die übrigen fünfhundert Säcke werden nach Livorno, Triest und Marseille verführt. Der Sack hält hundert Oken, und die Oke kostet zwanzig bis fünf und zwanzig Paras.

Scharlachbeeren oder Kermes.

Der Kermes, der in dem Handel auf dem mittelländischen Meer unter dem Namen Scharlachbeeren bekannt ist, ist ein Gallinsect, das auf einer kleinen Art von Steineichen lebt, wie die Cochenille auf dem Nopal.

Man findet diese Steineiche in erstaunender Menge auf der ganzen Küste von Böotien und Phocis, so wie auf den Anhöhen, die gegen den Helicon und den Parnaß zu liegen. Sie wächst nur in steinigtem, unfruchtbarem Boden, und macht, nebst einigen elenden Weinbergen, fast den ganzen Reichthum von allen den Dörfern aus, die in den Gegenden liegen, wo ehmals Delphos, Crissa, Cyparissa = Daulis, Anticyra, Bulis und andere merkwürdige Orte stunden. Ascra, die Vaterstadt Hesiods, Hippocrene, die Grotte und der heilige Hain der Musen sind heutzutage ganz versteckt unter dichten Gebüschen von dieser Steineiche.

Der Kermes entsteht aus einem Ey, und hat nach seiner Verwandlung eine spherische Gestalt, ungefähr wie die Asseln oder Kellerläuse; er nährt sich nicht von den Blättern, indem er sie zernagt wie die Raupen, sondern er saugt nur mit seinem Rüssel den Saft aus ihnen. Das Männchen ist kleiner als das Weibchen; es hat zwey Flügel und springt so schnell wie ein Floh. Im Frühling läuft das Weibchen von Ast zu Ast; sobald aber der Sommer herbeykommt, so bleibt es auf einem Punkt des Baumes festliegen, und wird in diesem Zustand der Unbeweglichkeit von dem Männchen befruchtet. Hierauf legt es Eyer und stirbt. Sein Aeußeres behält aber nachher nicht mehr die thierische Gestalt, wie die Cochenille, sondern nach und nach verschwinden alle animalische Züge, und man sieht bald nichts weiter als einen kleinen Gallapfel, worin die Eyer enthalten sind.

Die Kermesernde, die im Frühjahr statt hat, ist mehr oder weniger ergiebig, je nachdem der Winter strenger oder

gelinder war, denn diese Thierchen sind äußerst empfindlich gegen die Kälte; daher auch die schönsten von den Eichen gewonnen werden, die nahe am Meer stehen. Das Geschäft des Einsammlens geschieht durch Weiber, die die Kermes mit den Nägeln von den Zweigen abkratzen. Wenn die Blätter des Baumes durch den Thau erweicht werden, so ist es leichter die Insecten herabzubringen; daher geschieht das Einsammeln vor Sonnenaufgang. Wenn es vorüber ist, so besprengt man die Kermes mit Weineßig, um die kleinen Männchen, die in den Eyern stecken, zu tödten, denn ohne diese Vorsicht würden sie davon fliegen. Hierauf werden sie getrocknet, und in einem Sack gerieben, um sie glänzend zu machen. Durch dieses Reiben erhalten sie die Gestalt von kleinen Beeren, die unter dem Namen Scharlachbeeren bekannt sind. Sie geben die schöne rothe Farbe, die vor dem Gebrauch der Cochenille so geschätzt und berühmt war.

Der Canton Livadien, der ungefähr einen halben Durchmesser von sechs bis sieben Stunden um die Stadt dieses Namens herum enthält, bringt im Durchschnitt jährlich sechstausend Oken Kermes hervor. Hievon werden an Ort und Stelle, in den dortigen Fabriken von Kattun und groben Tüchern, zweytausend Oken verbraucht, und viertausend Oken werden nach Italien und Frankreich verschickt. Die Oke kostet im Ankauf sechs bis sieben Piaster; Livadien gewinnt also in jedem Jahr fünf und zwanzig bis dreyßigtausend Piaster durch den Kermes.

Seide.

Theſſalien liefert den gröſsten Theil aller Seide, die als Handelsartikel nach Salonichi kommt, und zwar iſt Zagora der Canton von Theſſalien, der am meiſten hervorbringt. Dieſer Landſtrich iſt das alte Magneſien, und beſteht aus vier und zwanzig Dörfern, die an dem Fuſs des Pelions und des Oſſa liegen, und der Sultanin Valide zugehören. Das Clima in dieſem Canton iſt ſo gelind und die Luft ſo rein, daſs die Seidenwürmer in Kammern aufbewahrt werden, die von allen Seiten offen ſind. Auch würde die Seide, die ſie hervorbringen, ausgezeichnet ſchön ſeyn, wenn die Einwohner mit mehr Sorgfalt die Blätter ausſuchten, die zur Nahrung der Würmer dienen ſollen. Zagora liefert jährlich 25,000 Oken Seide; hievon werden im Lande zu Verfertigung von Schnupftüchern fünftauſend Oken verbraucht, fünftauſend gehen in die Manufacturen von Tarnavos, ſechstauſend nach der Inſel Scio, eben ſo viele werden zu Lande nach Teutſchland ausgeführt, und dreytauſend aus den Häfen von Dalmatien nach Venedig. Mehrere Nationen, z. E. die Franzoſen, haben jedoch ganz aufgehört, ſich mit dieſem Artikel abzugeben, weil er zu einem unſinnig hohen Preiſe geſtiegen iſt. Die Oke Seide wird heut zu Tage mit funfzehn bis achtzehn Piaſter bezahlt, und doch iſt die Seide aus Zagora für die meiſten europäiſchen Fabriken, z. E. für alle Gazefabriken, viel zu rauh und bey weitem nicht ſo gut wie die Seide aus Sicilien und Calabrien.

Wachs.

Die chalcidische Halbinsel bringt jährlich zwischen 30 und 40,000 Oken Wachs hervor, die Insel Thasos 25000, und aus den ottomannischen Provinzen an der Donau kommen 90,000 Oken. Die Oke wird um sechzig bis achtzig Paras verkauft. Es werden jährlich 15000 Oken nach Marseille, und 40,000 nach Venedig geschickt; alles übrige Wachs geht in die verschiedene Handelsstädte Italiens.

Hasenfelle.

In Albanien, Thessalien und Macedonien werden jährlich ungefähr 10,000 Oken Hasenfelle gesammelt. Hievon wird die Hälfte von den Griechen selbst nach Triest und Venedig verführt, die andere Hälfte aber in Salonichi von den fränkischen Kaufleuten aufgekauft. Die Franzosen schicken jährlich acht bis neunhundert Oken davon nach Marseille. Die Winterfelle sind die besten, denn sie haben längere, dickere und seidenartigere Haare. Neun oder zehn Felle machen eine Oke, und zwey Felle kosten zehn bis zwölf Paras. Man sieht, daß dieses keinesweges ein wichtiger Artikel ist, allein die Hathfabriken haben die macedonischen Haasenfelle doch unumgänglich nöthig. Daher haben auch die Engländer neuerlich angefangen, sich mit diesem Artikel zu versehen.

Kreuzbeeren. (Graine d'Avignon).

Dieses Product kommt aus Albanien und Thessa- nach Salonichi. Es ist die Frucht des Wegedorns

oder der Creuzbeerstaude; die Beeren sind von der Größe der Pfefferkörner, haben einen zusammenziehenden bitterm Geschmack, und sind von Farbe grüngelb. Man braucht sie zum Gelbfärben, allein wenn sie auch die allervorzüglichste Zubereitung bekommen, so erhält sich dennoch die Farbe nicht, sondern verschießt bald. Sie werden jedoch zu gewöhnlichen Farben immer gebraucht und gesucht werden, denn sie sind ausserordentlich wohlfeil; die Oke davon kostet in Salonichi nicht mehr als funfzehn Paras. Die Franzosen haben sich mit diesem Artikel weniger abgegeben als die Engländer; man kann annehmen, daß die erstern jährlich ungefähr für 10,000 Piaster, und die letztern für 15000 Piaster solcher Beeren ausgeführt haben.

Opium.

Die Franzosen nehmen von Salonichi für 12,000 Piaster Opium, und die Italiäner für 18000 Piaster. Die schlechteste Sorte wird in Griechenland gewonnen, und die reinste kommt aus Anadolien. Die Türken behalten zu ihrem eigenen Gebrauch dasjenige Opium, was von Natur aus den Mohnköpfen heraustropft, und verkaufen nur das an Fremde, so durch Einschnitte oder durch Auspressung aus den Pflanzen gewonnen wird.

In der ganzen Türkei wird das Opium theils wie ein einschläferndes, theils wie ein reizendes Mittel gebraucht. Diejenigen Türken, die täglich davon gebrauchen, heißen Theriakis. Die meisten suchen sich durch dasselbe in eine Art von angenehmer Lethargie zu versetzen, in der sie zwischen Leben und Tod zu schweben

scheinen. Dieser Zustand, in dem die Denkkraft gelähmt, das Empfindungsvermögen aber nicht unterdrückt ist, hat für die Türken so große Reize, daß es viele Theriakis giebt, die in ihrem Leben nichts weiter thun, als Caffee trinken, Tabak rauchen und Opium einnehmen. Einer meiner Dollmetscher hatte Umgang mit einem Effendi, der täglich dreyßig Tassen Caffee trank, eben so viele Pfeifen Tabak rauchte, und drey Drachmen Opium verschluckte; seine ganze übrige Nahrung bestand täglich in vier Unzen Reis. Ich hatte die Neugierde, diesen sonderbaren Mann kennen zu lernen, und fand in ihm eine wandelnde Mumie, deren Muskeln ganz eingetrocknet schienen.

Zu bemerken ist noch, daß allen Theriakis das Rückgrad ganz krumm gebogen ist.

Andere Türken suchen sich durch diesen Saft zu dem Genuß der Liebe anzureizen, oder auch sich in eine fröhliche Trunkenheit zu versetzen. Die Janitscharen, wenn sie ins Treffen gehen, nehmen Opium ein, wie unsere Soldaten Brandtewein trinken. Das türkische Opium reizt die Sinne oder beruhigt sie, je nachdem es eine Zubereitung erhalten hat.

Das in dem Handel gewöhnliche Opium muß, wenn es gut ist, im frischen Zustande hart, etwas schleimig, und glänzend seyn, sobald es trocken wird. Es wird oft mit mancherley Harzen, auch wohl mit Mehl vermischt, allein der Betrug ist leicht zu entdecken, denn das verfälschte Opium wird nie recht hart, und wenn man es entzwey bricht, so zieht es keine Fäden.

Gummi Tragant.

Es fließt entweder von Natur, oder durch gemachte Einschnitte aus der Tragantstaude, oder dem Bocksdorn, die in den Thälern Griechenlands sehr häufig angetroffen wird. Man braucht es in den Apotheken, den Fabriken und bey den Mahlern. Es werden jährlich aus Griechenland durch fränkische Kaufleute fünftausend Oken von diesem Gummi ausgeführt. Die Oke kostet im Ankauf siebenzig bis achtzig Paras; das Ganze beträgt also eine Summe von 10,000 Piastern.

Dritter Abschnitt.

Verarbeitete Artikel der Ausfuhr.

Diese bestehen in rothem Baumwollengarn, Saffian, Teppichen, seidenen Frauenkleidern und einigen groben Tüchern, die unter den Namen Caſots und Abats bekannt sind. Es verlohnt sich der Mühe, sie einzeln hier durchzugehen.

Rothes Baumwollengarn, oder Türkischgarn.

Die schöne rothe Farbe, die man in dem ottomanischen Reich dem Baumwollengarn giebt, ist unter dem Namen Türkischroth in Europa bekannt. Da man allgemein dafür hält, daß durch das Verfahren bey dem Färben dieses eigenthümliche Roth hervorgebracht wird, so wird es nicht uninteressant seyn, wenn ich dieses Verfahren, so wie es in den griechischen Fabriken beobachtet wird, hier mittheile, und bemerke nur vorläufig, daß in diesen Fabriken gewöhnlich so viel Strängen Garn, als fünf und dreyßig Oken wiegen, zu gleicher Zeit bearbeitet werden.

Das erste Verfahren ist das Kochen der gesponnenen Baumwolle, um sie zum Färben geschickt zu machen. Hiezu werden anderthalb Oken Sode in zwanzig Oken Wasser aufgelöst; dann wird die Baumwolle fünf bis

sechs Stunden darin gesotten, und hierauf in reinem Wasser wieder ausgewaschen.

Das zweyte Bad, worein die Baumwolle geworfen wird, besteht aus Sode und Schafmist, die im Wasser aufgelöst werden. Um die Auflösung zu erleichtern, wird die Sode und der Mist in einem Mörser zerstoßen. Die hierbey beobachtete Proportion ist eine Oke Mist und sechs Oken Sode zu vierzig Oken Wasser. Wenn diese Ingredienzen sich gehörig vermischt haben, so wird das Ganze durch ein Haarsieb, in ein Laugenfaß gegossen; hier thut man noch sechs Oken Olivenöhl dazu, und rührt es so lange um, bis es so weiß geworden ist wie Milch. Hierauf wird die Baumwolle in dieses Wasser getaucht, und wenn sie gehörig davon durchdrungen ist, so ringt man sie aus und läßt sie wieder trocknen. Dieses Bad muß drey bis viermal wiederholt werden, denn durch dasselbe erhält eigentlich die Baumwolle die zur Farbe erforderliche Güte. Jedes Bad besteht aus den nämlichen Ingredienzen, und muß fünf bis sechs Stunden dauern. Zu bemerken ist, daß nach demselben die Baumwolle jedes Mal getrocknet werden muß, ohne vorher ausgewaschen zu werden. Nur nach dem letzten Bad darf man sie ausspülen, und dann ist die Baumwolle so weiß, wie wenn sie auf der Wiese wäre gebleicht worden.

In unsern Färbereyen ist dieses Mistbad ganz unbekannt. Zur Fixirung der Farben kann es zwar nichts beytragen, allein diese Excremente enthalten bekanntermaßen eine Menge von flüchtigem Alkali, das die Eigenschaft hat, die rothe Farbe herauszutreiben. Wahr-

scheinlicher Weise hat daher das türkische Roth hauptsächlich diesem Ingredienz seine Lebhaftigkeit und seinen Glanz zu verdanken, so viel ist wenigstens gewiß, daß man auch den türkischen Saffian mit Hundsmist zubereitet, weil man gefunden hat, daß die Farbe durch ihn erhöht wird.

Auf das Mistbad folgt die Galläpfelfarbe. Man wirft nämlich die Baumwolle in laues Wasser, worin fünf Oken fein zerstoßene Galläpfel abgesotten sind. Diese Operation macht die Baumwolle geschickter, sich mit den Farben zu sättigen, und giebt diesen mehr Festigkeit und Körper.

Hierauf folgt die Alaunbereitung, die darin besteht, daß die Baumwolle zweymal in einem Zwischenraum von zwey Tagen in ein Wasser gelegt wird, worin fünf Oken Alaun und fünf Oken Wasser, die durch eine von der Sode alkalisirte Lauge gemischt sind. Diese Operation muß mit Sorgfalt behandelt werden, denn durch sie wird eigentlich der Farbestoff mit der Baumwolle verbunden, und gegen die zerstörende Wirkung der Luft gesichert. Wenn das Garn zum zweyten Mal aus diesem Bade kommt, so wird es ausgerungen, und in einem Sack von dünner Leinwand in fließendes Wasser gelegt.

Nach allen diesen Operationen wird endlich zum Färben geschritten, und die Farbe auf folgende Art zubereitet. Man thut in einen Kessel hundert Oken Wasser und fünf und dreyßig Oken Aly-zari, oder Färberröthe. Diese wird vorher gepülvert, und mit Ochsen- oder Schaafblut übergossen. Durch das Blut wird die Farbe verstärkt, und je nachdem man sie heller oder

dunkler haben will, wird mehr oder weniger Blut darüber gegossen. Unter dem Kessel wird beständig ein mäßig starkes Feuer unterhalten, und wenn die Mischung anfängt heiß zu werden, so taucht man das Garn hinein, damit das Feuer es nicht erwische. Hierauf wird es auf Stricke gehängt, die an kreuzweis über dem Kessel angebrachten Stäben befestigt werden, und sobald die Farbe vollkommen siedet, so werden die Stäbe weggenommen, so daß das Garn in den Kessel fällt. Hier läßt man es so lange, bis die Farbe auf ein Drittheil verzehrt ist. Hierauf wird das Garn herausgenommen und in reinem Wasser gewaschen.

Die letzte Vollkommenheit bekommt die Farbe in einem durch Sode alkalisirten Wasserbad. Diese letzte Operation ist die allerschwerste und delikateste, denn durch sie bekommt die Farbe ihren eigentlichen Ton. Das Garn wird in diesem Bade über einem anhaltenden Feuer so lange gesotten, bis die Farbe so ist, wie man sie verlangt. Die ganze Kunst besteht darin, daß man den wahren Zeitpunct trifft, wo das Garn vom Feuer genommen werden muß, und sorgfältige Arbeiter wenden daher alle Aufmerksamkeit an, um den wahren Augenblick nicht zu verfehlen.

Die vorzüglichsten Fabriken von türkischem Garn in Griechenland sind in Thessalien, und zwar zu Boba, Kapsami, Turnavos, Larissa, Pharsala, und in allen Dörfern, die an dem Fuße des Ossa und des Pelion liegen. Unter den Thälern, die um diese Berge herum liegen, war von jeher das von Tempe wegen seiner Schönheit berühmt. Es wird durch eine Menge von

spiegelhellen Bächen durchschnitten, deren Wasser in den Färbereyen vorzüglich gut zu gebrauchen ist; es sind daher auch eine Menge Fabriken in diesem Thale angelegt, unter denen jedoch die zu Ambelakia die allerberühmtesten und merkwürdigsten sind.

Das Dorf Ambelakia liegt auf dem Abhang des Ossa und auf dem rechten Ufer des Peneus, zwischen Larissa und dem Meer. Es gleicht durch die lebhafte Thätigkeit, die darin herrscht, mehr einem holländischen Flecken als einem türkischen Dorfe. Es verbreitet durch seine Industrie Leben und Bewegung in der ganzen Gegend umher, und durch seinen Fleiß tritt Teutschland mit Griechenland in enge Verhältnisse. Seit funfzehn Jahren ist seine Bevölkerung auf das dreyfache gestiegen, und beträgt gegenwärtig viertausend Seelen. Alle Einwohner leben in und von Färbereyen, und man kennt unter ihnen den Müßiggang nicht. Auch ist die Sklaverey, die rings um sie in den Ebenen, die der Peneus bewässert, ihre Geißel schwingt, nie bis zu ihnen vorgedrungen; sie dulden gar keine Türken unter sich, und werden nach der Weise ihrer Vorfahren durch selbst gewählte Obrigkeiten regiert. Zweymal haben die rohen Muselmänner von Larissa aus den Versuch gewagt, ihre Berge zu ersteigen und ihre Häuser zu plündern, aber beyde Male sind sie von den Einwohnern, die schnell den Webersthul verließen, um die Musquete zu ergreifen, zurückgeschlagen worden.

Jedermann, auch sogar die Kinder, sind hier mit der Färberey beschäfftigt, und während die Männer das Garn färben, spinnen und bereiten es die Weiber.

Ich werde in der That nie diesen merkwürdigen Ort vergessen, wo alle Einwohner von dem Ertrag ihrer Fabriken leben, und sämmtlich nur eine Familie von Brüdern und Freunden bilden. Die schöne Verfassung, die von den Jesuiten in den Wäldern von Paragnay gestiftet werden sollte, findet man hier auf dem beschneiten, felsigten Ossa wirklich eingeführt. Es scheint Zauberey zu seyn, wenn man auf einmal in den Griechen ganz andere Menschen findet; sie sind fleißig und nachdenkend, an die Stelle der Nationaleitelkeit sind großmüthige Gesinnungen getreten, und hohe Ideen von Freyheit keimen auf einem Boden, den seit zwanzig Jahrhunderten Sklaverey entehrt. Der ganze Charakter der alten Griechen zeigt sich wieder mit seiner vorigen Energie, und alle Talente, alle Tugenden des alten Griechenlandes erwachen wieder in diesem wilden, entlegenen Winkel des neuern.

Man findet in Ambelakia vier und zwanzig Fabriken, in denen jährlich 2500 Ballen türkisch Garn, jeder Ballen von hundert Oken gefärbt werden. Diese 2500 Ballen gehen sämmtlich nach Teutschland, und zwar über Pest und Wien nach Leipzig, Dresden, Ansbach, Bayreuth u. s. w. In den meisten dieser Städte haben die Kaufleute von Ambelakia eigene Comptoire, worin sie das türkische Garn unmittelbar an die teutschen Manufakturisten absetzen.

Man hat auch in Europa vielfältige Versuche gemacht, das Baumwollengarn roth zu färben, und sogar haben sich griechische Färber in der Mitte dieses Jahrhunderts in Montpellier niedergelassen, und solche Fa-

Wachs.

Die chalcidische Halbinsel bringt jährlich zwischen 30 und 40,000 Oken Wachs hervor, die Insel Thasos 25000, und aus den ottomannischen Provinzen an der Donau kommen 90,000 Oken. Die Oke wird um sechzig bis achtzig Paras verkauft. Es werden jährlich 15000 Oken nach Marseille, und 40,000 nach Venedig geschickt; alles übrige Wachs geht in die verschiedene Handelsstädte Italiens.

Hasenfelle.

In Albanien, Thessalien und Macedonien werden jährlich ungefähr 10,000 Oken Hasenfelle gesammelt. Hievon wird die Hälfte von den Griechen selbst nach Triest und Venedig verführt, die andere Hälfte aber in Salonichi von den fränkischen Kaufleuten aufgekauft. Die Franzosen schicken jährlich acht bis neunhundert Oken davon nach Marseille. Die Winterfelle sind die besten, denn sie haben längere, dickere und seidenartigere Haare. Neun oder zehn Felle machen eine Oke, und zwey Felle kosten zehn bis zwölf Paras. Man sieht, daß dieses keinesweges ein wichtiger Artikel ist, allein die Huthfabriken haben die macedonischen Haasenfelle doch unumgänglich nöthig. Daher haben auch die Engländer neuerlich angefangen, sich mit diesem Artikel zu versehen.

Kreuzbeeren. (Graine d'Avignon).

Dieses Product kommt aus Albanien und Thessalien nach Salonichi. Es ist die Frucht des Wegedorns

Es ist daher äußerst schwer, die ganze Fabrication richtig zu beschreiben, und ich will mir nicht anmaßen, daß nicht auch in meiner Darstellung sich Fehler sollten eingeschlichen haben.

Saffian.

Die Art wie der türkische Saffian zubereitet wird, ist bey uns ganz unbekannt, und man wird sie auch so bald noch nicht vollkommen kennen lernen, weil die Saffianmacher eine Innung ausmachen, in der alle Mitglieder durch einen Eid zur Beobachtung des strengsten Geheimnisses verpflichtet werden. Ich habe, um dahinter zu kommen, weder Mühe noch Geld gespart, und doch kann ich nur unvollständige Nachrichten darüber mittheilen, denn ungeachtet des Ansehens, das mir meine Stelle gab, war es mir doch nicht möglich, die Fabriken zu besuchen, und ich mußte mich daher bloß mit den Rapporten von unwissenden Türken begnügen, die noch überdies von meinen Dolmetschern, die keine Idee von Kunstfleiß hatten, vielleicht unrichtig übersetzt sind. Aber dennoch halte ich diese Nachricht für zulänglich, um Sachverständige auf den wahren Weg zu leiten. Vollständigere Nachrichten darf man bey der jetzigen Lage der Dinge zuverlässig von keinem Reisenden erwarten, denn wenn diese auch Geduld genug hätten, um mit den groben und argwöhnischen Arbeitern sich in das Detail der Fabrication einzulassen, so fehlen ihnen doch die erforderlichen Localkenntnisse.

Besonders excelliren die Türken in der Verfertigung des rothen Saffians. Es werden hiezu Bocks- und

scheinen. Dieser Zustand, in dem die Denkkraft gelähmt, das Empfindungsvermögen aber nicht unterdrückt ist, hat für die Türken so große Reize, daß es viele Theriakis giebt, die in ihrem Leben nichts weiter thun, als Caffee trinken, Tabak rauchen und Opium einnehmen. Einer meiner Dollmetscher hatte Umgang mit einem Effendi, der täglich dreyßig Tassen Caffee trank, eben so viele Pfeifen Tabak rauchte, und drey Drachmen Opium verschluckte; seine ganze übrige Nahrung bestand täglich in vier Unzen Reis. Ich hatte die Neugierde, diesen sonderbaren Mann kennen zu lernen, und fand in ihm eine wandelnde Mumie, deren Muskeln ganz eingetrocknet schienen.

Zu bemerken ist noch, daß allen Theriakis das Rückgrad ganz krumm gebogen ist.

Andere Türken suchen sich durch diesen Saft zu dem Genuß der Liebe anzureizen, oder auch sich in eine fröhliche Trunkenheit zu versetzen. Die Janitscharen, wenn sie ins Treffen gehen, nehmen Opium ein, wie unsere Soldaten Brandtewein trinken. Das türkische Opium reizt die Sinne oder beruhigt sie, je nachdem es eine Zubereitung erhalten hat.

Das in dem Handel gewöhnliche Opium muß, wenn es gut ist, im frischen Zustande hart, etwas schleimig, und glänzend seyn, sobald es trocken wird. Es wird oft mit mancherley Harzen, auch wohl mit Mehl vermischt, allein der Betrug ist leicht zu entdecken, denn das verfälschte Opium wird nie recht hart, und wenn man es entzwey bricht, so zieht es keine Fäden.

Gummi Tragant.

Es fließt entweder von Natur, oder durch gemachte Einschnitte aus der Tragantstaude, oder dem Bocksdorn, die in den Thälern Griechenlands sehr häufig angetroffen wird. Man braucht es in den Apotheken, den Fabriken und bey den Mahlern. Es werden jährlich aus Griechenland durch fränkische Kaufleute fünftausend Oken von diesem Gummi ausgeführt. Die Oke kostet im Ankauf siebenzig bis achtzig Paras; das Ganze beträgt also eine Summe von 10,000 Piastern.

Dritter Abschnitt.

Verarbeitete Artikel der Ausfuhr.

Diese bestehen in rothem Baumwollengarn, Saffian, Teppichen, seidenen Frauenkleidern und einigen groben Tüchern, die unter den Namen Caſots und Abats bekannt sind. Es verlohnt sich der Mühe, sie einzeln hier durchzugehen.

Rothes Baumwollengarn, oder Türkischgarn.

Die schöne rothe Farbe, die man in dem ottomanischen Reich dem Baumwollengarn giebt, ist unter dem Namen Türkischroth in Europa bekannt. Da man allgemein dafür hält, daß durch das Verfahren bey dem Färben dieses eigenthümliche Roth hervorgebracht wird, so wird es nicht uninteressant seyn, wenn ich dieses Verfahren, so wie es in den griechischen Fabriken beobachtet wird, hier mittheile, und bemerke nur vorläufig, daß in diesen Fabriken gewöhnlich so viel Strängen Garn, als fünf und dreyßig Oken wiegen, zu gleicher Zeit bearbeitet werden.

Das erste Verfahren ist das Kochen der gesponnenen Baumwolle, um sie zum Färben geschickt zu machen. Hiezu werden anderthalb Oken Sode in zwanzig Oken Wasser aufgelöst; dann wird die Baumwolle fünf bis

sechs Stunden darin gesotten, und hierauf in reinem Wasser wieder ausgewaschen.

Das zweyte Bad, worein die Baumwolle geworfen wird, besteht aus Sode und Schafmist, die im Wasser aufgelöst werden. Um die Auflösung zu erleichtern, wird die Sode und der Mist in einem Mörser zerstoßen. Die hierbey beobachtete Proportion ist eine Oke Mist und sechs Oken Sode zu vierzig Oken Wasser. Wenn diese Ingredienzen sich gehörig vermischt haben, so wird das Ganze durch ein Haarsieb, in ein Laugenfaß gegossen; hier thut man noch sechs Oken Olivenöhl dazu, und rührt es so lange um, bis es so weiß geworden ist wie Milch. Hierauf wird die Baumwolle in dieses Wasser getaucht, und wenn sie gehörig davon durchdrungen ist, so ringt man sie aus und läßt sie wieder trocknen. Dieses Bad muß drey bis viermal wiederholt werden, denn durch dasselbe erhält eigentlich die Baumwolle die zur Farbe erforderliche Güte. Jedes Bad besteht aus den nämlichen Ingredienzen, und muß fünf bis sechs Stunden dauern. Zu bemerken ist, daß nach demselben die Baumwolle jedes Mal getrocknet werden muß, ohne vorher ausgewaschen zu werden. Nur nach dem letzten Bad darf man sie ausspülen, und dann ist die Baumwolle so weiß, wie wenn sie auf der Wiese wäre gebleicht worden.

In unsern Färbereyen ist dieses Mistbad ganz unbekannt. Zur Fixirung der Farben kann es zwar nichts beytragen, allein diese Excremente enthalten bekanntermaßen eine Menge von flüchtigem Alkali, das die Eigenschaft hat, die rothe Farbe herauszutreiben. Wahr-

diese Operation die aufgetragene Farbe befestigt und ihre Lebhaftigkeit erhöht werden.

Sind die Häute von diesem Wasser gehörig durchweicht, so werden sie gestreckt und mit einem in reinem Wasser durchnäßten Schwamm gerieben. Hierauf wird der Saffian polirt, und erhält durch verschiedene hölzerne äußerst glatte Instrumente den nöthigen Glanz; zugleich werden dadurch die überflüssigen Partickeln von Sumach und Galläpfeln, die sich darin festgesetzt haben können, vollends weggeschafft. Zuletzt wird das Leder auf einem glatten Marmor mit Bimsstein gerieben, um ihm die Narben zu geben.

Dies ist das Verfahren, das bey dem Zubereiten und dem Färben des rothen Saffians beobachtet wird. Einige Färber rühmen sich zwar, daß sie noch besondere Geheimnisse besitzen, allein diese schränken sich bloß darauf ein, daß durch Beymischung einiger Pflanzensäfte der Farbe stärkere Schattirungen gegeben werden können. Wenn z. E. das Roth etwas zu schwach ist, so mischen sie Curcuma in die Farbe, um sie zu verstärken, und ist es zu dunkel, so erhellen sie es durch Borax. In der Färberey, wie in der Mahlerey, hat man den Vortheil, daß man die Farben probiren kann, ehe sie aufgetragen werden.

Der gelbe Saffian wird eben so zubereitet wie der rothe; nur liefert zu diesem die Cochenille den Hauptfarbestoff und zu jenem die Kreuzbeere. Die Türken geben dem Saffian auch andere Farben, allein nur in dem rothen und gelben haben sie ihre eigentliche Stärke. Ihre schwarze Farbe hat weniger Glanz als die unsrige, ihre

grüne hält nicht, und ihre blaue verschießt noch schneller. Im Ganzen kann man annehmen, daß uns die Türken in der Kunst, Saffian zu machen, eben so sehr übertreffen, als wir ihnen in der Zubereitung aller übrigen Lederarten überlegen sind.

In Macedonien, so wie in allen an der Donau gelegenen Provinzen hat man vortreffliche Büffel- und Ochsenhäute; allein man versteht es nicht, sie zu gerben. Man legt sie zwar wie bey uns in Gruben, und bestreut sie mit Lohe; allein diese Gruben sind schlecht eingerichtet, nicht tief genug und die Häute werden nicht lang genug darin gelassen. Die stärksten Häute erhalten in der Türkei nur zwey oder drey Lohen, dagegen ihnen bey uns fünf bis sechs gegeben werden. Das türkische Leder bleibt daher immer roh, weil es nicht genug Nahrung bekommt; aus dieser Ursache zieht es sich, wird nicht wasserdicht, und fault sehr leicht.

Ein anderer Fehler der türkischen Gerber besteht darin, daß sie ohne Unterschied alte und neue Lohe nehmen. Je frischer jedoch die Lohe ist, desto mehr Stärke hat sie, denn ihre vorzüglichste Wirksamkeit liegt in ihrer adstringirenden Eigenschaft; es ist also natürlich, daß die alte Lohe weniger wirksam ist.

Auch verfertigen die Türken diese Arten von Leder nur zu ihrem Gebrauch, dagegen sie eine außerordentliche Quantität Saffian, der im Handel den Nahmen Corduan führt, ins Ausland verkaufen. Die vorzüglichsten griechischen Fabriken, die diesen Handel unterhalten, sind die zu Larissa in Thessalien, zu Janina in Epirus und zu Salonichi in Macedonien. Nur allein die Teutschen

kaufen jährlich für sechzigtausend Piaster Saffian in diesen Fabriken.

In Constantinopel werden aus diesem Saffian Briefstaschen, Gürtel, tartarische Gewehrgehänge, Schabracken und noch viele andere allerliebste Arbeiten verfertigt. Die Stickerey auf denselben, ist so künstlich gemacht, daß sie mit goldenen Flittern und Plättchen bedeckt zu seyn scheint, und doch sind es nur mehr oder weniger platte Goldfäden, mit denen dort so fein und zierlich in Leder gestickt wird, wie bey uns in seidenen Zeugen.

Es ergiebt sich aus meiner obigen Beschreibung von der Zubereitung des Saffians, daß die vorzüglichsten Operationen, die in der Levante dabey vorgenommen werden, in den Kalkgruben, in dem Decoct von Hundsexcrementen, in dem Kleien- und Feigenbad, und in der Alaunbereitung bestehen, durch welche letztere die Häute unmittelbar zur Farbe tüchtig gemacht werden. Heutzutage wird zu dieser Farbe Cochenille genommen, da aber die türkischen Saffianfabriken schon zur Zeit der Araber geblüht haben, so ist wahrscheinlich in frühern Zeiten Kermes dazu genommen worden.

Zur Grubenbereitung bedient man sich der Käppchen oder Kelche der Eicheln, oder auch der Galläpfel. Zu Uskup in Servien nimmt man dazu die Rinde von einer Fichte die auf den höchsten Gipfeln des Scardus wächst, und in einigen Gärbereyen in Griechenland vertritt der Sumach die Stelle der Galläpfel. Dieser hat den Vorzug, daß er weniger adstringirende Theile enthält, und deshalb das Leder nicht so austrocknet.

Ehe man den gelben Saffian färbt, wird er ins Treibfaß eingesetzt, um die Farbe zu bekommen; der rothe hingegen wird vorher gefärbt. Dies ist die karacteristische Verschiedenheit zwischen beyden Arten von Zubereitungen; der Grund davon ist schwer einzusehen, denn wenn durch das Treiben die rothe Farbe lebhafter und dauerhafter wird, wie man angiebt, so sollte auch in den Baumwollenfärbereyen die rothe Farbe erst nach der Galläpfelfarbe aufgetragen werden, was jedoch nicht geschieht.

Die gelbe Farbe besteht hauptsächlich in Kreuzbeeren, Alaun, Curcuma, Citronensaft und Granatrinde. Die Türken behaupten, daß die beyden letztern Ingredienzen dieser Farbe ihre eigenthümliche Schönheit geben.

Eine Bemerkung muß ich indessen beyfügen, die in der Beschreibung von dem Verfahren der Türken bey ihrer Saffianbereitung von wesentlicher Wichtigkeit ist. Sie sind dabey weniger verschwenderisch mit den Flußarbeiten als wir, und dies ist vielleicht eine der vorzüglichsten Ursachen von der großen Geschmeidigkeit ihres Leders. Das Wasser hat die Wirkung, das Leder zu härten, und ihm die Consistenz und Steifigkeit des Pergaments mitzutheilen. Daher haben die Türken an die Stelle des gewöhnlichen Waschens im Wasser das Eintauchen der Häute in öhlichte Flüssigkeiten eingeführt, und hierdurch wird ihr Saffian so äußerst sanft und weich.

Türkische Teppiche.

Die in Salonichi fabricirten Teppiche haben zwar nicht ganz die Schönheit der Smyrnischen, allein sie sind durchaus von derselbigen Güte. Man kennt sie im Handel unter dem Namen türkischer Teppiche. Die Stühle, worauf sie verfertigt werden, gleichen im Kleinen denen, worauf man unsere haute-lisse Tapeten webt. Sie sind aus den nämlichen Theilen zusammengesetzt, allein man beobachtet ein ganz anderes Verfahren, um das Sammtartige hervorzubringen, und die Zeichnung hineinzuwirken.

Die Türken verfertigen alle ihre Teppiche stückweise, und dann setzen sie diese Stücke einzeln zusammen wie Theile einer eingelegten Arbeit, und verfertigen ein Ganzes daraus, worin die Zeichnung durch die lebhaftesten und ausgesuchtesten Farben ausgedrückt ist. Auch das Sammtartige wird von ihnen auf eine ganz andere Art gewirkt, und hierdurch unterscheiden sich die orientalischen Teppiche von den unsrigen; allein es ist nicht ihr wesentlichster Vorzug, sondern wenn die türkischen Teppiche ihren alten Ruhm noch fortdauernd verdienen, so haben sie ihn einzig der außerordentlichen Schönheit der Farben und der Wolle zu verdanken.

Die Türken gehen bey der Auswahl der ersten Materien mit ausnehmender Sorgfalt zu Werke. Die Fäden werden genau ausgesucht, damit alle einander möglichst gleich sind, und eben so sorgfältig suchen sie auch die markigste Wolle aus, damit der Sammt ihrer Teppiche elastischer und zur Auffassung der Farbeschattirungen geschickter werde. Auch betreiben sie das Weben selbst mit

einer Aufmerksamkeit, die ins Kleinliche geht, damit durchaus keine lose, durchsichtige Flecken hineinkommen. Hierin besteht auch die wahre Schönheit der türkischen Teppiche, denn die Farben werden desto vollkommener in einander verschmelzt, und der Teppich selbst erhält den hohen Grad von Elasticität, der es so angenehm macht, darauf zu treten. Man geht auf einem solchen Teppich wie auf der weichsten grünen Wiese herum.

Freylich werden durch diese strenge Auswahl der Materie und durch die höchstgenaue Sorgfalt bey der Verarbeitung derselben die Preise der Teppiche sehr erhöht und wirklich verdoppelt. Auch können sie in Rücksicht der Wohlfeilheit mit den englischen Teppichen nie in Concurrenz treten. Ich habe dergleichen in Salonichi gekauft, die ziemlich unter die mittelmäßigen gehörten, und dennoch kamen sie mir höher zustehen, als die allervorzüglichsten aus andern europäischen Fabriken. Sie machen daher in dem Handel einen bloßen Artikel des Luxus aus, denn man wird sie in Europa nie anders als zu Decorationen brauchen, wie z. B. das japanische Porcellain. Es läßt sich daher auch nichts genaues über diesen Gegenstand, als Handelsartikel anführen, denn unter allen europäischen Handelsplätzen sind London und Marseille die einzigen, welche jährlich ungefähr hundert solcher Teppiche einführen, und auch diese wenige machen keinen eigentlichen Handelsartikel aus, sondern die Schiffsofficiere und Matrosen nehmen sie nebenher für eigene Rechnung mit.

Seidene Frauenzimmerkleider, oder Chemisen.

In dem südlichen Theil von Macedonien werden jährlich funfzehn bis zwanzigtausend Oken Seide gewonnen; diese Seide ist weit schöner als die von Zagora und wird sämmtlich im Lande selbst gesponnen und verarbeitet. Aus einem Theil davon wird eine Art von Shawls bereitet, die Pochs heißen, und mit denen die Janitscharen ihre Turbans zu umwickeln pflegen; aus dem andern Theil werden Frauenzimmerkleider fabricirt, die man als ein kostbares Ueberbleibsel aus dem schönen Zeitalter des griechischen Kunstfleißes ansehen kann. Wenn man mit diesen Zeugen dasjenige vergleicht, was uns die Alten von ihrer Gaze aus Cos erzählt haben, so glaubt man, daß in den neuern Zeiten nur die Seide an die Stelle des Flachses getreten ist. Diese Kleider bestehen aus dem feinsten, dünnesten Gewebe, und sind dabey von einer elastischen Weichheit, die in keiner europäischen Fabrik nachgemacht wird. Die Alten legten diesem zarten Gespinnste die Namen; gewebter Wind, Wolke von Linnen, Luftgewand bey; diese Ausdrücke sind in der That karakteristisch, und die anacreontischen Dichter erhoben in ihren Versen mit besonderm Vergnügen die Durchsichtigkeit dieser Gewänder. Unter allen Dichtern wollte nur allein der alte Horaz nicht zugeben, daß seine Lycina ihm wie ein Schatten erschiene, und obwohl bekleidet dennoch nackend sich zeigte; nec coae referunt jam tibi purpurae. Es war jedoch bloß Eifersucht, die ihn so sprechen machte. In der That mahlen die griechischen Chemisen das Nackende besser, als alle Leinwand, und zeichnen bestimmter die Umrisse ab; sie

scheinen von den Händen der Grazien für Liebesgötter gewebt zu seyn.

Aus Salonichi werden jährlich 10.000 solcher Chemisen ausgeführt, und das Stück wird mit acht bis zehn Piaster bezahlt. In allen türkischen Städten werden sie äußerst geschätzt, denn sie übertreffen bey weitem an Schönheit und Güte alle, welche jezt in Smyrna und auf der Insel Chio gewebt werden. Die allerfeinsten werden nach Constantinopel geschickt, wo sie von den Damen im Serail, und auch von den vornehmsten Griechinnen zum großen Staat getragen werden.

Bey uns sind sie bis jetzt nur ein Gegenstand der Neugierde gewesen, und nie in den Handel gekommen.

Abats aus Macedonien.

Dies sind grobe Tücher, die zur Kleidung für die Armen bestimmt sind; sie halten gewöhnlich sechs Ellen in der Länge und eine halbe in der Breite. Man braucht sie auch zum Einpacken der bessern Sorten von Tabak. Sie werden von den Yeuruks verfertigt, die sich auch selbst darein kleiden. Diese Yeuruks sind Abkömmlinge der alten Colonisten, die zur Zeit der Eroberung von Macedonien aus Turkomannien dahin verpflanzt worden sind, um die besiegten aber nicht unterjochten Griechen im Zaum zu halten. Sie bewohnen noch heutzutage die Dörfer, die ihnen damals angewiesen wurden, diese liegen alle auf Anhöhen, von denen sie die Ebenen beherrschen. Bey dem geringsten Ausbruch von Unruhe bewaffnen sich die Yeuruks und gehen in die Dörfer hinab, um die Ordnung darin wieder herzustellen. Das

griechische Volk ist nicht wie manche andere Völker der Sklave von einem oder mehrern Despoten, sondern von einem ganzen Volk, das beständig das Schwerd über seinem Haupte schwingt. Die Yeuruks sind sämmtlich Ackerbauer oder Schäfer, und haben die einfachen und wilden Sitten der Turkomannen, ihrer Vorfahren, nach Griechenland verpflanzt. In Kriegszeiten dienen sie bey den Armeen als Schanzgräber; in den beyden lezten Kriegen hat man sie auch in regulirte Compagnien organisiren wollen, allein es ist nicht gelungen, denn sie können durchaus an keine Disciplin gewöhnt werden. Auch herrscht die größte Abneigung zwischen ihnen und den Janitscharen, denn diese sind fast alle von griechischer Herkunft, und fürchten und verachten jene groben Bergbewohner.

Uebrigens sind diese Yeuruks die arbeitsamste Menschenklasse in Macedonien. Die Fabrikation der Tücher, womit sie ihre Freistunden ausfüllen, und die sie als eine Nebensache zum Vergnügen treiben, giebt ihnen einen bedeutenden Verdienst neben dem Ertrag ihres Feldbaues und ihrer Heerden. Sie verfertigen jährlich zwischen 70 und 80,000 Stücke solcher Tücher, wovon jedes für zwey Piaster verkauft wird. Der größere Theil davon geht nach Smyrna und nach Anadolien; nach Italien werden fünftausend Stücke geschickt, und ehemals giengen 7 bis 8000 nach Marseille, die von hier weiter nach den Antillen zur Kleidung der Neger versandt wurden. Durch übertriebene Speculationen stieg diese Quantität im Jahr 1788 auf 30,000 Stück, und im Jahr 1789 noch höher. Allein durch dieses Uebermaaß ver-

loren die Tücher ihre Preise, und viele Kaufleute büßten große Summen dabey ein. Die Folge davon war, daß sie den Artikel ganz aufgaben; im Jahr 1790 wurden kaum zweytausend Stücke Abats nach Marseille geschickt, und im Jahr 1791 nicht funfzehnhundert. Durch den Krieg ist das Gleichgewicht wieder hergestellt worden, und hoffentlich wird beym Frieden dieser Handelsartikel seinen vorigen Gang wieder einschlagen.

Caputröcke aus Zagora.

Diese Ueberröcke sind in allen Häfen des mittelländischen Meeres sehr berühmt. Sie werden aus einem groben Plüsch verfertigt, den man in den zagorischen Dörfern fabrizirt. Er ist so gut und dicht gewebt, daß er ganz undurchdringlich gegen Wasser ist. Die Caputröcke gehen aus Zagora nach Salonichi oder auch nach Wolo, und werden aus beyden Plätzen weiter verschickt. Jährlich gehen davon über fünftausend in die Häfen des Archipels, nach Syrien und Egypten ungefähr zweytausend, und den übrigen Häfen des mittelländischen Meeres, und eben so viel nach dem adriatischen Meere. Jeder Caputrock kostet, je nachdem er fein ist, zehn bis zwanzig Piaster, und dieser Artikel ist für die Schiffscapitäns, die ihn nebenher für eigene Rechnung laden, von der größten Wichtigkeit.

der Compagnie zugehören. Sie müssen bey ihrem Eintritt einen Eid ablegen, daß sie niemand zu solchen Speculationen ihren Namen leihen wollen; auch machen sie sich durch eben diesen Eid verbindlich, die türkischen Producte nur im Tausch gegen Nationalproducte anzunehmen *). Alle baaren Remessen sind ihnen untersagt, und sie dürfen nur von einem Hafen in den andern für gekaufte Waaren Geldsummen auszahlen lassen. Kein englischer Kaufmann, der nicht Mitglied der Compagnie ist, darf nach der Levante Handel treiben, außer wenn er eine Abgabe von zwanzig Rthl. an die Compagnie bezahlt; was also eben so viel als eine förmliche Ausschließung von diesem Handel ist **). Die Compagnie steht unter ei-

*) Es ist wirklich unbegreiflich, wie sich eine solche Ungereimtheit in eine englische Verordnung eingeschlichen hat, denn wenn die englischen Waaren keinen Absatz finden, oder mit Verlust verkauft werden, so müßten sich die Kaufleute entweder zu Grund richten oder alle Handelsoperationen ganz einstellen. Der Grundsatz, niemals um Gold zu kaufen, damit die Bilanz nicht zum Nachtheil ausfällt, ist eine von den alten Schimären, von denen sonst die Handelsverfassung aller Nationen angesteckt war.

**) Die Existenz dieser Compagnie ist eine der vorzüglichsten Ursachen, warum der englische Handel in der Levante nie recht empor kommen kann. Die kleine Anzahl von Mitgliedern derselben können alle ihre Capitalien auf die sicherste und vortheilhafteste Art in den alten gewohnten Handelszweigen unterbringen, und brauchen sich keine große Mühe zu geben, um neue aufzusuchen oder erloschene wieder zu beleben. Es liegt in dem Geist von allen Compagnien, daß sie einen mittelmäßigen aber sichern Vortheil einem sehr großen Gewinn, der aber noch ungewiß ist, vorziehen, und mit diesem Geiste treibt man gewöhnlich morgen die nämlichen Geschäfte wie gestern. Wenn einer oder mehrere Kaufleute einen ganz neuen Handelszweig eröffnen, so ist

men zu erfreuen haben, der Kosten werth, die sie verursachen? Und wenn sie bloß unterhalten werden, um dem Nationalstolz zu schmeicheln, sind sie dann nicht vielmehr drückend für den Handel? So viel ist wenigstens gewiß, daß Frankreich seine consularischen Administrationen in der Levante zu sehr vervielfältigt hat, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Regierung alle Consuls in den kleinern Seestädten abschaffte, und nur die in den größern mit allen Vorrechten und Auszeichnungen, die den Vorstehern des französischen Handels zukommen, beybehielte. Alle englischen Consuls sind weit besser besoldet als die französischen, und leben mit einem gewissen Glanz; dieser Glanz entscheidet aber den Rang der Nationen in den Augen der Unwissenden und Thoren, die in allen Ländern der Welt die größere Anzahl ausmachen. Wenn man überdies unter den auswärtigen Agenten gute Subjecte haben will, so muß man deren so wenige haben als möglich ist, damit sie arbeiten, aber man muß sie reichlich bezahlen, damit sie gut arbeiten. Die Engländer haben aus dem nämlichen Grunde gute Consuls, aus dem sie gute Handarbeiter haben.

Der englische Handel nach der Levante ist in den Händen einer Compagnie, die unter König Jacob I. im Jahr 1606 errichtet worden ist. Jeder protestantische Engländer kann sich darin aufnehmen lassen, wenn er bey seinem Eintritt zwanzig Guineen bezahlt, und noch eine Guinee und einige Schillinge für kleinere Kosten und Nebengebühren. Die Mitglieder der Compagnie, deren jetzt vierhundert sind, dürfen allein in die Häfen der Levante Handlung treiben, und zwar nur mit Schiffen, die

der Compagnie zugehören. Sie müssen bey ihrem Eintritt einen Eid ablegen, daß sie niemand zu solchen Speculationen ihren Namen leihen wollen; auch machen sie sich durch eben diesen Eid verbindlich, die türkischen Producte nur im Tausch gegen Nationalproducte anzunehmen *). Alle baaren Remessen sind ihnen untersagt, und sie dürfen nur von einem Hafen in den andern für gekaufte Waaren Geldsummen auszahlen lassen. Kein englischer Kaufmann, der nicht Mitglied der Compagnie ist, darf nach der Levante Handel treiben, außer wenn er eine Abgabe von zwanzig Rthl. an die Compagnie bezahlt; was also eben so viel als eine förmliche Ausschließung von diesem Handel ist **). Die Compagnie steht unter ei-

*) Es ist wirklich unbegreiflich, wie sich eine solche Ungereimtheit in eine englische Verordnung eingeschlichen hat, denn wenn die englischen Waaren keinen Absatz finden, oder mit Verlust verkauft werden, so müßten sich die Kaufleute entweder zu Grund richten oder alle Handelsoperationen ganz einstellen. Der Grundsatz, niemals um Gold zu kaufen, damit die Bilanz nicht zum Nachtheil ausfällt, ist eine von den alten Schimären, von denen sonst die Handelsverfassung aller Nationen angesteckt war.

**) Die Existenz dieser Compagnie ist eine der vorzüglichsten Ursachen, warum der englische Handel in der Levante nie recht empor kommen kann. Die kleine Anzahl von Mitgliedern derselben können alle ihre Capitalien auf die sicherste und vortheilhafteste Art in den alten gewohnten Handelszweigen unterbringen, und brauchen sich keine große Mühe zu geben, um neue aufzusuchen oder erloschene wieder zu beleben. Es liegt in dem Geist von allen Compagnien, daß sie einen mittelmäßigen aber sichern Vortheil einem sehr großen Gewinn, der aber noch ungewiß ist, vorziehen, und mit diesem Geiste treibt man gewöhnlich morgen die nämlichen Geschäfte wie gestern. Wenn einer oder mehrere Kaufleute einen ganz neuen Handelszweig eröffnen, so ist

nem Gouverneur, der auf Lebenszeit ernannt wird, und hat einen Schatzmeister und einen Sekretär, deren Stellen jedoch nicht lebenslänglich dauern. Ein Ausschuß von dreyzehn Mitgliedern besorgt die Direction der Geschäfte, und legt zu gewissen bestimmten Zeiten den sämmtlichen Mitgliedern in einer allgemeinen Versammlung Rechenschaft ab. Es ist kein Handelsvertrag gültig, wenn ihn nicht die dreyzehn Commissarien unterschrieben haben. Die Compagnie ernennt und besoldet den Gesandten und die Consuls, und der König ertheilt ihnen das Patent. Hievon ist nur allein der Consul in Alexandrien ausgenommen, der von dem König ernannt, und besoldet wird, denn weil dieser hauptsächlich dafür zu sorgen hat, daß sich der Handel mit Indien nicht durch die Meerenge von Sues ins mittelländische Meer zieht, so ist er eher ein Agent von der ostindischen Compagnie als ein Aufseher über den englischen Handel. Die

es billig, daß sie für ihre gewagte Unternehmung auf einige Zeit ein Monopol erhalten, damit sie für die bestandene Gefahr Ersatz bekommen, und die Früchte ihres gemachten Aufwandes, ohne sie mit andern zu theilen, einerndten können: es ist für sie ein Erfindungspatent. Wenn hingegen die Dauer dieses Monopols uneingeschränkt ist, so wird der Zweck verfehlt, und nur eine einzelne Familie dadurch bereichert, anstatt die ganze oder ein ansehlicher Theil der Nation. In der Cammer der Lords ist auch diese Frage schon zu verschiedenen Malen verhandelt, aber noch nie unter ihrem wahren Gesichtspunct angesehen worden. Man hat immer die levantische Compagnie mit der ostindischen verglichen, allein diese letztere ist nicht nur eine Handelsgesellschaft, sondern auch eine souveräne Macht. Sie benutzt Indostan eben so unumschränkt, wie Djezzar Pascha sein Paschalik von Acre.

übrigen Consuls sind alle Mitglieder der levantischen Compagnie; sie legen den gewöhnlichen Eid ab, auch den Testeid *), und überdies geloben sie noch durch einen besondern Eid, daß sie schleunig und nach den Gesetzen, auch ohne alles Ansehen der Personen, Recht sprechen wollen.

Die Engländer haben ihre Comptoire in der Levante seit langer Zeit nicht durch neue vermehrt, aber jedes von ihren Häusern setzt ansehnliche Capitalien um, die drey französische Häuser nicht aufzubringen im Stande sind. Das Verfahren ist äußerst weise und ökonomisch, denn es ist mit Handelsunternehmungen wie mit der Benutzung von Feldgütern; die größten geben immer am meisten Gewinn, und bey den kleinern verschlingen die Kosten den Ertrag.

Die Waaren, welche die Engländer in Griechenland absetzen, bestehen in Tüchern, Chalons, Leinenwaaren, Zinn, Bley, rohem und verarbeiteten Eisen, Uhren, Juwelen und einigen Coloniewaaren. Ich will diese verschiedenen Artikel einzeln hier durchgehen.

Tuchwaaren.

Ehemals waren die englischen Tuchwaaren in der Levante äußerst beliebt. Im Jahr 1731 fiengen sie an

*) Dieser Eid ward 1673 unter der Regierung Carl II. eingeführt, und jeder der in England ein Amt bekleiden will, muß vorher den König als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen, in Gegenwart zweyer Zeugen in einer Episcopalkirche communiciren, und vermittelst dieses Eides die Transsubstantion abschwören.

ihren Credit zu verlieren, unter dem ersten Minister von Maurepas, der den französischen Fabriken alle mögliche Aufmunterung verschaffte, und auch die vorherige Aufsicht darüber in ihrer ganzen Kraft wieder herstellte. Seit dieser Zeit sind die englischen Tücher immer mehr und mehr gefallen. Der Absatz der sogenannten Londres nahm von Jahr zu Jahr mehr ab, denn sie konnten die Concurrenz mit den französischen Londrins, die eine Nachahmung von jenen sind, nicht aushalten. Die Londres sind leichte und grobe Tücher, und haben daher ihren Namen, weil die ersten Fabriken davon in London errichtet waren. Anfänglich bestund das Assortiment eines Ballen davon in einem Drittheil grüner, einem Drittheil blauer und einem Drittheil rother mit Krapp gefärbter Tücher. Heut zu Tage werden aber Assortimente bestellt, die ganz aus blauen Tüchern bestehen.

Von diesem Artikel werden jährlich nach einem ungefähren Ueberschlag, für 15,200 Piaster verbraucht.

Besser haben sich die Mahouds erhalten, eine Sorte von Tuch, die die Londres an Güte übertrifft. Sie sind sehr schön gewebt, und von einer Leichtigkeit, die von den Franzosen noch nicht hat können nachgemacht werden. Auch sind sie feiner gefärbt, und haben einen Glanz, wodurch sie noch schöner aussehen. Die Türken machen aus diesem Tuch ihre Frühlings- und Herbstkleider, und es würde noch weit mehr davon abgesetzt werden, wenn sie nicht so ausnehmend theuer wären.

Der Verbrauch dieses Artikels beträgt jährlich ungefähr 74,520 Piaster.

daß es der Ritter Ainslie, englischer Gesandter zu Constantinopel selbst war, der mit Hülfe der Araber die Caravane plündern ließ, um die Kaufleute in Bengalen in Schrecken zu setzen, weil sie sonst wahrscheinlich ihren Plan, sich diese leichte und kurze Communication mit Constantinopel zu eröffnen, nicht würden aufgegeben haben. Seit dieser Zeit werden alle indianischen Nesseltücher, die nicht durch armenische Kaufleute und den Weg von Bassora in die Türkei kommen, auf englischen Schiffen dahin gebracht, oder kommen zu Land aus Holland durch Teutschland. Allein sowohl in Holland als in England müssen so beträchtliche Abgaben davon bezahlt werden, daß weder Engländer noch Holländer in diesem Handelszweig je einen wesentlichen Vorzug vor den Armeniern erhalten können. Wenn Frankreich nach dem Frieden seinen Handel nach Ostindien wieder anfängt, so wäre es allein im Stande, mit diesen drey Nationen zu wetteifern, und sogar den Sieg davon zu tragen, denn es würde seine Ladungen nach Marseille schaffen, und von da wären sie sehr leicht in die türkischen Häfen zu verschicken.

Der ganze jährliche Verbrauch von indianischen Zeugen beträgt in Salonichi eine Summe von fünf bis sechsmal 100,000 Piaster, und hievon macht der Antheil der Engländer ungefähr 100,000 Piaster aus. Allein diese Summe ist unbedeutend gegen die Consumtion dieses Artikels in Constantinopel, wo sie gewiß

Europa vorwirft, denn es ist ein schrecklicher Gedanke, daß ein Mann von Ehre das blinde Werkzeug der Rache von einer Compagnie von Kaufleuten hat werden können.

der Beys und der Aga's im Stand sind sie zu tragen. Die weniger reichen Frauenzimmer nehmen zu ihrer Kleidung Zeuge, die in den vorzüglichsten Städten des Reichs fabrizirt werden, und besonders in Constantinopel, Aleppo und Damascus. Sie sind nach dem Muster der indianischen Zeuge verfertigt, und wenn gleich diese noch einen großen Vorzug vor ihnen haben in Rücksicht auf Güte und Feinheit, so kommen sie ihnen doch, was Zeichnung und Geschmack anbelangt, vollkommen gleich. In Aleppo und Damascus giebt es sogar einige Fabriken, worin Baumwollengarn, das in Indien gesponnen ist, verarbeitet wird, und wo so ausnehmend schöne Zeuge verfertigt werden, daß sie, auch in Rücksicht auf das Gewebe den allerbesten Zeugen aus Bengalen den Rang streitig machen.

Wenn jedoch der Gebrauch der indianischen Zeuge in der Türkei abnimmt, so wird dagegen der von Nesseltüchern täglich stärker. Die Engländer haben in diesem Artikel den größten Absatz. Sie schicken sie zur See nach Smyrna, und von da gehen sie weiter in die übrigen Häfen der Levante. Einige in Indien ansässige englische Kaufleute hatten den Versuch gemacht, diesen Handel durch Egypten zu treiben; sie wurden aber durch das unglückliche Schicksal, das im Jahr 1779 die Caravane auf dem Weg von Sues nach Cairo erlitt, davon abgeschreckt. Es wird allgemein dafür gehalten *),

*) Ich hätte sehr gewünscht, daß der Ritter Ainslie sich wegen des Verbrechens gerechtfertigt hätte, das ihm ganz

daß es der Ritter Ainslie, englischer Gesandter zu Constantinopel selbst war, der mit Hülfe der Araber die Caravane plündern ließ, um die Kaufleute in Bengalen in Schrecken zu setzen, weil sie sonst wahrscheinlich ihren Plan, sich diese leichte und kurze Communication mit Constantinopel zu eröffnen, nicht würden aufgegeben haben. Seit dieser Zeit werden alle indianischen Nesseltücher, die nicht durch armenische Kaufleute und den Weg von Bassora in die Türkei kommen, auf englischen Schiffen dahin gebracht, oder kommen zu Land aus Holland durch Teutschland. Allein sowohl in Holland als in England müssen so beträchtliche Abgaben davon bezahlt werden, daß weder Engländer noch Holländer in diesem Handelszweig je einen wesentlichen Vorzug vor den Armeniern erhalten können. Wenn Frankreich nach dem Frieden seinen Handel nach Ostindien wieder anfängt, so wäre es allein im Stande, mit diesen drey Nationen zu wetteifern, und sogar den Sieg davon zu tragen, denn es würde seine Ladungen nach Marseille schaffen, und von da wären sie sehr leicht in die türkischen Häfen zu verschicken.

Der ganze jährliche Verbrauch von indianischen Zeugen beträgt in Salonichi eine Summe von fünf bis sechsmal 100,000 Piaster, und hievon macht der Antheil der Engländer ungefähr 100,000 Piaster aus. Allein diese Summe ist unbedeutend gegen die Consumtion dieses Artikels in Constantinopel, wo sie gewiß

Europa vorwirft, denn es ist ein schrecklicher Gedanke, daß ein Mann von Ehre das blinde Werkzeug der Rache von einer Compagnie von Kaufleuten hat werden können.

an acht bis zehn Millionen Piaster beträgt, und in dem ganzen ottomannischen Reich zusammen genommen macht sie eine unermeßliche Summe aus.

Zinn.

Es werden jährlich zu Salonichi fünf bis sechshundert Cantaars englisches Zinn abgesetzt, und der Cantar um achtzig bis hundert Piaster verkauft. In Friedenszeiten wird dieses Zinn unmittelbar hieher geschickt, in Kriegszeiten aber kommt es über Livorno. Es wird in Fäßchen gebracht, die alle, einmal wie das andere, hundert und achtzig Oken wiegen.

Das englische Zinn wird hier wie überall äußerst hoch geschätzt. Das beste kommt aus den Grafschaften Cornwallis und Devonshire. Auch wird im Nothfall aus Spanien, durch Italien oder über Marseille, eine Art von Zinn genommen, das sehr weich ist und aus Amerika kommt. Es wird in Mulden von vierzig Oken nach Salonichi gebracht.

Es kommt ferner eine ziemliche Quantität deutsches Zinn nach Griechenland. Dasjenige, so aus den Bergwerken zu Schlackenwald in Böhmen und zu Altenberg in Sachsen kommt, wird für das beste gehalten und am meisten gesucht.

Das Zinn, das aus Hamburg kommt, wird in Mulden zu zwey und zwanzig Oken, oder in ganz kleinen Stangen gebracht, die die Form von Backsteinen haben; daher es auch Backstein-Zinn genannt wird.

Die jährliche Consumtion von Zinn beträgt ungefähr acht und funfzigtausend sechshundert und sechs und sechzig Piaster.

Blei.

Die englische Factorey setzt jährlich tausend Cantaars Bley *) in Platten ab. Der Preis eines Cantaars ist siebzehn Piaster.

Sie verkauft auch Pürschbley oder Schrot; man kann aber die Quantität davon nicht wohl bestimmen, weil sie von Jahr zu Jahr verschieden ist. In strengen Wintern ist der Absatz davon sehr stark, weil die Bauern sich alsdann nicht auf dem Felde beschäftigen können, und sich daher ganz dem Vergnügen der Jagd widmen.

Die Franzosen können es in diesem Artikel den Engländern nie gleich thun, denn ihre Bleyminen sind sehr arm, und das meiste Bley, das in Frankreich selbst gebraucht wird, kommt in Mulden aus England. Der große Vorzug des englischen Bleyes besteht in seiner ausnehmenden Reinigkeit; man findet es nur selten mit andern Materien vermischt.

Die Consumtion des Artikels beträgt 17,000 Piaster.

*) Hawkins, der 1787 in der Levante war, berechnet die brittische Einfuhr an Bleykugeln und Schrot nach der Levante auf 2800 Centner, S. Comparative Estimate of the advantages Great Britain would derive from Commercial Alliance with the Ottomann Port in Preference to Ruſſia. London 1791.

Rohes und verarbeitetes Eisen.

Die Engländer verkaufen hier jährlich für zehn bis 15,000 Piaster rohes und verarbeitetes Eisen. Sie liefern in die Levante, wie in ganz Europa, die feinsten und best gearbeiteten Stahlwaaren; allein die Türken sind hierin leicht zu befriedigen, und ziehen die teutschen Stahlwaaren, wegen ihrer wohlfeilen Preise jenen vor.

Seit wenigen Jahren haben die griechischen Klempner Geschmack an dem englischen Eisen gewonnen, weil es sich unter dem Hammer am leichtesten ziehen läßt; doch ist dieser Handelsartikel erst im Entstehen.

Die Consumtion dieses Artikels beträgt ungefähr 10,000 Piaster.

Uhren.

Dieser Artikel ist von ausnehmender Wichtigkeit, und die Engländer gewinnen durch denselben so ungeheure Summen, daß sie gewiß jede Idee übertreffen, die man sich in Europa davon gemacht haben kann. Sie setzen jährlich in Salonichi dreyßig Dutzend Uhren ab; eben so viele in Morea; dreyhundert Dutzend in Constantinopel; vierhundert Dutzend zu Smyrna, hundert und funfzig Dutzend in Syrien, zweyhundert und funfzig Dutzend in Egypten. Jede Uhr ist achtzig bis hundert und zwanzig Piaster werth; wenn man sie aber im Durchschnitt zu hundert Piaster annimmt, so trägt dieser einzige Artikel den Engländern eine Summe von 1,332,000 Piaster ein. — In Salonichi beträgt die Summe des Absatzes 36,000 Piaster.

Man begreift nicht recht, wie jährlich eine so ungeheure Menge Uhren in der Türkey können verkauft werden. Der englische Uhrenmacher Prior, der die stärksten Lieferungen davon macht, gab selbst einmal gegen einen meiner Freunde sein Erstaunen darüber zu erkennen, und sagte im Scherz: die Straßen in den türkischen Städten müßten alle mit englischen Uhren gepflastert seyn.

Man wird sich jedoch über diese starke Consumtion von Uhren weniger wundern, wenn man bedenkt, daß in der Türkei, wo fünfmal im Tag die Stunde des Gebets mit der größten Genauigkeit bestimmt werden muß, der Gebrauch der Sonnenuhren ganz unbekannt ist, und auch nirgends öffentliche Stadtuhren angetroffen werden.

Alle Uhren, die für die Levante bestimmt sind, haben einen türkischen Stundenzeiger, und drey Gehäuse, wovon zwey von Silber, und das dritte, äußerste von Schildkrötenschaale sind. Dieses Schaalengehäuse ist so äußerst schön und vortrefflich gearbeitet, daß es einen der größten Vorzüge der englischen Uhren ausmacht. Man kann übrigens nicht bestimmen, aus welchem Grunde die Türken drey Gehäuse über ihre Uhren verlangen, ob es wegen der Dauerhaftigkeit geschieht, oder bloß aus Laune. Sie tragen die Uhren in einem kleinen seidenen Beutelchen im Busen, und sagen, das äußerste Gehäuse schütze die Uhr gegen den Schweiß; allein der Schweiß verdirbt weit leichter die Schildkrötenschaalen als das Silber. Wahrscheinlich wollen sie die dreyfachen Gehäuse, weil es der Gebrauch ist, und der Gebrauch macht bey ihnen die Mode.

Die großen, flachen Uhren werden von den Türken am meisten gesucht; wenn sie dergleichen kaufen, so machen sie sie nicht auf wie wir, um das Werk zu besehen, sondern sie beurtheilen ihre Güte bloß nach dem Gewicht. Sogar die türkischen Uhrenmacher, die im Großen einkaufen, und dann im Einzelnen wieder verkaufen, sind nicht viel bessere Kenner; sie sehen sich bloß nach dem Namen des Meisters um, der auf dem Zifferblatt steht. Am meisten Ruf haben bey ihnen Georg Prior, Benjamin Barber und Perigal. Prior ist in ganz Europa bekannt, und verdient seinen Ruhm. Er setzt seinen Namen nur auf die ganz guten Uhren, die in seiner Werkstatt gemacht werden; die übrigen erhalten irgend einen angenommenen Namen, und zwar gewöhnlich Georg Karl. Auch Benjamin Barber braucht für seine Fabrikuhren eines angenommenen Namens, und da er oft den Namen Georg Karl darauf schreibt, eben so wie Prior, so hat dieses einen schon lange dauernden Proceß zwischen beyden Künstlern veranlaßt.

Perigal arbeitet weit zierlicher als Prior und Barber, aber weniger dauerhaft und gründlich. Markwick und Markham sind heutzutage bloß idealische Namen; ehemals gab es ein solches Haus, und da es erloschen, so borgten einige Uhrmacher in London diesen Namen, um die Türken nicht durch ihre eigenen, ihnen fremde Namen abzuschrecken.

Diese verschiedenen Meister haben an dem levantischen Uhrenhandel folgenden Antheil. Prior liefert vier Zehntheile, Barber zwey Zehntheile, Perigal ein Zehn-

theil, Markwick und Markham eben so viel, und noch einige andere Meister zwey Zehntheile.

Goldene Uhren gehen wenig ab; sie betragen kaum den zwanzigsten Theil von dem ganzen Absatz, denn die Muselmänner halten sie nach ihrer Religion für einen überflüssigen Staat. Repetiruhren werden höchstens nur von Paschas und Bey's gekauft; will sich einer eine solche Uhr anschaffen, so giebt er gewöhnlich einem in seiner Residenzstadt ansäßigen englischen oder französischen Kaufmann den Auftrag, und bestimmt namentlich den Künstler, von dem sie seyn soll, z. E. Georg Prior zu London, und Berthoud oder Breguet zu Paris. Die emaillirten oder mit Zierarthen versehenen Gehäuse haben bey ihnen allgemein den Vorzug, und oft häufig lassen sie dieselben mit Brillanten einfassen.

Die Engländer haben in ihrem levantischen Uhrenhandel keine andern Nebenbuhler als die Genfer, allein diese können nicht gegen sie aufkommen, weil sie sich nicht eben so sclavisch wie die Engländer nach dem schiefen, wunderlichen Geschmack der Türken richten, und weil sie auch das Schildkrötengehäus, das die beyden silbernen Capseln einschließt, nicht eben so schön und zierlich verfertigen können. Die Versuche, die man in Frankreich gemacht hat, sind noch weniger geglückt.

Im Grunde ist aber die wahre Ursache von dem schlechten Credit, worin die französischen und Genferuhren ungeachtet ihrer wohlfeilen Preise stehen, in ihrem unzuverlässigen Gang, und der gar nicht dauerhaften Arbeit zu suchen.

Durch schlechte Waare werden endlich die Käufer abgeschreckt, und so dumm auch der Türke ist, so läßt er sich doch in die Länge nicht betrügen.

Seit funfzig Jahren hat sich der Handel mit Uhren in Europa wenigstens verdoppelt, und wahrscheinlich wird er mit den Fortschritten der Cultur immer mehr zunehmen, denn für den gebildeten Menschen ist die Zeit ein kostbares Eigenthum und ihr Werth macht das Instrument, das sie eintheilt, zum Bedürfniß. Dieser Zweig des Handels verdient daher die Aufmerksamkeit einer jeden weisen Regierung.

Die Franzosen haben sehr viele vortreffliche Arbeiter in dieser Kunst geliefert, und wenn dessenungeachtet die Engländer und Genfer diesen ganzen Zweig von Industrie ausschliessend an sich gezogen haben, so liegt der Grund davon in der, den Franzosen von jeher eigenthümlichen Thorheit, alle diejenigen gering zu achten, die sich mit mechanischen Künsten abgeben. Daher haben sich ihre vorzüglichsten Künstler immer genöthigt gesehen, ihr Vaterland zu verlassen.

Juweelen und Goldarbeiten.

Gewöhnlich schicken die Engländer mit ihren Uhren auch einige Kostbarkeiten an Dosen, Ketten, Armbändern u. dergl. Sie müssen sich aber sehr in Acht nehmen, daß sie lauter glatt gearbeitete Waaren liefern; denn die mit erhobener Arbeit werden im Lande selbst fabricirt.

Die Kunst in Gold zu arbeiten ist noch jetzt in Griechenland wie sie zur Zeit Homers gewesen ist. Wir übertreffen die Griechen und Türken bey weitem in allen sol-

chen Arbeiten, wo es auf Schönheit der Form, Geschmack in Zeichnung und Zierlichkeit der Arbeit ankommt; dagegen verstehen sie sich vortrefflich darauf, die verschiedene Metalle in einander zu verschmelzen und mit einander zu verbinden, und man sieht auf ihren Gürteln, Säbelgriffen und Dolchscheiden äußerst schöne, von ihnen selbst verfertigte Arbeiten, die in der That mit der so gerühmten Kunst auf dem Schild des Achilles verglichen werden können. Man kann sich eine richtige Idee davon machen, wenn man uralte Goldarbeiten betrachtet, besonders französische, die zu Paris ungefähr zur Zeit Carls IX. verfertigt wurden, sie stellen mehrere Gegenstände dar, die bloß durch die mannichfaltige Verbindung von Gold und Silber herausgehoben sind.

Die Kunst dieser Arbeiten besteht in einer Menge kleiner, zusammengelöteter Stücke, die durch die Verschiedenheit der Farben die Zeichnung aus der Fläche hervorheben, und ein sehr angenehmes Gemählde bilden.

Auch auf Filigranarbeiten verstehen sich die Türken sehr gut, und nur die in Venedig verfertigten können den ihrigen an die Seite gestellt werden.

In den letztern Jahren sind von Paris und London einige Edelsteine hieher geschickt worden, die wegen der unglücklichen Ereignisse in Europa aus dem Occident wieder nach dem Orient zurück giengen; allein diese Speculation ist nicht geglückt, denn man hatte dabey zu wenig auf den Geschmack derer, die sie kaufen sollten, Rücksicht genommen. Die Türken tragen keine andere Diamanten als weiße, die als Rosetten und Brillanten geschliffen sind. Allein ungeachtet dieses herrschen-

den Geschmacks habe ich dennoch in der Türkei wenig reine und ganz fleckenlose Diamanten gesehen; dies kömmt wahrscheinlich von der Ungeschicktheit der türkischen Juwelirer her, die beym Zerspalten des Gesteines den rohen Diamanten Risse beybringen.

In den allerschönsten türkischen Diamanten, die das helleste Wasser haben, sucht man vergebens das Feuer und den Glanz, den ihnen die europäischen Steinschneider zu geben wissen. Der Kayser trägt zwar einige ganz außerordentlich schöne Diamanten, allein sie sind alle von französischen Juwelirern geschliffen worden. Aus dem Saphir, dem Amethist, dem Topas und einigen andern harten und durchsichtigen Steinen, die die besondere Eigenschaft haben, daß sie im Feuer ihre Farbe verlieren, werden eine Menge falscher Diamanten gemacht, und in der Türkei für ächte verkauft. Dies Geschäft wird besonders von den Juden getrieben, die hier wie überall die Augen zu blenden suchen, um das Geld der Betrogenen ungestraft stehlen zu können.

In den türkischen Bezestans, oder Hallen, wo die Waaren zum Verkauf ausgelegt werden, verkaufen die europäischen Kaufleute mancherley kleine Arbeiten von Email, und ich habe sehr schlechte Producte von dieser Art in den Händen von Beys gesehen, die durch den bloßen Glanz des Emails entzückt waren. Man könnte ohne Zweifel hierin noch viel weiter kommen, wenn nur die Künstler keine Figuren auf ihre Arbeiten mahlten, die durch die mohamedanische Religion verboten sind, sondern bloß Landschaften und Blumen. Einige teutsche Künstler haben sehr glückliche Proben damit gemacht; beson-

ders mahlen sie Nelken und Rosen, die äußerst geschmackvoll emaillirt sind. Noch vor ihnen hatte ein Schwede, Namens Zink, durch seine schönen Zeichnungen und die Pracht seiner Farben Aufsehen erregt; er scheint in der That nicht nur ein ganz eigenes Verfahren gekannt, sondern auch besondere Substanzen zu seinen Farben genommen zu haben, denn sonst hätten seine Arbeiten nicht in dem hohen Grade Lebhaftigkeit, Wahrheit und Freyheit des Pinsels athmen können, wodurch sie die Annehmlichkeit der Natur und ihr Colorit so täuschend vorstellen.

Die Consumtion dieser Artikel beträgt ungefähr 30,000 Piaster.

Coloniewaaren.

Die Coloniewaaren, die von den Engländern in Griechenland abgesetzt werden, bestehen in folgenden: vier Fäßchen weißen Ingwer, neuntausend Piaster, — dreyßig Ballen Pfeffer, sechstausend Piaster, — vier Fässer Zucker in Hüten, zweytausend Piaster, — zwölf bis funfzehn Fässer Indigo, zwanzigtausend Piaster, — drey bis vier Fässer Cochenille, zehntausend P. Diese Cochenille ist weit schöner als die von Havanna, und wird immer fünf und zwanzig Rthlr. theurer verkauft. Hiezu kommen noch zwey bis dreytausend Oken Campescheholz, und einige Fässer Caffee aus Granada und Jamaica. Der letzte Artikel ist ein ganz neuer Handelszweig, von dessen Aufnahme sich jedoch nicht viel versprechen läßt. Man zieht diesem Caffee, der große, gelbe Bohnen hat, den von Martinique vor, weil dieser an Gestalt und Farbe dem Caffee von Mokha, der der erste in der Welt ist, am

nächsten kommt. Der Geschmack ist in dem Handel nur der zweyte Sinn, und das sicherste Mittel die Käufer zu locken, ist, wenn die Waare dem Auge gefällt. Darum wird in der Türkei der Caffee von Martinique fast eben so theuer wie der von Mokha verkauft.

Auch haben in den letztern Jahren die Engländer Proben mit Zucker von Jamaica gemacht; allein es läßt sich ebenfalls nicht viel davon erwarten. Sie haben achtzehn Fässer mit Syrup nach Griechenland geschickt, allein die ungeheuren Kosten, die davon bezahlt werden müssen, und in gar keinem Verhältniß mit seinem Werth stehen, ferner der beträchtliche Abgang an der Waare, wodurch sie nothwendig äußerst theuer werden muß, und überhaupt die Schwierigkeit des Absatzes lassen einen unglücklichen Ausgang dieser Speculation vorher sagen.

Consumtion dieser Coloniewaaren: 47,000 Piaster. Generalsumme aller bisher angeführten Artikel der Einfuhr: 558,320 Piaster.

Ich füge nun hier noch einen Brief bey, den ich in frühern Zeiten an einen Kaufmann in Marseille geschrieben habe, und der, um den Gegenstand, wovon hier die Rede ist, zu erschöpfen, durchaus hieher gehört. Man wird daraus sehen, daß es den Franzosen nicht sehr schwer fallen würde, den Engländern den Handel mit indischen Zeugen ganz aus den Händen zu reißen. Ich weiß zwar recht wohl, daß der Handel nach Indien einen Theil unseres baaren Geldes unwiederbringlich verschlingt, und daß für alle europäischen Nationen Indien ein Abgrund ist, der alles an sich reißt, ohne je wieder etwas heraus zu geben. Allein ich weiß auch, daß die einzige Art,

diesen Handel mit dem wenigsten Nachtheil zu treiben, darin besteht, daß er durch Commissionen geschieht, denn dies ist das einzige Mittel unsere Consumtion durch den Profit von unsern abgesetzten Waaren zu bezahlen. Die Franzosen werden diese Art von Handel leichter treiben können, als die Engländer, wenn sie nur erst ihre Vortheile kennen lernen. Der Flor des Handels darf keiner Nation gleichgültig seyn, oder sie wird durch Armuth und Mangel dafür bestraft. In der Verfassung, worin sich gegenwärtig Europa befindet, hört man zwar häufig auf den Luxus schmälen, aber man findet niemand, der geneigt ist, demselben zu entsagen. So lange wir aber auf die Produkte von Indien nicht vollkommen Verzicht thun können und wollen, so müssen wir entweder den Engländern zinsbar, oder ihre Nebenbuhler in diesem Handel werden.

Schreiben an einen Kaufmann in Marseille über den Indischen Zeughandel.

Ich sende Ihnen, mein Bester! auf Ihr Verlangen, einige Muster von indianischen Zeugen und Nesseltüchern, die jetzt in der Levante am meisten abgehen. In Griechenland ist zwar die Consumtion davon nicht sehr stark, aber in Constantinopel, diesem Wohnsitz des Musulmännischen Luxus und der wollüstigsten Trägheit, machen die Engländer und Holländer große Geschäfte damit. Der Gewinn von beyden Artikeln ist sehr beträchtlich, und ich freue mich, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, ihn nach dem Frieden mit den Kaufleuten von London

und Amsterdam zu theilen. Sie fürchten sich jedoch, wie Sie sagen, vor der Concurrenz mit ihnen, und besonders vor der mit den Armeniern, die diesen Handel über Bassora treiben; besonders aber fürchten sie sich vor dem ersten Versuch, und verlangen deshalb meinen Rath. Es kommt mir vor, mein Bester! als wenn Sie es für räthlicher hielten, mit den Engländern in Concurrenz zu treten, als mit den Armeniern; allein Sie haben Unrecht, und ich will Ihnen beweisen, daß Sie mit eben so viel Gewißheit eines guten Erfolgs sich mit dem einen wie mit dem andern in einen Wettstreit einlassen können. Es kommt alles darauf an, daß Sie Ihre Speculation gut berechnen, und in den Sendungen der Waaren mit Klugheit zu Werke gehen; dann kann man Ihnen den besten Erfolg prophezeihen, und daß Sie sogar Ihre Nebenbuhler hinter sich zurück lassen werden. Selbst die Kaufleute in Constantinopel werden durch den Erfolg ihrer ersten Unternehmungen aufgemuntert werden, Ihrem Beyspiel nachzuahmen, und Sie werden dann die Freude haben, daß Sie dem Handel dieser Nation einen neuen Weg öffnen, der durch Ihr eigenes Vaterland gehen, und es bereichern wird.

Es ist eine erprobte Erfahrung, daß je mehr Oekonomie bey dem Handel beobachtet wird, desto vortheilhafter ist er; man kann alsdann wohlfeiler verkaufen, und die größere Wohlfeilheit ist in dem Handel der Hauptgrund des Vorzugs.

Wenn die französische Regierung in Zukunft noch irgend einen Anspruch auf den ostindischen Handel machen will, so wird sie höchstwahrscheinlich ihre Besitzun-

gen in Asien nicht aufgeben und darauf bestehen, daß ihr Chandernagor wieder zurückgegeben werde, denn durch diese Niederlassung bekommen wir im Kleinen die nämlichen Handelsartikel, die England aus Calcutta, dem Marktplatz von Bengalen im großen zieht. Wir dürfen also mit Recht Gleichheit in der Güte und im Preis der Baumwollenwaaren voraussetzen, und es ist bloß noch die Frage von der Art, wie diese Waaren auf die ökonomischste Art an die Orte ihrer Bestimmung gelangen können.

So lange der indische Handel nicht durch Egypten getrieben wird, was übrigens sein eigentlicher, natürlicher Weg ist, so bleibt der Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung der allervorzüglichste, weil er nicht nur der sicherste, sondern auch am wenigsten kostspielig ist. Hievon will ich Sie durch eine kurze Darstellung zu überzeugen suchen.

Constantinopel ist der Sitz des armenischen Handels mit diesen Waaren, wie London es für den englischen Handel, und Amsterdam für den holländischen ist. Die Armenier senden die Zahlungen, die sie für ihren indischen Handel bestimmen, in eine ihnen gelegene türkische Handelsstadt, gemeiniglich nach Constantinopel oder Smyrna. Diese Zahlungen bestehen zu drey Viertheilen in baarem Gelde, und zu einem Viertheil in Waaren. Durch besondere Umstände wird manchmal von diesem Verhältniß abgewichen, allein im Allgemeinen muß in allen Zahlungen das baare Geld über die Hälfte betragen. Aus diesen Handelsplätzen werden Waaren und Gelder mit Caravanen nach Diarbekir, von da nach Bagdad und von Bagdad nach Bassora geschickt; von hier gehen sie

dann zu Wasser nach Calcutta, das die Niederlage aller Baumwollenwaaren, und folglich der Ort ist, mit dem Constantinopel unter allen andern indischen Städten am meisten in Verbindung steht.

Seitdem die englische Compagnie den Kaufleuten ihrer Nation den indischen Zwischenhandel frey gegeben hat, nehmen die Armenier ihren Rückweg von Calcutta durch den persischen Meerbusen, und zwar unter englischer Flagge. Diese Flagge ziehen sie vor, weil sie Gelegenheit haben, englisch-ostindische Compagnieschiffe, die gerade müßig liegen, für sehr mäßige Summen zu miethen. Auf diesen Schiffen bringen sie ihre Waaren bis nach Mascate, Ormus, Bender-Abassi oder sonst einem Hafen im persischen Meerbusen. Von hier werden sie in sogenannte Saiken, eine Art von Schiffen, die nur in dem levantischen Handel bekannt sind, geladen, und den Fluß aufwärts bis nach Bassora gebracht.

Bassora ist der große Stapelort der indischen Waaren, die in die Türkei eingeführt werden. Nur wenige gehen bis nach Sues, seitdem die Engländer den Handel auf dem rothen Meere an sich gerissen haben; alle übrigen kommen nach Bassora, und werden von hier auf drey verschiedenen Wegen weiter geschickt, nämlich über Diarbekir, Aleppo und Damascus.

Der Weg über Diarbekir ist der gewöhnlichste. Die Ballen werden zu Bassora in Kähne geladen, und den Tiger aufwärts bis nach Bagdad oder Mosul geführt; von hier gehen sie mit Caravanen nach Diarbekir, wo sie umgepackt und auf Mauleseln nach Constantinopel geschickt werden.

Die zweyte Straße führt immer längs der Wüste und den Krümmungen des Euphrats hin; die Caravanen wagen es nicht, aus Furcht vor Wassermangel, sich von dem Fluß zu entfernen. Die Waaren werden auf Cameelen von Bassora nach Aleppo, und von dort nach Alexandrette gebracht, wo sie wieder eingeschifft und an den Ort ihrer Bestimmung versandt werden.

Die Straße über Damascus ist die allerkürzeste, denn sie führt mitten durch die Wüste; sie wird jedoch am seltensten gewählt, weil die Caravanen Gefahr laufen vor Durst umzukommen. Man geht von Damascus nach Berytus oder Baruth, einer Rhede auf der syrischen Küste, die von den Schiffen, welche Ladungen nach Constantinopel einnehmen wollen, häufig besucht wird.

Bilden Sie sich aber nicht ein, daß diese drey Straßen so kurz sind, als man sich vielleicht vorstellt. Es gehören drey Monate dazu, um von Calcutta in den persischen Meerbusen zu kommen; mit großen Schiffen kann man aber nicht in das Innere dieses Meerbusens einlaufen, und muß daher die Waaren ausladen, und arabische Kähne miethen, um sie den Fluß aufwärts zu bringen. Man rechnet einen Zeitverlust von einem Monat, um gegen den reißenden Strom sich fortwinden zu lassen, denn Segel können hiebey gar nicht gebraucht werden. Die Reise zu Land von Bassora nach Constantinopel erfordert wenigstens sechs Monate; folglich muß auf die ganze Reise ein Jahr gerechnet werden, und die Hinreise erfordert nicht viel weniger Zeit. Es gehören also fast zwey Jahre dazu, um eine solche Speculation auszuführen, während welcher Zeit die Waaren unaufhörlich

auf der Straße sind, und zwar bloß auf Gefahr des Eigenthümers, denn an Assecuranzen ist hierbey gar nicht zu denken.

Auch sind unglückliche Ereignisse keine Seltenheit. In dem persischen Meerbusen wird die Schifffarth durch eine Menge Untiefen erschwert; der Tiger ist ein äußerst reißender Strom, besonders nach seiner Vereinigung mit dem Euphrat; hieraus folgt, daß die Saiken, die zum Transport der Waaren gebraucht werden, häufig Gefahr laufen Schiffbruch zu leiden. Auf dem Weg, den die Caravanen nehmen, sind nicht weniger Gefahren zu überstehen. Die Schaaren von Reisenden, die mit ihren Mauleseln und Cameelen die Wüsten von Arabien und Mesopotamien durchziehen, werden nicht selten unterwegs ganz oder zum Theil geplündert, und wenn sie das Glück haben, den räuberischen Horden der Araber, Kurden und Turkomannen zu entgehen, so fällt es ihnen eben so schwer, sich den Avanien oder Brandschatzungen der Paschas und Beys zu entziehen, welche unter den Namen Geleit- und Durchpassirungsgeld versteckt, oft auch ohne allen weitern Vorwand geradezu eingefordert werden. Könnten sie aber nur dann, wann sie diese willkührlichen Abgaben bezahlt haben, ihre Reise ungehindert weiter fortsetzen; allein sehr oft werden die Caravanen durch die Unruhen in Anadolien gezwungen, ganze Monate lang auf einer Stelle liegen zu bleiben.

Zu allen diesen Nachtheilen kommt nun noch, daß durch den Transport zu Land die Waaren mehr beschädigt werden, als durch den zur See. Der Weg ist so außerordentlich weit, und die Ballen müssen so oft um-

gepackt werden, daß man den Schaden, der dadurch verursacht wird, wenigstens auf fünf Procent rechnen kann. Der Weg über Bassora ist überhaupt so kostspielig, daß was im ersten Ankauf in Calcutta hundert Piaster kostet, auf hundert und siebzig Piaster zu stehen kommt, bis es nach Constantinopel geschafft ist, und wenn man den Gewinn der Armenier auf ein Jahr nur zu funfzehn und auf zwey Jahre zu dreyßig Procent annimmt, was doch in der That äußerst wenig ist, so sieht man, daß die Waare vom ersten Ankauf bis zum Verkauf um hundert Procent im Preise steigt, und daß alle Artikel in Constantinopel, zum wenigsten noch einmal so theuer verkauft werden müssen, als sie in Calcutta gekostet haben. Aus der beyliegenden Factur können Sie Sich überzeugen, daß meine Rechnung vollkommen richtig ist; Sie werden finden, daß blos die Frachtkosten von dem Eingang in den persischen Meerbusen bis nach Bassora 1 Procent kostet; hier müssen zehn Procent an Zoll bezahlt werden, zwölf Procent zu Diarbekir oder zu Mosul, und zwölf Procent Geleit- oder Durchpassirungsgeld auf dem übrigen Theil des Weges. Ich will die Transportkosten, welche steigen und fallen, nicht in Rechnung stellen, so wenig wie die außerordentlichen Abgaben, die in allen Paschalicks bezahlt werden müssen, und auf die man doch im voraus mit Gewißheit rechnen kann, weil sie einem niemals erlassen werden.

Erlauben Sie mir nur noch einige nähere Erläuterungen, und Sie werden mit mir eingestehen, daß der Weg zur See weit ökonomischer und sicherer ist als der zu Lande.

Seit dem Decrete der constituirenden Nationalversammlung, wodurch alle privilegirte Compagnien abgeschaft worden, ist es Ihrer Willkühr überlassen, aus welchem unter allen französischen Häfen Sie ihre Waaren abschicken wollen, und Sie dürfen hiebey ganz Ihrem Interesse folgen. Wenn Sie in Marseille eben so gut wie sonst irgendwo Ihr Sortiment zusammenbringen können; so ziehen Sie gewiß diesen Hafen wegen der Nähe der Levante vor. Sie können daselbst ein Schiff miethen, das unmittelbar nach Chandernagor fährt; hier wird ihr Correspondent die Ladung in Empfang nehmen, das Schiff mit indianischen Waaren befrachten und es wieder nach Marseille zurückgehen lassen. Bey seiner Ankunft werden Sie Sorge tragen, daß die neue Ladung sogleich in die Schiffe gepackt wird, die nach der Levante bestimmt sind.

Ich setze hiebey voraus, daß Frankreich und die Türkei an ihrem Handel nach Indien einen gleich schnellen Absatz ihrer Waaren haben. Ich könnte jedoch ohne Bedenken uns hierin den Vorzug zugestehen, und es würde uns schwerlich jemand streitig machen wollen; denn es weiß jedermann, daß in Bengalen das Bedürfniß nach den Producten unsers Kunstfleißes weit größer ist als nach denen des türkischen, und daß auch außerdem unsere Sendungen halb in baarem Geld, und halb in Waaren bestehen, da hingegen die Türken fast nichts als gemünzte Metalle dahin schicken. Es ist wenigstens außer allem Zweifel, daß durch die Geschicklichkeit und Thätigkeit unserer Correspondenten unsere Handelsge-

schäfte in Indien weit schneller und vortheilhafter getrieben werden.

Ferner muß man bemerken, daß der Weg zur See weit wenigern unglücklichen Zufällen unterworfen ist, und daß, wenn auch diese Unfälle auf beyden Wegen einander gleich wären, man doch bey diesem den wichtigen Vortheil hat, daß man sich vermittelst der Assecuranzen gegen sie sicher stellen kann. Auch bleiben auf diesem Wege die Waaren nie so lange unterwegs, es müßte denn seyn, daß die Schiffe ganz außerordentlich durch Stürme gewißhandelt würden. Die Schiffahrt ist in unsern Tagen sehr vervollkommnet worden, und Sie wissen, daß wenn eine Reise ein Jahr dauert, sie schon für sehr lang gehalten wird. Von Marseille nach der Levante dauert die Fahrt nur einen Monat, und durch diesen Umweg werden Waarenbeschädigung, willkührliche Auflagen und die ungeheuren Kosten des Landtransports vermieden.

Ganz unwiderleglich wird jedoch der große Vorzug, den der Weg zur See vor dem zu Lande hat, dadurch erwiesen, daß die Engländer und Holländer auf allen Märkten in der Levante gemeinschaftlich mit den Armeniern ihre ostindischen Waaren verkaufen, und sie oft noch wohlfeiler ablassen als die letztern, ob sie gleich in Holland und England mit ungeheuern Abgaben belegt sind. Die vorzüglichsten unter diesen Abgaben sind in beyden Ländern die Kosten für die Direction der Compagnien, die Auflagen auf den baaren Ertrag des Verkaufs, die jährlichen Abgaben an den Staat für die Rechte der Compagnie, die Dividenden der Actionnäre, die Provisien des Commissionärs in Europa, der Gewinn

desjenigen, der die Expedition der Waaren in die Levante besorgt, und endlich noch die Abgaben an das Consulat. Sie sehen wohl, daß höchstbedeutende Summen auf die ersten Ankaufspreise der Waaren geschlagen werden müssen. Sie werden in der That dadurch verdoppelt, und die Sache ist so wichtig, weil in ihr der einzige Grund zu suchen ist, warum die Engländer den Handel der Armenier nicht schon gänzlich zu Grunde gerichtet haben, daß ich Sie bitte, noch einen flüchtigen Blick auf das folgende Verzeichniß dieser Abgaben zu werfen:

Schiffsfracht von Calcutta nach Amsterdam oder London — — — — —	2 Proc.
Assecuranz — — — — — —	4 —
Kosten für die Direction der Compagnien —	12 —
Zölle — — — — — — —	18 —
Dividende der Actionnäre — — —	6 —
Schutzgeld — — — — — —	15 —
Provision des Commissionärs — —	4 —
Gewinn für den Geschäftsführer, der die Expedition der Waaren in die Levante besorgt — — — — — —	8 —
Schiffsfracht von London oder Amsterdam nach der Levante — — — —	1 —
Assecuranz — — — — — —	2 —
Abgaben an die Consuls — — —	2 —
Summa	74 Proc.

Fügen Sie nun zu diesen Kosten noch die Provision des Commissionärs in der Levante, die schweren Zöl-

rischen Zölle, und einige kleinere Unkosten, hinzu, so ist es leicht begreiflich, daß der Handel mit Baumwollenwaaren aus Bengalen wegen ihrer außerordentlich hohen Preise durchaus nicht sehr weit getrieben werden kann.

Nunmehr kehre ich von dieser langen, aber nothwendigen Entwickelung wieder zu Ihnen zurück, mein Herr! und frage Sie, ob Sie nicht zuverlässig im Stande wären, mit weit geringern Kosten diesen Handel zu treiben? Sie befinden sich in ganz andern Verhältnissen, und hätten nichts weiter zu bezahlen, als eine Abgabe von fünf Procent in l'Orient oder in Bourbon, und zwar nach einer höchstmäßigen Schätzung der Waaren, ferner zwey Procent an das Consulat zu Marseille, und eine Provision an den Correspondenten in dem Hafen, worin ihre Schiffe bey der Rückkehr aus Indien landen werden.

— Die übrigen Kosten sind ebenfalls nicht bedeutend, und können, aufs höchste berechnet, zwölf Procent ausmachen. Sie werden folglich im Stande seyn, wohlfeiler zu verkaufen, als alle ihre Concurrenten, und wenn Ihre erste Spekulation mit Klugheit ausgeführt wird, so kann man Ihnen einen höchst ansehnlichen Gewinn davon versprechen. — Diesen Gewinn zahlen Ihnen bloß Fremde, er ist die Frucht Ihrer Kenntnisse, und Sie können sich seiner ohne Gewissensbisse erfreuen. Die Kaufleute des Ortes, wo Ihr Hauptcomptoir ist, werden zwar sobald als möglich Ihrem Beyspiel folgen, und durch die Concurrenz mit diesen wird Ihr Gewinn geschmälert werden. Allein Sie werden die Freude erleben, Ihren Landsleuten einen neuen Handelszweig eröffnet zu haben, und wenn Sie einmal in Ihrem geräumigen ehe-

sen spaßieren gehen, und hoffen, daß uns Sie herum mit indischen Baumwollenwaaren Geschäfte gemacht werden, so können Sie mit inniger Zufriedenheit ausrufen: diesen Handelszweig habe ich eröffnet! Leben Sie wohl, mein Bester! Ich habe Sie schon manchmal zu einer guten Handlung aufgefordert, heute fordere ich Sie zu einer großen auf. — —

Fünfter Abschnitt.

Teutscher Handel.

Der Kaiser hat zwar eine Factorey und einen Consul zu Salonichi; da aber der türkische Handel in seinen Staaten ganz frey ist, so haben ihn die Griechen an sich gerissen, und die Factorey macht sehr wenig Geschäfte. Unter allen Ländern, die mit der europäischen Türkey Handel treiben, hat Teutschland unstreitig den größten und ausgebreitetsten. Die Teutschen ziehen aus Macedonien eine ungeheure Menge Baumwolle, die in mehreren Canälen durch das ganze nördliche Europa verbreitet wird. Diese Baumwolle geht zu Lande nach Semlin, und von da auf der Donau bis nach Wien. Von Wien wird sie durch ganz Teutschland und in die nördliche Schweiz von dem Veltlinerland bis nach Constanz, und von da weiter bis nach Basel geschickt. Die übrigen Stapelstädte für die macedonische Baumwolle sind Orsowa in dem Temeswarer Bannat, das in der nämlichen Linie wie Semlin liegt, und hinter dieser Linie Hermannstadt und Brossau (Brobs) in Siebenbürgen.

Der teutsche Handel erstreckt sich über alle Theile von Griechenland; er beschäftigt sich jedoch mit einer Menge so mannigfaltiger Gegenstände, daß er bis jetzt

vor den Augen des handelnden Europa's faß ganz verborgen geblieben ist. Man hat ihn erst in dem letztern Krieg zwischen Oesterreich und den Türken genauer kennen gelernt, denn weil damals alle innere Communication abgebrochen war, so wurde nothwendig Salonichi der Stapelort für alle türkischen Waaren, die über Triefte giengen anstatt sonst auf der Donau. Nunmehr konnte man erst die verschiedenen Artikel der teutschen Ausfuhr mit einiger Genauigkeit berechnen, und man fand nach den zuverläßigsten Angaben, daß sie sich auf eine Summe von 5,000,000 Piaster belaufen. Den dritten Theil von dieser Summe bezahlen die Teutschen in Producten ihres Kunstfleißes, und besonders in Tüchern und Leinwand; die beyden übrigen Drittheile werden in Thalern und Zechinen bezahlet. Ihre Waarenlieferungen betragen nie mehr als 2,000,000, und manchmal nur 1,500,000 Piaster; sie bestehen immer in Tüchern, Leinwand, Glaswaaren, Eisen und Stahlwaaren, und in vergoldeten Arbeiten.

Tücher.

Nur die leichten Tücher, die nach den englischen Londres gemacht sind, und deshalb auch den Namen Londres führen, finden in der Levante Absatz. Es giebt zweyerley Arten davon, die sogenannten ersten und zweyten Londrins.

In Frankreich werden die ersten Londrins ganz aus spanischer Wolle verfertigt, das heißt der Eintrag sowohl als der Aufzug oder Zettel. In Teutschland aber wird schlesische Wolle, und in England Landeswolle darunter

gemischt. Der Aufzug besteht aus dreytausend Fäden in Rinden oder Blättern, die zwey Ellen breit sind, damit noch eine Breite von einer und einer viertel Elle übrig bleibt, ohne das Sahlband oder den Anschrot, wenn das Tuch aus der Walkmühle zurück kommt. In den zweyten Londrins ist der Aufzug von gemeiner Wolle, und der Eintrag, in Frankreich, von der zweyten spanischen Sorte, in andern Ländern aber von der zweyten gewöhnlichen Sorte. Der Aufzug enthält zweytausend sechshundert Fäden in Rinden zu zwey Ellen weniger ein Sechstel, damit das Tuch nach der Walkmühle noch eine Breite von einer Elle und ein Sechstel habe.

Die in Teutschland fabricirten Tücher sind in der Levante unter verschiedenen Namen bekannt; sie sind jedoch alle Nachahmungen von den französischen Londrins, und weichen darin von ihnen ab, daß sie in dem Gewebe besser, aber weniger Güte in Rücksicht der Bereitung und der Farben haben. Es fehlt den französischen Tüchern an Dichtheit, weil der Aufzug nicht gehörig gewebt, und zu dem Eintrag nicht Wolle genug genommen wird; daher sind sie alle zu locker, und man kann diesen Fehler sogleich an ihnen bemerken.

Unter dem ersten Ministerium von Maurepas wurden in der Levante die englischen Tücher von den französischen verdrängt; ihr Flor dauerte vom Jahr 1750 bis 1782. Von dieser Zeit an gerieth der Handel damit immer mehr in Verfall. Im Jahr 1783 setzten die Engländer große Quantitäten von Chalons ab; sogleich schrieb jemand in die Welt, daß die englischen Chalons dem französischen Tuchhandel Eintrag thäten, und jeder-

mann wiederholte es. Im Jahr 1785 kamen die ersten teutschen Tücher in die Türkey, und es hatte den Anschein, als wenn sie leicht und schnell würden abgesetzt werden können. Allein der Krieg, der darüber ausbrach, verhinderte ihren Verkauf, und erst nach dem Frieden konnten mit diesen Tüchern wieder Geschäfte gemacht werden. Sie kamen bald sehr in Aufnahme, und nun rief wieder jedermann, nach der Versicherung eines Reisenden, daß die teutschen Tücher die französischen Londrins verdrängt hätten. Hätte man dieses nur als Muthmaßung geäußert, so wäre in der That einiger Grund dazu da gewesen; allein man mußte auch zugleich dabey sagen, daß durch die Unruhen in Frankreich die Fabriken in Unordnung gekommen sind, und daß während des Krieges der Verkauf unserer Fabrikate ins Ausland nothwendig stocken mußte. In Ermangelung französischer Tücher versah man sich daher mit teutschen, und nur auf diese Art sind die französischen Manufacturen von den teutschen verdrängt worden.

Dagegen ist aber auch nicht zu leugnen, daß wegen der übermäßigen und fortdauernden Betrügereyen der französischen Fabrikanten die Türken schon im Jahr 1782 angefangen haben, einen Widerwillen gegen die französischen Tücher zu fassen; daß alle fremden Wollenwaaren in Aufnahme kamen, so wie die unsrigen ihren Credit verloren; und daß dieser noch immer mehr sinkende Credit, nebst den Zerrüttungen, die durch den Krieg bewirkt werden, die eigentliche Ursache von der totalen Stockung ist, in welcher sich gegenwärtig der französische Tuchhandel befindet.

Eben so wahr ist es, daß er sich nicht mehr von dem Schlag erholen wird, den ihm die fremden Tücher versetzt haben, wenn die Regierung ihn nicht besonders aufmuntert, und wenn nicht die alten Verordnungen über die Inspection der Tuchfabrication, die seit dem Jahr 1782 so schändlich übertreten und seit der Revolution ganz und gar vergessen sind, wieder erneuert werden. Vorzüglich muß die Fabrication der zweyten Londrins aufgemuntert werden, denn diese sind so wohlfeil, daß auch der große Haufen sie kaufen kann, und folglich sind sie der wesentlichste Artikel für den Tuchhandel nach der Levante. Alle übrigen Tücher gehören nur zum Sortiment; nun ist es aber äußerst beschwerlich, die Bestellungen zu theilen, um das Sortiment vollständig zu bekommen, und nun wird daher für die Nebenartikel derjenigen Nation immer den Vorzug geben, die den Hauptartikel liefert.

Wir müssen uns nur durch den Mißcredit nicht abschrecken lassen, in den unsere Tücher gekommen sind. Es wird zwar mehr Zeit erfordert, den Schaden zu heilen als ihn hervorzubringen; allein durch Versuche mit recht guten Waaren kommt man doch ans Ziel, und keine Art von vorgefaßter Meinung kann lange gegen Erfahrung und Thatsachen Stand halten. Ich kann jedoch bey Gelegenheit des unglücklichen Schicksals, das unser Tuchhandel in der Levante erlitten hat, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Verfahrungsart der Tuchfabrikanten in Languedoc auf eine empfindlich fühlbare Art bewiesen hat, daß derjenige Fabrikant, der viel gewinnen will, nicht lange gewinnt, daß durch schlechte Waaren

die Manufacturen in übeln Ruf kommen, und daß durch die Betrügereyen einiger Individuen dem Handel einer ganzen Nation ein tödtlicher Schlag beygebracht werden kann. In Frankreich haben Regierung und Privatleute mit zu viel Gleichgültigkeit auf unsere Manufacturen herabgesehen, die doch die Hauptgrundlage von dem Reichthum der Staaten sind; es ist endlich einmal Zeit, daß der Nationalgeist den schamlosen Unternehmungen der Habsucht einen Zaum anlege, daß die öffentliche Meinung den schlechten Bürger brandmarke, der den allgemeinen Credit seinem Privatvortheil aufopfern zu dürfen glaubt, und daß die Regierung der öffentlichen Meinung zu Hülfe komme, und denjenigen Manufacturisten, der nicht genug rechnen kann, um dauernde Vortheile einem vorübergehenden Gewinn vorzuziehen, und der durch vorsetzliche Betrügereyen die Manufacturen der ganzen Nation in Mißcredit bringt, auf das strengste und unerbittlich strafe. Es steht bey uns, die ersten Tuchmanufacturisten in Europa zu werden. Keine Nation versteht besser als wir das Weben, und keine besser das Färben; der Arbeitslohn ist bey uns gering, und wenn unsere Wolle wegen ihrer Seltenheit theuer ist, so hängt es von uns ab, auf unsern vielen Weiden unsere Schafheerden zu vermehren. Wenn diese Vorzüge, die wir besitzen, nicht gehörig genutzt werden, so ist es einzig und allein die Schuld der Regierung.

Man begreift in der Türkei die teutschen Tücher, von denen die unsrigen verdrängt worden sind, unter der allgemeinen Benennung: Leipziger Tücher, weil sie gewöhnlich auf der Messe zu Leipzig eingekauft werden.

Sie sind derb, kernhaft, wollreich und doch dabey sanft anzufühlen. Die Sortimente bestehen aus Tüchern von den ungewöhnlichsten und seltsamsten Farben; allein diese Farben gefallen den Türken, weil sie in die Augen fallen. Die leipziger Tücher kommen nicht in Ballen an, sondern Stückweise, und werden ohne Muster und Factur, bloß mit Einwilligung beyder Theile verkauft. Diese Art von Handel ist sehr vortheilhaft für den kleinen Kaufmann, der nicht immer Vermögen genug hat, um ganze Ballen auf einmal zu kaufen; auch dem Verkäufer selbst ist sie sehr zuträglich, denn er kann gegen baare Bezahlung verkaufen, oder ist doch wenigstens nicht genöthiget, langen Credit zu geben.

Die schönsten Leipziger Tücher werden zu Achen fabricirt, und besonders werden die von den Gebrüdern Clermont mit Recht hochgeschätzt. Die Achener Fabriken sind vorzüglich durch ihre schönen Farben und ihre gut gewählten Sortimente in die Höhe gekommen. Die Besitzer derselben haben sich immer nach dem Geschmack des Käufers gerichtet, und wenn nur die Farbe gefällt, so untersucht dieser gewöhnlich nicht sehr genau die innere Beschaffenheit des Tuches. Dies ist besonders der Fall mit den Türken, die nur einen einzigen Sinn, und das Gefühl ganz in den Augen zu haben scheinen.

Auch werden in Achen Mahuds verfertigt, die den Englischen nachgemacht sind; allein die Copien werden nie den Originalen gleich kommen, weil sie ihnen in der Farbe nachstehen. Dies ist jedoch ein sehr wesentlicher Punkt; denn ein Sortiment von Mahuds besteht aus den lebhaftesten und delicatesten Farben, wie z. B. aus

Rosenfarb, Himmelblau, Feuerfarb, Zeisiggeld und Blaßgrün.

Mit besserm Erfolg hat man die venetianischen Sayen nachgemacht. Die achener Sayen haben auch dem Absatz der venetianischen großen Schaden gethan, ohne ihn jedoch ganz zernichten zu können, denn sie kommen ebenfalls, wie bey den Mahuds, in den feinen Farben ihrem Vorbild nicht gleich. Die venetianischen Sayen werden, ungeachtet ihrer ausnehmend hohen Preise, noch sehr lange in der Levante den Vorzug vor allen übrigen behalten, denn sie übertreffen alle andern in der Lebhaftigkeit ihres Scharlachs und der Schönheit ihres Hochroths, oder ponceau; und gerade diese beyden Farben brauchen die Türken am meisten und liebsten zu ihren Caftans.

Ehe ich diesen Artikel über den teutschen Tuchhandel endige, muß ich die Frage noch berühren, die jetzt, wo ein Theil dieses Handels zu unsern Eroberungen gehört, wesentlich wichtig ist, ob es nämlich vortheilhafter für Frankreich wäre, die niederländischen oder die languedockischen Fabriken aufzumuntern und zu begünstigen? oder, was ganz dasselbe ist, den Tuchhandel nach der Levante über Marseille und das Meer, oder durch Teutschland und auf der Donau zu führen? — Die Frage ist nicht schwer zu beantworten, wenn man bedenkt, daß bey jeder Art von Handel die Fracht den reinsten Gewinn einträgt, in dem einen von den obigen Fällen aber kommt diese Fracht den Teutschen, und in dem andern den Einwohnern der Provence zu gut. Es ist hier der Ort nicht, um die Gründe auseinander zu setzen, warum es vortheil-

hafter für uns ist, die Einfuhr der spanischen Wolle, die man in den Fabriken des südlichen Frankreichs braucht, als die der schlesischen Wolle, die in den nördlichen Provinzen verarbeitet wird *), zu begünstigen; ich will nur noch die einzige Bemerkung beyfügen, daß die großen Fabriken von verschiedener Art in einem und demselbigen Land sich einander gegenseitig schädlich sind, und daß daher die Franzosen in ihren neuen Departementen vorzugsweise vor allen andern Fabriken die Leinwandfabriken begünstigen und unterstützen müssen, denn sie sind den Ländern eigenthümlich, die an den Ufern der Maas und des Rheins hin liegen.

Uebrigens beträgt die Consumtion des Artikels, von dem hier die Rede war, eine jährliche Summe von 809,800 Piaster **).

Leinenwaaren.

Der teutsche Linnenhandel begreift Cattune, Musseline und verschiedene Sorten von Leinwand in sich, von welchen drey Artikeln hier einzeln gehandelt werden soll.

Cattune.

Die Cattune, die in der Levkei am meisten gesucht werden, kommen aus den österreichischen Fabriken; auch

*) Hr. Beaujour muß unter schlesischer Wolle, die in Frankreichs nördlichen Fabriken verarbeitet wird, etwas anders verstehen. Denn bekanntlich wird diese Wolle nicht ausgefahrt, sondern in den Landesfabriken verarbeitet.

**) Wie sehr sich der teutsche Tuchhandel aus den oben angeführten Ursachen vermehrt hat, beweist das Jahr 1776. in welchem nur für sechstausend Piaster nach Thessaloniki giengen.

die sächsischen sind zu Constantinopel sehr beliebt, allein in Griechenland wird nur die besondere Art abgesetzt, die unter dem Namen Calanca bekannt ist, und zu Plauen im Voigtlande fabricirt wird.

Vor der Revolution wurde aus Marseille sehr viele gedruckte Leinwand nach Griechenland geschickt; die der teutschen weit vorgezogen wurde, weil sie feiner im Gespinnste war, und lebhaftere Farben hatte; auch war die Zeichnung richtiger und besser ausgeführt. Seit dem Krieg haben aber die Marseiller Fabriken ihre Arbeiten eingestellt, die Teutschen hingegen die ihrigen fortgesetzt. Beym Frieden dürfen wir jedoch die größten Fortschritte in diesem Zweig der Industrie hoffen, denn man kann nichts Schöneres sehen, als die Cattune und die Leinwand, die zu Avignon und in Bearn gedruckt wurden.

Man hat sich schon seit langem in Europa viele Mühe gegeben, um die Kunst zu entdecken, die Farben zu fixiren und ihnen die unveränderliche Dauerhaftigkeit zu geben, die man in den in Bengalen verfertigten Zeugen so sehr bewundert, denn anstatt daß diese ihren Glanz und ihre Schönheit durch das Waschen verlieren, werden die Bengalischen vielmehr immer schöner und die Farben lebhafter. Man hat behauptet, daß diese feste Verbindung der Farben mit den Zeugen daher entstehe, daß die Farben in Indien mit dem Saft von gewissen Kräutern angemacht würden, die bey uns nicht wüchsen. Allein dies ist durchaus falsch, denn wiederholte Versuche haben gezeigt, daß wir in Europa im Stande wären eben so lebhafte und dauerhafte Farben zu bereiten als in Indien

geschieht, daß aber durch die darauf zu verwendende Zeit, und Arbeit der Preis unserer Waaren außerordentlich hoch kommen würde. Der wahre Vorzug der indischen Manufacturen besteht daher nicht, wie man geglaubt hat, in einer größern Geschicklichkeit der Arbeiter, sondern einzig und allein in ihrer geringen Bezahlung. Zehn Arbeiter in Bengalen kosten nicht so viel wie einer bey uns. Auch die Zeit ist in Europa theuer, in Indien aber so wohlfeil wie das Leben der Menschen.

Musseline oder Nesseltücher.

Es werden zwanzigtausend Stück Musselin in Griechenland verkauft, die in Sachsen, Böhmen, Vorderösterreich, und in den Schweizer Cantonen, St. Gallen und Appenzell, fabricirt werden.

Auch in diesem Artikel könnten wir den Teutschen den Rang ablaufen, denn die gemeinen Musseline, die allein auf den Märkten in Griechenland Absatz finden, werden alle von Baumwolle aus der Levante gemacht; nun ist aber der Transport dieser Baumwolle für uns, da wir sie zur See kommen lassen, bey weitem nicht so kostspielig als für die Teutschen, die die Fracht auf der Achse bezahlen müssen. Man könnte die Art von Manufacturen in der obern Provence und in dem Delphinat mit Vortheil einführen, denn sechs Monate im Jahr sind die dortigen Einwohner ohne Arbeit, und folglich für einen geringen Lohn zu bekommen. Der Fabrikant, der die ersten Weberstühle auf diese hohen Berge brächte, würde in ein Land, das heutzutage das Bild des Todes ist, Leben und Thätigkeit bringen.

Glatte und andere Leinwand.

Ehemals consumirte Griechenland eilf bis zwölfhundert Stück glatte Leinwand aus Schlesien und Böhmen; allein diese Leinwand fängt jetzt an in Mißcredit zu kommen, weil zu viel schlechte Waare dahin geschickt wird. Man giebt heutzutage der Leinwand aus Kärnthen und Niederösterreich, die über Triest dahin kommt, den Vorzug; ob sie gleich nicht so weiß und so schön von Ansehen ist, so ist sie doch in der That nützlicher und trägt sich besser. Ueberhaupt ist aber die glatte Leinwand nur ein sehr geringer Handelsartikel; einen weit wichtigern machten die andern aus.

Man verbraucht in Griechenland für funfzigtausend Piaster damastene geköperte und auf mancherley Art gemodelte Leinwand. In Wien, Triest und Venedig werden Tischtücher von solcher Leinwand mit buntschäckigten Einfassungen verfertigt, und noch andere sonderbare Arbeiten, die in der Türkei für außerordentlich schön gehalten werden. Allein alle diese gebildete Leinwand, venetianische sowol als teutsche, muß der französischen und holländischen nachstehen, denn sie vereinigt nicht wie diese Feinheit, blendende Weiße, und Mannichfaltigkeit der Zeichnung mit Dauerhaftigkeit. Wenn die teutsche Leinwand auf den türkischen Märkten vor der unsrigen den Vorzug hat, so ist es allein auf Rechnung ihres wohlfeilen Preises zu schreiben.

Der Artikel beträgt übrigens eine Summe von 885,750 Piaster.

Glaswaaren.

Der Ruhm der böhmischen Gläser ist in Europa vollkommen gegründet. Sie haben überall die venetianischen verdrängt, und man zieht sie wegen ihrer glänzenden Durchsichtigkeit allen andern Gläsern vor. Nur Frankreich setzt noch seine schwarzgrünen Bouteillen in Griechenland ab, denn sie sind weit besser, als man sie sonst irgendwo finden kann.

Die böhmischen Gläser werden auf der Achse nach Griechenland gebracht, und sind so gut eingepackt, daß sie ohne Gefahr diese vierhundert Stunden weite Reise machen können. Gewöhnlich werden sie von herumziehenden Kaufleuten einzeln verkauft; wenn eine Provinz hinlänglich damit versehen ist, so ziehen sie in eine andere, und dies so lange, bis sie das ganze Land durchreist haben; dann fangen sie wieder von vorn an. Der Absatz besteht in folgendem:

Quantität.	Sortiment.	Preis.
120 Kisten	vergoldete Gefäße	600 Piaster die Kiste.
150 —	gemeine Gefäße	150 P.... — —
140 —	Fensterscheiben	300 — — — —

Hiezu kommen noch Kronleuchter, Erd- und Himmelskugeln, Schiffs- und andere Laternen, und einige kleinere Artikel. Die Caraffinen und Trinkgläser werden wenig gekauft, weil die Türken weder Wein noch Brandtewein trinken. Die Griechen aber, die den Ruhm haben, daß sie unmäßige Trinker sind, kennen die verfeinerte Sitte, für jeden Gast ein eigenes Glas auf den

Tisch zu stellen, noch nicht; ein einziges Glas reicht für alle zu, und sie haben nicht den mindesten Widerwillen, wechselsweise daraus zu trinken. Die emaillirten Gläser und die mit einem goldenen Rande sind ihnen die liebsten. Ueberhaupt geben alle Einwohner der Levante denjenigen Waaren den Vorzug, die stark in die Augen fallen, und man wird allgemein zwischen den Consumtionen eines barbarischen und eines civilisirten Volkes den Unterschied bemerken, daß das eine in allem, was zu seinem Gebrauch dient, den äußern Glanz der innern Güte vorzieht, das andere hingegen dem wesentlich bessern den Vorzug vor den Flitterzierrathen giebt, die nur durch die Launen der Mode oder einen phantastischen Geschmack auf kurze Zeit in Aufnahme gekommen sind. Die Kaufleute sollten auf diesen verschiedenen Geschmack der Nationen mehr Rücksicht nehmen, wenn sie ihre Sortimente für das Ausland besorgen. Wenigstens müssen sie dabey mit der Klugheit zu Werke gehen, die eine Frucht der Erfahrung ist, denn im Handel kann ein einziger übereilter oder unüberlegter Schritt die schlimmsten Folgen haben.

Hievon hat Marseille in den letzten Jahren ein redendes Beyspiel geliefert, denn es kamen Waaren dorther nach Griechenland, die mit der albernsten Unwissenheit assortirt waren. Weit besser kennen die Teutschen, in Rücksicht auf Glaswaaren, den Geschmack der Türken, und liefern ihnen in der That äußerst schöne Arbeiten. Die Böhmen verstecken das Glas unter einem glänzenden, äußerst polirten Firniß, und geben ihm den Anschein von Porcellän, nicht in Rücksicht auf seine Bestandtheile, sondern durch die feinen Umrisse der Fabrikate, die Schön-

heit ihrer Zeichnungen, die Lebhaftigkeit der Farben und den hohen Glanz der Glasur. Ich habe solche Gefäße gesehen, die so kunstreich überfirnißt waren, daß man sie für das schönste sächsische Porcellän gehalten hätte. Sie würden diesem auch, wegen ihrer Durchsichtigkeit in der That vorzuziehen seyn, wenn sie nicht so zerbrechlich wären. In diesen Gefäßen wird in der Levante gewöhnlich den Gästen nach der Mahlzeit Wasser gereicht; auch werden ihnen bey Ceremonienbesuchen Sorbet, Rosenessenz und Confituren darin präsentirt. Man hat daher solche Gefäße von aller Größe und von den mannichfaltigsten Formen; sie dienen zugleich zum Ausschmücken der Zimmer, wo sie auf mannshohen Gestellen symmetrisch aufgestellt werden.

Die Consumtion des Artikels beträgt ungefähr 140,000 Piaster.

Porcellän.

Das Porcellän von Seves übertrifft an eleganten Formen, correcten Zeichnungen, Schönheit der Farben und Glasur, alles was man in dieser Art Schönes und Vollkommenes sehen kann; allein es ist viel zu theuer und geht daher wenig ins Ausland. Die Türken ziehen das ihrige meist aus Teutschland, und zwar aus sehr mittelmäßigen Fabriken. Das Dresdener und Berliner Porcellän findet zwar in Constantinopel selbst einigen Absatz, aber in den Provinzen durchaus nicht. In Griechenland sieht man nichts als Frankenthaler und Wiener Porcellän, und auch dies macht keinen wichtigen Artikel aus.

Das zu Frankenthal in der Pfalz verfertigte Porcellän wetteifert mit dem sächsischen in Rücksicht des Glanzes, und ist um ein gutes Drittheil wohlfeiler. Besonders tragen sie zu Frankenthal das Gold so äußerst geschickt auf, daß man Gefäße, die damit überzogen sind, für gediegenes Gold halten könnte. Auch die Zeichnungen sind correct, und die Figuren voll Stärke und Wahrheit des Ausdrucks; allein die Glasur ist nie so rein und glänzend weiß, wie sie in dem vollkommen schönen Porcellän als charakteristisches Zeichen seyn muß.

Das Wiener Porcellän hat den meisten Absatz in Griechenland, weil es das allerwohlfeilste ist. Seine Masse ist schmutzigweiß; auch fehlt es ihm an Formen und Mahlerey; die erstern sind durchaus nicht elegant, und die Zeichnungen sind geschmacklos. Der Hauptabsatz dieser Fabrik geht nach der Türkei, und die Türken sind keine Freunde von Veränderungen. Diese Gewißheit des Absatzes ist vielleicht der Grund von den Mängeln, die der Wiener Porcellänmanufactur, ungeachtet der außerordentlichen Unterstützungen und Aufmunterungen, die sie von dem Kaiser erhält, mit Recht vorgeworfen werden. Man behauptet, der Monarch unterhalte darin achtzig Mahler. Wenn dieses wahr ist, so wendet er in der That sein Geld schlecht an, denn die schönsten Arbeiten, die die Manufactur liefert, sind höchstens nur wegen ihrer Größe und ihrer sonderbaren Formen bemerkenswerth.

Der Artikel beträgt jährlich ungefähr 40,000 Piaster.

Stahlwaaren.

Der beste Stahl kommt aus England und Teutschland; der erste ist jedoch der vorzüglichste wegen seines feinen Kornes. Seine Fläche ist glänzend eben, und selten sieht man brüchige Stellen oder Adern darin. Der teutsche Stahl hingegen ist voll von Adern und brüchigen Stellen, äschericht und mit blassen Flecken überzogen, die besonders ins Auge fallen, wenn er polirt und geschliffen wird. Er kann daher nicht sauber verarbeitet werden, und die Schneide von allen daraus verfertigten Instrumenten bleibt ungleich und weich, sie gleicht immer einer Säge, und kann nie vollkommen gut schneiden.

In Griechenland braucht man den teutschen Stahl vorzüglich zu Ackerbauinstrumenten, denn man hat gefunden, daß er zu groben schneidenden Werkzeugen besonders gut ist. Zu allen feinen und scharfen Instrumenten aber wird englischer Stahl genommen, der sich besser hämmern läßt.

In Salonichi wird jährlich für 30,000 Piaster roher, und für 24,000 Piaster verarbeiteter Stahl aus Teutschland verkauft. Seit einiger Zeit fangen die Wiener Stahlfabriken an, in guten Ruf zu kommen; einer ihrer Arbeiter, Namens Schwarz, hat einen Degen mit einer geheimen Feder verfertigt, an dem eine so meisterhafte und vollendete Arbeit angebracht ist, daß er für 10,000 Gulden an den König von Neapel verkauft ward.

Der Artikel beträgt 54,000 Piaster.

Kupfer- und Goldarbeiten.

Nach Salonichi kommt sehr viel verarbeitetes Kupfer aus Teutschland, z. E. große Kessel, breite und tiefe Becken, und vielerley Hausgeräthe. Auch Küchengeschirre nehmen die Türken aus Teutschland, die besonders in Wien und Neuwied fabricirt werden. Die Wienerfabriken liefern jedoch weit bessere Waaren als die Neuwieder, weil jene aus einem Stücke bestehen, diese hingegen aus mehreren zusammen gelöthet werden. Alle diese Waaren werden okenweise verkauft, und kosten weit mehr, wenn sie verzinnt sind, gewöhnlich werden sie aber in Griechenland selbst verzinnt, und es ist nicht zu leugnen, daß die Türken hierin weit geschickter sind als wir Europäer. Die lackirten Waaren gehen ebenfalls sehr stark ab; man klagt jedoch, daß der Lack nicht dauerhaft sey.

Ferner werden in Wien Gold- und Silberdrat, Tressen und Netze verfertigt, die den Lyoner starken Abbruch thun. Die teutschen Goldarbeiten kommen jedoch den unsrigen bey weitem nicht gleich, sowohl in Rücksicht des Geschmacks als der Dauerhaftigkeit; wegen der wohlfeilen Preise gehen sie aber stark ab. Die wallachischen Bäuerinnen, die man in allen Dörfern von Obergriechenland antrifft, tragen an den Sonntagen Halstücher, die mit solchen Netzen eingefaßt sind, und die Griechinnen aus allen Ständen brauchen sie zum Kopfschmuck an ihren Hochzeittagen.

Die Kunst zu lackiren hat in Teutschland einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; besonders werden Waaren von Eisenblech auf das lieblichste lackirt, und

auch in Griechenland sind dieselben sehr beliebt. Der Absatz davon ist jedoch nur auf die Städte eingeschränkt; auf dem Lande kennt man diese Art von Waaren noch gar nicht. Die Consumtion des Artikels beträgt ungefähr 115,000 Piaster. Alle bisher angeführten Artikel der teutschen Einfuhr machen zusammen genommen ungefähr eine Summe von 1,544,550 Piaster aus.

Factoren und Canäle des teutschen Handels.

Der Handel Teutschlands mit der Türkei ist fast ganz in den Händen der Griechen, die in beyden Reichen zerstreut sind; diese geschmeidigen, intriganten und kühnen Menschen, die anfänglich nur die Mäckler bey diesem Handel machten, sind jetzt die privilegirten Eigenthümer desselben. Sie haben in den ansehnlichsten Städten von Teutschland Comptoire errichtet, und führen den teutschen Handel auf dieselbige Art, wie die Franzosen und Engländer den türkischen betreiben, sie haben ihn ganz an sich gerissen.

Wien auf der einen und Salonichi auf der andern Seite sind die beyden großen Niederlagen für den Handel zwischen Griechenland und Teutschland. Die Canäle, vermittelst deren er getrieben wird, sind die Donau und das adriatische Meer. Der Weg auf der Donau ist lange der frequenteste gewesen; er war zwar kostspieliger, aber dafür auch desto kürzer. Es wurden durch denselben viele Umwege gespart, und überhaupt alle Waarensendungen beträchtlich erleichtert, denn die Donau kann theils an und für sich, theils durch die Flüsse, die sie aufnimmt, für die große Arterie von Teutschland

angesehen werden. Hiezu kommt noch, daß die Oesterreicher damals noch keine Seemacht hatten, die doch zur Führung eines Seehandels und zur Beschützung desselben durchaus erforderlich ist. Auch konnte der Weg über das adriatische Meer nur von einem unbedeutend kleinen Theile von Teutschland benutzt werden, so lange Oesterreich bloß den künstlichen Hafen von Trieste besaß, der in zu großer Entfernung von den Ländern des ottomannischen Reiches liegt. Heut zu Tag hingegen, wo diese Macht die Küste von Dalmatien besitzt, die mit den vortrefflichsten Häfen überset ist, und einen Theil der europäischen Türkei umringt; heut zu Tage wo Oesterreich sich eine Seemacht erschaffen wird, um seinen Seehandel beschützen zu können — bin ich vollkommen überzeugt, daß sich der Handel auf dem kürzesten Wege, das heißt über das adriatische Meer in das mittelländische hinziehen wird. Die meisten Gründe, die dem Weg auf der Donau den Vorzug geben, existiren nicht mehr; folglich wird man die damit verbundenen Schwierigkeiten, die groß und in Menge vorhanden sind, desto stärker fühlen. Die Donau hat einen äußerst krummen, gewundenen Lauf, sie fließt fast immer zwischen Felsen hin, und ist mit einer Menge Inseln und Untiefen bedeckt. Es ist bekannt, wie reißend ihr Lauf ist, und hiezu kommen sehr viele gefährliche Klippen, die sich unter ihrer Oberfläche verbergen; und zwischen denen der Strom Wirbel bildet, die zur Zeit des niedern Wassers die Schiffarth unmöglich machen. Wenn man den Fluß hinauf fährt, so kann man nur selten die Ruder brauchen, und die Segel durchaus nicht. Alle Schiffe müssen durch Ochsen fortgezo-

gen werden, was sehr langsam und kostspielig ist. Auch liegt für die Farth auf der Donau ein großes Hinderniß in der schlechten Bauart der Schiffe. Sie bestehen bloß aus einem Haufen von elenden Tannenbrettern, die nur durch hölzerne Pflöcke mit einander befestigt werden. Sie sind kaum im Stande, den Weg von Ulm oder Regensburg, wo sie erbaut werden, bis nach Belgrad oder Semlin, wo sie landen, zurückzulegen, und laufen in jedem Augenblick Gefahr unterzugehen. Je tiefer man nach Ungarn kommt, desto beschwerlicher wird die Schifffarth auf der Donau, wegen der häufigen Sandbänke, der großen Bäume, die aus den angrenzenden Waldungen darauf fortgeflößt werden, der vielen Mühlen, die sich auf den beyden Seiten des Flusses befinden, und der Menge von Pfählen, die zur Treibung von Maschinen und Werken bis in die Mitte des Flusses eingerammelt werden. Man hat es zwar in neuern Zeiten versucht, Schiffe von Eichenholz zu erbauen, allein es ist nicht geglückt, denn auf allen Flüssen, wo die Schiffe nicht mehr den Strom hinauf fahren können, muß man sie leicht verkaufen können, und daher müssen sie äußerst wohlfeil seyn. Von der angeblichen Fregatte, die ein gewisser Taufferer erbaut hat, ist zwar viel in Europa gesprochen worden; allein sie war nichts weiter, als ein sehr schlechtes, flaches Fahrzeug, das man sehr mit Unrecht für vier und zwanzig Kanonen eingerichtet hatte. Man konnte durchaus keinen Gebrauch davon machen, denn wenn sie auf dem schwarzen Meer hätte Dienste leisten sollen, so mußte sie einen viel tiefern Kiel bekommen.

Alle diese angeführte Gründe machen es mehr als wahrscheinlich, daß die Oesterreicher wohl den Weg auf der Donau ganz aufgeben werden, und daß überhaupt dieser Fluß niemals so vortheilhaft für den teutschen Handel werden kann, als der Rhein und die Elbe es sind.

Geldzahlungen und Wechselgeschäfte.

Die Summe der Einfuhr aus Teutschland nach Griechenland beträgt, wie wir gesehen haben, nur 1,544,550 Piaster, und steigt in den allerbesten Jahren nicht über 2,000,000 Piaster. Die Ausfuhr hingegen beträgt fast in jedem Jahr gegen 5000,000 Piaster *). Die Bilanz ist folglich wenigstens um drey Millionen zum Vortheil der Türken. Diesen Saldo muß nun Oesterreich entweder mit baarem Geld, oder mit Papier bezahlen, und daher kommt der Geld- und Wechselhandel, der zwischen Wien und Salonichi getrieben wird. Er ist sehr beträchtlich, denn Oesterreich **) läßt ein Jahr ins andere

*) Diese Berechnung beweist überhaupt das Steigen des teutschen Handels nach der Levante, denn der Aufsatz über dieses Verkehr, der 1776. einem österreichischen Minister übergeben wurde, berechnete die teutsche Einfuhr nach Salonichi nur 120 000, und die Ausfuhr daher 1,948,000 Piaster. S. Beyträge zur Länder und Völkerkunde. II. Th. S. 207 ꝛc.

**) Nach den Verzeichnissen, die ich in die Hände bekommen habe, während ich Legationssekretär in Teutschland war, sind in den sämmtlichen österreichischen Staaten vom Jahr 1741 bis 1770 hundert und vierzig Millionen Gulden für den Handel mit der Türkei geschlagen worden. Von dem Jahr 1770 bis 1797 ist diese Summe in demselben Verhältniß gestiegen, wie der Handel zugenommen hat, und nach jenen Verzeichnissen hat der Handel um zwey Fünftheile zugenommen.

gerechnet, für 6,000,000 Gulden an Thalern und Zechinen schlagen, um sie in die Türkei zu schicken; hievon geht wenigstens ein Drittheil nach Griechenland für die unermeßliche Menge von Baumwolle, die aus Macedonien nach Wien gebracht wird. Der Banquier Fries macht hierin die meisten Geschäfte, und soll hauptsächlich sein ungeheures Vermögen dadurch erworben haben. Diese Geldzahlungen werden manchmal durch ausländische Abrechnungen, oder durch Scontriren mit dem Ausland, noch vermehrt. Oesterreich muß in solchen Fällen mehr baares Geld nach Griechenland schicken; allein dieses kommt keineswegs alles auf teutsche Rechnung. Kaufleute in Frankreich, Holland oder Italien, die Waaren nach Teutschland geschickt, und nunmehr Zahlungen in der Türkei zu machen haben, geben einem Wiener Hause den Auftrag, ihre Rechnung mit den Türken zu saldiren. Dieses Verhältniß von Handelsplatz zu Handelsplatz, das sich durch ganz Europa erstreckt, und sich auf der einen Seite in Wien und auf der andern zu Salonichi endigt, veranlaßt einen beträchtlichen Wechselhandel zwischen Teutschland und Macedonien. Wien ist deshalb der Ort, der für ganz Europa den Curs von Salonichi bestimmt. Dieser Curs war in den letztern Jahren besonders veränderlich; er wechselt aber überhaupt so schnell und häufig ab, daß man in europäischen Handelsplätzen kein Beyspiel davon hat. Der Grund von diesen plötzlichen Veränderungen des Cursses scheint mir theils in der Ungewißheit über den Zustand der Geldcirkulation zu liegen, worin man sich in der Türkei befindet, und zum Theil in der Geschicklichkeit der griechischen Kaufleute, die den Curs

in Händen haben, und wenn sie insgeheim mit einander einverstanden sind, ihn bestimmen können, wie ihr Interesse es erfordert. Dem sey jedoch wie ihm wolle, genug, diese Abänderungen haben wirklich statt, und die fränkischen Kaufleute haben sich deshalb eingebildet, der Curs sey ihnen bald vortheilhaft, bald nachtheilig. Gewissermaßen scheinen sie hierin Recht zu haben, denn sie urtheilen über den Wechselcurs nur nach ihrem Interesse, d. h. sie vergleichen ihn mit den Preiscursen ihrer Waaren. Allein in der Realität ist der Curs immer zum Vortheil von Salonichi gegen alle europäischen Handelsplätze, und dies folgt auch schon aus der Natur des Handels, der zwischen Griechenland und Teutschland geführt wird. Am Ende müssen jedoch immer die Waaren, die ich mehr nehme als der Betrag meiner eigenen Waarensendungen ausmacht, in baarem Gelde bezahlt werden, was man nämlich die Bilanz nennt, und diese Bilanz ist immer wenigstens zu drey Fünftheilen zum Vortheil der Türken. Der Curs ist so sehr vortheilhaft für Salonichi, daß der Piaster, der nur vier Drachmen wiegt, zwey und ein viertel Drachmen Legirung enthält, und nach seinem wahren innern Werth nur acht und zwanzig französische Sols (acht und einen halben Groschen Sächsisch) gelten sollte, gegenwärtig im Handel für sieben und dreyßig Sols (etwas über eilf Groschen Sächs.) genommen wird, und daß er in dem Wechselcurs sogar auf fünf und dreyßig bis vierzig Sols (zehn und ein halb bis zwölf Groschen Sächsisch) steht. Der türkische Sultan besitzt den reichsten Boden auf der ganzen Welt, und

um seine Territorialreichthümer in Zeichen vorzustellen, hat er das allerschlechteste Geld auf der Erde.

Sechster Abschnitt.

Italienischer Handel.

Der Handel der Italiener nach der Levante ist ganz frey, und keiner Art von Regulativ unterworfen. Venedig und Livorno haben den größten Theil davon an sich gezogen. In Salonichi hält sich ein Consul von Venedig und einer von Neapel auf. Der kaiserliche Consul ist zugleich auch der Toscanische, und der französische Consul ist es auch von Rom, Genua und Piemont.

Die Waaren, die aus Italien nach Griechenland gebracht werden, bestehen in Tüchern, Feuergewehren, Glaswaaren, Seidenwaaren, Papier- und wollenen Mützen.

Tücher.

Die Tücher werden von den Venetianern eingeführt, und sind in der Levante unter verschiedenen Namen bekannt. Die allerschönsten sind die sogenannten Sayen, die sich besonders durch ihren dichten Kern und ihre Feinheit vortheilhaft auszeichnen. Sie sind so dicht, daß der stärkste Regen nicht durchdringen kann, und werden daher hauptsächlich zu Mänteln gebraucht. Sie sind überdies außerordentlich schön gefärbt, so daß man es, ungeachtet aller Versuche, noch nirgendswo hat dahin bringen können, ihr Hochroth, oder Ponceau in seiner ganzen Schönheit nachzuahmen.

Die Venetianer verfertigen auch sogenannte zweyte Londrins, nach Art der französischen, allein die Farben

derselben sind bey weitem nicht so schön und dauerhaft. Dies ist aber auch der einzige Vorzug, den wir noch vor den Venetianern voraus haben, und sie werden uns durch ihre wohlfeilen Preise am Ende ganz verdrängen, wenn unsern Fabrikanten nicht eingeschärft wird, daß sie gewissenhafter für die Breite ihrer Tücher sorgen, ihnen durch stärkeres Walken mehr Kern geben, und sie nicht so unmäßig auf dem Rahmen ziehen, denn hierdurch werden die französischen Tücher alle zu dünne und locker.

Die venetianischen Londrins werden gewöhnlich gegen die allergemeinsten Landesproducte vertauscht, und haben daher einen sehr beträchtlichen Absatz.

Die Consumtion dieses Artikels beträgt jährlich ungefähr 28,800 Piaster.

Feuergewehre.

Die Manufacturen zu Brescia schicken dreyßig Kisten mit Feuergewehren auf die Märkte von Griechenland; unter diesen sind zwölf Kisten mit Flinten, und achtzehn mit Pistolen angefüllt. Der Mittelpreis für eine Flinte ist sechs bis acht Piaster, und für ein paar Pistolen zehn bis zwölf Piaster. Die Türken haben die Läufe gern weiß gefeilt, und ziehen darum die venetianischen Flinten den unsrigen vor, weil diese blau angelaufen sind. Dies scheint ein sonderbarer Geschmack zu seyn, allein er hat einen guten Grund, ihre Büchsenschäfter können keine Flinte putzen, ohne mit der Feile oder dem Bimstein über den Lauf zu fahren, wodurch der blaue Anlauf von demselben abgestrichen, und er ganz unscheinbar gemacht wird. Eine wahre Sonderbar-

keit des Geschmacks zeigen sie aber darin, daß sie die Zündpfannen lieber mit einem harten als sanften und leichten Ueberschlag verlangen. Am allerbesten gehen die Läufe ab, die hinten mit gegrabener Arbeit verziert oder damascirt sind. Unter den Schäften ziehen sie diejenigen vor, die mit Gold und Silber belegt, oder mit gegrabener Arbeit verziert sind.

Der Artikel beträgt ungefähr 25,000 Piaster.

Glaswaaren.

Venedig lieferte ehemals ausschließend alle Arten von Glaswaaren nach der Levante; in den neuern Zeiten ist ihm aber ein Theil dieses Handels von den Teutschen und Franzosen entzogen worden. Die letztern liefern heut zu Tage die Spiegel, und die Teutschen die Gefäße und Schaalen. Aus Venedig kommen nur noch die allergemeinsten Fensterscheiben nach Griechenland, und diese sind äußerst schlecht, grünlich von Farbe, dünne und ungleich.

Die Kunst, Spiegel zu verfertigen, war bey den Venetianern lange ein Geheimniß; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts glückte es aber den Franzosen, dasselbe zu entdecken, und seitdem wurden diese in diesem Zweig der Industrie glückliche Nebenbuhler von den Venetianern, denn sie kommen ihnen im Gießen der Spiegelgläser gleich, und übertreffen sie im Belegen derselben. Bey dem jetzt in Europa herrschenden Ton wird die Spiegelfabrikation immer der einträglichste Zweig von der Glasmacherkunst bleiben, so wie er ohne Widerrede der industriereichste und angenehmste ist. In dieser doppelten Rück-

sicht verdient er von der Regierung alle mögliche Unterstützung.

Die ganze Summe dieses Artikels beläuft sich auf 31,500 Piaster.

Glasperlen, Glaskorallen.

Der einzige Zweig des Glashandels, den die Venetianer ausschließend behalten haben, ist der mit Glasperlen. Sie schicken jährlich für 40,000 Piaster kleine Glaskorallen, die auf mannichfaltige Art gefärbt sind, nach Griechenland; diese werden in Schnüren aufgereiht, und die gemeinen Weiber tragen sie zum Putz in den Haaren und am Hals. Diese Glaskorallen werden von aller Größe und allen Formen verfertigt; es giebt deren, die aussehen wie Perlen, und ihnen an Wasser, Glanz und Farbe gleichen. Diese Eigenschaften werden aber in den falschen Perlen durch einen Firniß hervor gebracht, dahingegen die ächten von Natur dieses herrliche Wasser haben, das allein ihren Werth bestimmt.

Seitdem man jedoch in Griechenland Geschmack an Edelsteinen bekommen hat, nimmt der Absatz dieser Glasperlen auffallend ab. Sie werden jetzt größtentheils nur noch gekauft, um sie wieder nach Egypten zu verschicken, wo man sie wieder nach Arabien und über das rothe Meer nach Persien versendet.

Die Summe dieses Artikels beträgt etwa 40,000 Piaster.

Seidenwaaren.

Die Italiener treiben in Griechenland und in der ganzen Türkei einen sehr beträchtlichen Handel mit Seidenwaaren, und keine Nation hat ihr bis jetzt diesen Zweig der Industrie entreißen können. Sie führen ihn mit dem glänzendsten Erfolg seit der Regierung Muhameds II., unter der alle Künste und Wissenschaften aus Griechenland weg nach Italien flohen, wo sie unter dem Schutz der Medicis wetteifernd blühten.

Auf dem Markt zu Salonichi werden jährlich sieben bis achthundert Stücke Florentiner Atlas verkauft. Dieser Atlas ist der schönste unter allen, die in Italien fabricirt werden. Er kommt in Kisten an, die mehr oder weniger Stücke, nach Gutdünken des Fabrikanten oder des Kaufmanns, enthalten. Das Sortiment besteht aus den allerschönsten und lebhaftesten Farben.

Neapel liefert in die Levante Tabin und Moor. Der Tabin ist eine Art von gewässertem Taffet, und wird nach dem Grad seines Glanzes geschätzt. Im Weben muß er mit der größten Sorgfalt gekörnt werden, denn je besser dieses geschehen, desto mehr bekommt er durch das Pressen oder Walzen einen der Wasserfläche ähnlichen Glanz.

Unter den Mooren sind die von Messina am meisten in Griechenland beliebt; jedoch scheint diese Art von Seidenwaaren gegenwärtig nicht mehr so starken Abgang zu finden. Man zieht jetzt ihnen und dem Atlas die Gros-de Tour vor, weil sie sich besser tragen und nützlicher sind. Der wesentlichste Unterschied zwischen dem Atlas und dem Gros-de Tour besteht darin, daß der

erstere nur von einer Farbe seyn darf, im Gros-de Tour hingegen die Kette von einer, und der Einschlag von einer andern Farbe ist, wodurch eine Menge von verschiedenen Farbenmischungen bewirkt wird. In der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit dieser Mischungen besteht die vorzüglichste Schönheit der Gros-de Tour. Die schönsten davon werden in Neapel verfertigt, und heißen daher auch Gros-de-Naples. Es werden jährlich zweyhundert und funfzig Stücke davon in Griechenland abgesetzt.

Aus Florenz kommt eine Art von Taffet nach Griechenland, der unter dem Namen Mantini bekannt ist, und dessen Absatz täglich zunimmt. Er wird besonders auf dem Lande sehr gesucht, und die Bäuerinnen machen alle ihre Hochzeitkleider davon. In den letzten Jahren sind vierhundert Stücke davon verkauft worden.

Seitdem sich der europäische Luxus in die Serails eingeschlichen hat, wird der Damast von Genua sehr stark in der Türkei abgesetzt. In den Provinzen wird jedoch nur wenig davon verkauft, weil er zu theuer ist. Salonichi ist die einzige Stadt in Griechenland, wohin ungefähr hundert Stücke versandt werden, die eine Einfassung von goldenen Frangen haben, und in den Harems der Beys zu Thürvorhängen, Tapeten und Ueberzügen der Sophas verbraucht werden.

Von Bologna kommt über Venedig für 100,000 Piaster Gaze, den die Griechinnen zu ihrem Kopfputz brauchen. Sie wickeln denselben wie Schnupftücher um den Kopf; eines von den Enden kommt unter die Haarflechten zu liegen, das andere aber hängt nachläßig über

die Schulter herab, ſo ungefähr wie man die Ariadne zu mahlen pflegt, wie ſie mit ihren Geſpielinnen auf der Inſel Naxos tanzt.

Ehemals kamen auch ſehr viele ſeidene Worten, mit und ohne Goldfäden, ferner Schnupftücher für Turbans, Brocate für türkiſche Weſten und für Mintans oder Jacken a la Galiondgi, nach Griechenland; allein die Lyoner Fabriken haben den italieniſchen mehrere von dieſen Zweigen des Seidenhandels entriſſen. Sie hätten ihnen auch noch die übrigen alle entziehen können, hätten ſie es nur recht angegriffen. Die franzöſiſchen Fabricate ſind den italieniſchen an Schönheit der Arbeit im Ganzen überlegen; wenn man ſich auch noch bemühte, die Schönheit ihres Gewebes nachzumachen, ſo würde man ſie weit übertreffen. Der wohlfeile Preis der italieniſchen Waaren würde dann durch die größere Vollkommenheit der franzöſiſchen wieder erſetzt; Marſeille hätte den Vorzug vor Genua, Livorno und Venedig gehabt, daß es ſeine Sortimente ohne Mühe hätte vollſtändig machen können, und die Folge davon würde ohne Zweifel die geweſen ſeyn, daß wir nach kurzer Zeit eine vortheilhafte Handelsbilanz erlangt hätten.

Die Damaſte ſind der einzige Artikel, worin die Italiener noch entſchiedene Vorzüge vor den Franzoſen haben. Der genueſiſche Damaſt wird überall dem Lyoner vorgezogen, weil er in jeder Rückſicht weſentlich beſſer iſt. Dieſe Vorzüge erhält er jedoch nicht durch die größere Geſchicklichkeit der Arbeiter, ſondern durch das ganze Verfahren bey der Fabrication. Die Italiener zetteln ihre Ketten beſſer an, und wenden mehr Sorgfalt auf die

Auswahl der Organsinseide. Ist diese zu fein, so füllt sie den Stoff nicht gehörig aus, ist sie aber zu grob, so macht sie ihn rauh und spröde. Die vorzüglichste Eigenschaft des genuesischen Damastes, welche dem französischen durchaus fehlt, besteht darin, daß er weich und sammtartig ist, wie eine schöne, zarte Haut.

In Rücksicht des broschirten Taffets haben die Lyoner schon gegenwärtig die Genueser ganz verdrängt, und dies ist ein sehr wesentlicher Gewinn, denn die leichten Brocate werden in Griechenland immer sehr beliebt bleiben, und folglich in großer Menge abgesetzt werden. Die Türken verlangen Stoffe, die in die Augen fallen und nicht theuer sind; aus diesem Grunde geben sie den mit Goldlahn broschirten Taffeten den Vorzug, denn diese Art von Goldarbeit hat den meisten Glanz, und ist am wenigsten theuer. Alle barbarischen Völker wollen mit wenig Unkosten glänzen.

Sammet.

Die Türken consumiren keinen andern als glatten Sammt, und dieser kommt sämmtlich aus den Manufacturen von Genua, Lucca und Pisa. Die Italiener sind von jeher im alleinigen Besitz des Handels mit glattem Sammet gewesen; sie versorgen die vorzüglichsten Marktplätze von Europa damit, und selbst die Franzosen haben, ungeachtet der sonstigen Ueberlegenheit ihrer Manufacturen, es ihnen dennoch in diesem Artikel noch nicht gleich thun können. Die beyden Ursachen des Vorzugs, den die italienischen Manufacturen mit Recht verdienen, sind ihre Güte und Wohlfeilheit.

Der italienische Sammet hat weit mehr Leichtigkeit, Glanz und Zartheit, als der französische. Besonders ist der schwarze Sammet so außerordentlich schön, daß der französische ihm weit nachstehen muß. Er hat mehr Fäden in der Kette, als der französische, und weniger in dem Eintrag; hierdurch wird er viel leichter und erhält einen Glanz, dem der unsrige nie beykommt. Ueberdies ist er auch beträchtlich wohlfeiler, erstens, weil die Seide in Italien wohlfeiler ist als in Frankreich, und zweytens, weil dort der Arbeitslohn geringer ist. Vor der Revolution kostete die Elle zu Lyon vier Livres (1 Rthlr. Sächs.) Macherlohn; in Genua hingegen kostete sie nur drey Lib. (achtzehn Groschen) und in Lucca gar nur funfzig Sols, oder vierzehn Groschen sächsisch. Seitdem muß freilich in beyden Ländern dieser Preis gestiegen seyn, aber diese Vermehrung war doch gewiß verhältnißmäßig. Durch diesen mäßigen Arbeitslohn und durch den niedrigen Preis der inländischen Seide wird in Italien dieser Zweig der Industrie sehr befördert. Ich halte es daher für sehr schwer, daß die Franzosen ihn je an sich ziehen können; allein wenn sie bessere Waare lieferten, so könnten sie wenigstens ihre eigene Consumtion damit bestreiten, wodurch beträchtliche Summen im Lande blieben, und den Manufacturen zu gut kämen, die jetzt alle ins Ausland gehen, und die italienischen Fabriken erhalten helfen. Man weiß bestimmt, daß der fremde Sammet, der vor der Revolution in Frankreich eingeführt wurde, jährlich über drey Millionen Livres, (750,000 Rthlr. sächsisch) betrug; und dies ist nur nach den Lyoner Zollregistern berechnet, und ohne die Contrebande mit in Anschlag zu

bringen. Es äußerte einmal jemand, daß wenn man es in Lyon dahin bringen könnte, den Sammet und den Damast eben so gut zu verfertigen wie in Genua, so müßte man eine neue Stadt neben der alten aufbauen. Dieser Mann hatte in der That Recht, denn wenn man den Verbrauch dieser beyden Artikel im Lande selbst nur äußerst gering anschlägt, so beträgt er über fünf Millionen Livres (1,250,000 Rthlr. sächsisch) die den neuen Fabriken zu gut kommen würden. Rechnet man nun eintausend Liv. oder zweyhundert und funfzig Rthlr. für den Unterhalt einer Familie, die aus fünf Köpfen besteht, so folgt daraus, daß die neuen Fabriken einer neuen Volksmenge von fünf und zwanzigtausend Seelen den nöthigen Unterhalt verschaffen würden.

Dieser ganze wichtige Artikel beträgt jährlich eine Summe von 376,350 Piaster.

Papier.

Venedig treibt den stärksten Handel mit Papier nach der Türkei. Das Papier, so von daher geliefert wird, ist weiß, dick und sehr eben. Die Türken können das dünne nicht brauchen, weil sie sich zum Schreiben eines wie eine Feder geschnittenen Rohres bedienen.

Das Fioretto und drey Monden Papier sind die gesuchtesten Sorten, weil sie sehr stark und schwer sind; denn in der Türkei wird alles nach dem Gewicht geschätzt, Weiber, Uhren und Papier. Besonders aber geht das Fioretto Papier stark ab, weil es nicht sehr theuer ist. Die Türken tränken es noch mit aufgelöstem

Gummi, und geben ihm dann mit dem Polirstein Glanz.

Nach Venedig schickt unter allen italienischen Städten Genua das meiste Papier nach Griechenland. Das genuesische Papier ist leichter und wohlfeiler, als das venetianische. Es wird im Winter sehr häufig aus Sparsamkeit zu Fensterscheiben gebraucht.

Im Ganzen schickt Italien für mehr als 100,000 Piaster Papier nach Griechenland, und für mehr als eine Million in die ganze Türkei. Der Artikel ist so beträchtlich, daß alle Papierfabrikanten sich bestreben sollten, ihn mit den Italienern zu theilen.

Marseille ist der einzige Handlungsort, der noch einiges Papier nach der Türkei schickt. Man kennt diese Sorte unter dem Namen Raisin Papier; es ist weit vorzüglicher als das italienische, das ausdrücklich nach dem Geschmack der Türken verfertiget wird, und es könnte auch in der Türkei die nämliche Zubereitung erhalten; allein dessenungeachtet kann es die Concurrenz mit dem italienischen nicht aushalten, denn es ist viel zu theuer.

Der hohe Preis des französischen Papiers wird durch zweyerley Ursachen hervorgebracht. Erstens muß dasselbe bey der Ausfuhr allzustarke Abgaben bezahlen. In vorigen Zeiten, wo diese Abgaben noch leidlich waren, befanden sich alle Papierfabriken in den südlichen Provinzen von Frankreich in einem blühenden Zustande. Es gab deren damals wenigstens funfzig in der Provinz Angoumois und eben so viele in der Grafschaft Avignon und der Provence. Heutzutage sind aber alle diese Fabriken eingegangen, oder doch in einem elenden Zustande. Die Regierung muß daher die Abgaben auf das Papier durch-

aus vermindern, und sogar auf eine Zeitlang Prämien auf die Fabrication desselben setzen, wenn es auf den türkischen Märkten Absatz finden soll.

Die zweyte Ursache dieser Theurung ist der hohe Preis der ersten Materie. In Frankreich sind die Lumpen weit seltener und folglich weit theurer als in Italien. Bey den ganz vorzüglichen Sorten von Papier verschwindet jedoch dieser hohe Preis der ersten Materie, wegen der Schönheit ihrer Fabrikation; in den mittlern Sorten hingegen ist er zum Nachtheil von Frankreich äußerst fühlbar. Die Franzosen müssen daher vor allen Dingen darauf denken, wie dieser Preis der ersten Materie vermindert werden kann.

Dasjenige Papier, das hauptsächlich in der Levante abgeht, sind die gemeinen Sorten, sowohl die gummirten als die nicht gummirten, und ferner die ganz groben Sorten, die zum Verpacken und zum Ersatz der Fensterscheiben verbraucht werden. Zur Verfertigung dieser Papiere hat man in Ermanglung der alten ersten Materie sich mehrerer neuer bedient. Da die Lumpen so theuer sind, so hat man in mehreren Fabriken sehr glückliche Versuche gemacht, um ihre Stelle durch mancherley Vegetabilien und durch Rinden von verschiedenen Bäumen zu ersetzen, und es sind schon mehrere Bücher auf dieser neuen Art von Papier gedruckt worden. Der Vortheil, der aus der Vervollkommnung dieser neuen Erfindung für den Handel entstehen würde, ist groß und leuchtet von selbst in die Augen.

Die Consumtion dieses Artikels beträgt ungefähr 108,000 Piaster.

Wollene Mützen.

Dies ist einer der einträglichsten Artikel des Handels mit Griechenland. Die Mütze ist hier das Hauptstück des Kopfputzes, sie vertritt in der Levante die Stelle des Hutes. Die Griechen tragen sie ohne weitere Verzierung, die Türken aber umgeben sie mit dem Turban, und die Weiber von allen Ständen und Classen verzieren sie mit Tüchern, Franzen und anderm Kopfschmuck. Sie sind in der Levante unter dem Namen Fez bekannt, weil in dieser Stadt der Barbarey die ersten Fabriken davon errichtet waren. Heut zu Tage sind die Fabriken von Tunis die berühmtesten. Sie werden von da nach Coron und Modon gebracht, wo sie gegen türkische Rekruten und Kermes vertauscht werden. Aus Morea werden sie auf die vorzüglichsten Märkte in Griechenland geschickt, und durch ganz Macedonien häufig verkauft. Vor kurzem verbrauchte noch Griechenland jährlich fünf und zwanzig bis dreyßigtausend Dutzend tunesische Mützen, heut zu Tag aber nur noch fünf bis sechstausend Dutzend. Durch die letztere Pest in der Barbarey hat dieser Zweig der dasigen Industrie einen Schlag bekommen, von dem er sich schwerlich wieder ganz erholen wird. Die Fabrikanten verloren durch diese schreckliche Krankheit ihre Arbeiter, und mußten daher mit der Fabrikation inne halten; hierdurch entstanden aber eine Menge Bankerute. Dieses Unglück der Tunesser machten sich die Italiener zu Nutze, und durch ihren Verlust bereicherten sich diese. In Genua, Livorno und Venedig wurden Mützenmanufacturen errichtet, und aus

diesen Manufacturen erhält heut zu Tag Griechenland seine Bedürfnisse.

Es kommen jährlich aus Genua dreyßigtausend Duzend Mützen dahin, worunter die aus der Fabrik Alberti den Vorzug haben. Livorno schickt fünftausend Duzend, die sich besonders durch feines Gewebe und gute Farben auszeichnen, und aus Venedig kommen jährlich dreytausend Duzend, und zwar aus der vortrefflichen Manufactur von Rant.

Das Sortiment bey den Mützen besteht nur aus zwey Farben, nämlich roth und weiß. Die rothen haben alle einerley Form, und es werden von diesen weit größere Quantitäten geschickt, weil die Männer insgesammt keine andere tragen. Die Form der weißen hingegen ist veränderlich, nach dem Geschmack der reichen Frauen, zu deren Gebrauch sie bestimmt sind. Die Damen in Constantinopel geben den flachen Mützen den Vorzug; in Griechenland aber ist es Mode, sie spitz zu tragen, ungefähr wie die jonischen Mützen, womit die alten Griechinnen ihre Köpfe schmückten. Nur allein in den Inseln des Archipels tragen die Weiber rothe Mützen von ungeheurer Größe, und begnügen sich, sie mit einer goldenen Tresse und Fransen einzufassen. In dem ganzen übrigen Griechenland werden die Mützen mit einem Basma, dem Turban der Weiber, umwickelt, und mit einer Menge von kleinen Zierrathen verschönert. Die Frauen der Beys schmücken sie vorn mit einem halben Mond von Perlen.

Frankreich ist in Rücksicht des Mützenhandels ein glücklicher Nebenbuhler von Italien, und vor dem Krieg

fingen die französischen Mützen schon an, auf allen griechischen Märkten den Vorzug zu erhalten, weil ihnen aller Glanz gegeben wird, und die Bauern hieran so vielen Geschmack fanden, daß sie keine andern mehr kaufen wollten. Die besten französischen Fabriken sind zu Orleans, Carcassonne und Marseille, und die beyden vorzüglichsten Fabrikanten zu Orleans waren Michel und Henri; der erstere besonders hat es zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß seine Mützen denen von Tunis an die Seite gestellt werden können. In Carcassone war Forton der beste Fabrikant, und unter denen zu Marseille zeichneten sich Rossel und Bonhomme vortheilhaft aus. Im Jahr 1790 wurden funfzehntausend Duzend französische Mützen nach Griechenland gebracht, was damals beynahe die Hälfte von allen eingeschickten fremden Mützen ausmachte.

Es trägt in Frankreich alles dazu bey, die Mützenfabrication in einen hohen Flor zu bringen, und die Regierung kann diesen Zweig der Industrie nicht genug begünstigen. Wir bekommen die rohe Materie in der vorzüglichsten Güte aus der ersten Hand; die Levante schickt uns ihren Kermes, Spanien seine Wolle, und Amerika alle seine Farbestoffe. Die Fabrikanten in Italien und der Barbarey kaufen zu Marseille den größten Theil der Wolle und des Kermes, die sie in ihren Fabriken verarbeiten. Folglich haben wir einen Vorzug vor ihnen in Rücksicht der Preise dieser ersten Materien. Auch den Arbeitslohn könnten wir wohlfeiler haben, wenn unsere Fabrikanten die Mützen auf dem Lande und besonders in denjenigen Departementen stricken ließen, wo der Preis

der Lebensmittel gering ist. Dieser Zweig der Industrie würde für das Land von dem äußersten Nutzen seyn, und es gehörten vielleicht nur einige geringe Prämien dazu, um unsere Fabrikanten zur Anlegung neuer Stühle aufzumuntern.

Es giebt in der That keine einzige manufacturirende Nation, die es uns in der Mützenfabrication gleich thun könnte, wenn sie nur einigermaßen bey uns begünstigt würde. In England ist der Arbeitslohn zu theuer, in Spanien fehlt es überhaupt an Arbeitern, und alle übrigen Länder von Europa haben keine hinlänglich feine Wolle. Die Teutschen haben Versuche mit diesem Zweig der Industrie gemacht, sie sind jedoch nicht geglückt. Die Qualität der Mützen war zwar ganz leidlich, aber die Farben waren unter aller Critik. Die Teutschen werden nie gefährliche Nebenbuhler in diesem Artikel werden, denn sie haben keine andere als schlesische Wolle zu verarbeiten, und diese giebt ihren Mützen nie den Grad von Feinheit und Kern, durch den sich die französischen, aus castilianischer Wolle fabricirten Mützen so vortheilhaft auszeichnen.

Der Artikel beträgt übrigens für Italien ungefähr eine Summe von 465,000 Piaster.

Alle bisher angeführten Artikel der italiänischen Einfuhr nach Griechenland machen zusammengenommen eine Summe von 1,074,000 Piaster aus.

Holländischer Handel.

Auch den holländischen Handel führen allein die Griechen. Der holländische Consul in Salonichi ist ganz ohne Geschäfte; er hat Fremde in seinem Schutz, aber mit seiner eigenen Nation hat er nichts zu schaffen. Die Griechen von Salonichi kaufen in Amsterdam in Commission Tücher ein, die unter dem allgemeinen Namen, holländischer Tücher, bekannt sind. Sie halten das Mittel zwischen den Londrins und den leipziger Tüchern; sie sind stärker als die erstern, und feiner als die andern. Wegen der Güte ihres Stoffes, und ihrer vorzüglichen Derbheit sind die holländischen Tücher von jeher von den wohlhabenden Janitscharen und den reichen Albanesern geschätzt und vorzüglich gesucht worden. Die Janitscharen brauchen sie besonders zu ihren Caftans, und die Albanier zu ihren Westen und Beinkleidern. Allein alle diese Tücher sind schlecht gefärbt, obgleich die Farbe beym ersten Anblick einen gewissen Glanz und Schönheit hat. Die Schlechtheit der Farbe äußert sich bey den holländischen Tüchern weit auffallender, als bey irgend andern, denn da sie zur Kleidung der Türken genommen werden, die sehr weit ist, so sieht man die Farbe sehr bald in den Falten durch das beständige Reiben verschwinden. Ueberdies können die türkischen Kleider wegen ihrer Weite, auf keine andere Art gehörig gemacht werden, als wenn das Tuch vorher genetzt und dann mit einem heißen Eisen geglättet wird, um seiner wellenförmigen Bewegung mehr Festigkeit zu geben. Hiezu gehören aber äußerst dauerhafte Farben, denn es geschieht sehr oft, daß, wenn

der Schneider mit dem Biegeleisen über die Nähte fährt, die einfachen Farben, als z. E. Blau, Grün, Zimmtfarben u. dergl. ganz verschwinden, die gemischten hingegen, wie Violet und Purpur, sich in ganz andere Farben umändern.

Die Summe dieses Artikels beträgt jährlich funfzigtausend vierhundert Piaster.

Andere Produkte ihrer Industrie schicken die Holländer nicht nach Salonichi; dagegen aber liefern sie jährlich für funfzigtausend Piaster Gewürze, z. E. Pfeffer, Nelken, Zimmt, Ingwer und Muscatennüsse und Blüten. Hiezu kommt noch eine geringe Quantität Zucker und Caffee, welche sie bloß beyfügen, um mit diesen Waaren eine oder zwey Schiffsladungen von macedonischer Wolle bezahlen zu können.

Russischer Handel.

Der Russische Handel nach der Türkei nimmt täglich zu. Das schwarze Meer und die Donau sind die beyden Canäle desselben und Constantinopel sein Stapelort. Was hier nicht niedergelegt wird, geht durch die Moldau und Wallachei nach Rumelien, und wird durch die Messen zu Selivrea und Ozongiova durch das ganze Land südwärts der Donau ausgebreitet. Die Griechen treiben diesen Handel ganz allein, denn die Russen sind noch viel zu unwissend und uncivilisirt, um Theil daran zu nehmen.

Es kommen aus Rußland Seidenwaaren von aller Art nach Griechenland, z. E. Taffete, Gaze, Borten,

ferner Golddrath, und goldene Spitzen. Auch wird Sammet dahin geschickt, allein er findet keinen starken Absatz, denn es hält überhaupt schwer, irgend eine neue Waare in Aufnahme zu bringen.

Jedoch wird durch die Concurrenz mit diesem Sammet der Preis des genuesischen in Zukunft ohne Zweifel fallen müssen. Der gemeine russische Sammet ist in Rücksicht der Qualität dem genuesischen ganz gleich, und dabey um ein beträchtliches wohlfeiler, weil die erste Materie in Rußland nicht so theuer ist als in Italien. Die Russen verarbeiten nicht nur ihre Seide aus Casan und Astracan, sondern sie kaufen heutzutage auch noch die aus dem nördlichen Persien, und besonders aus Ghilan und Mazanderan, die ehemals durch die Caravanen von Erzerum und Teflis nach Smyrna gebracht wurde. Der russische Sammet hat nur einen Fehler; seine Farbe könnte besser seyn. Das petersburger Cabinet soll jedoch vor kurzem italiänische Fabrikanten, die den Ruhm von vorzüglichen Coloristen besitzen, nach Rußland berufen haben.

Es werden ungefähr in Salonichi zwanzig bis fünf und zwanzig Kisten mit russischem Sammet abgesetzt. Man sieht hieraus, daß der Artikel erst im Entstehen ist; er verspricht jedoch den besten Fortgang.

Die Summe des ganzen Handels beträgt ungefähr sechzigtausend Piaster.

Pelzhandel.

Die Pelzwerke machen den Hauptartikel des russischen Handels nach Griechenland, so wie überhaupt nach der Türkei aus. Man weiß in dem übrigen Europa nicht, welch eine Quelle des Reichthums dieser Handelszweig ist. Ich will suchen eine richtigere Idee davon zu geben.

Die Pelze sind in Griechenland ein Hauptgegenstand des Luxus. Sie vertreten in der Türkei die Stelle der Tressen; sie sind das Merkmal des Reichthums, das Kennzeichen der Größe. Man ist nicht anständig gekleidet, wenn man keine Pelze an hat; bey allen Ständen, so wie auch in allen Jahrszeiten gehören die Pelze zum großen Staat. Ihr Gebrauch ist daher ganz allgemein, und es wird eine ungeheure Menge davon abgesetzt. Diesen unermeßlichen, immer in gleichem Grade fortdauernden Handel haben die Mächte, die den Norden von Europa inne haben, bis jetzt immer vergebens gesucht den Russen zu entreissen.

Die besten Pelzwerke kommen aus dem Innern von Rußland. Die Griechen kaufen sie in den südlichen Provinzen dieses Reichs, auf den Märkten in der Ukräne und in Pohlen, und verkaufen sie nachher wieder auf den Messen zu Sellvrea und Ozongiova, woher sie durch ganz Rumelien verschickt werden. Die übrigen Provinzen des türkischen Reichs holen ihre Bedürfnisse in diesem Artikel aus Constantinopel, wohin die Pelzwaaren von Akermann, Oczakow, Casan und Astracan über das schwarze Meer gebracht werden.

Auf den Märkten von Griechenland wird für 900,000 Piaster Pelzwerk verkauft; allein dies wird nicht alles im Lande selbst verbraucht. Salonichi schickt den dritten Theil davon nach Syrien und Egypten, um damit den Ueberschuß zu bezahlen, der diesen beyden Provinzen aus dem gegenseitigen Handel zukommt.

Man nennt rohe Pelzwerke diejenigen, die weder Form noch irgend eine Art von Zubereitung bekommen haben, und die gerade noch so sind, wie sie von dem Körper des Thieres kommen. Das verarbeitete Pelzwerk hingegen ist dasjenige, so durch die Hände des Kürschners gegangen ist, und von ihm irgend eine Form erhalten hat. Die gemeinen Pelze werden in der Türkei erst zugerichtet; die reichern aber kommen schon ganz zubereitet dahin. Siberien ist das große Magazin von den allerschönsten Sorten von Pelzwerk.

Am meisten hält man in Griechenland auf folgende Sorten: auf Samur, Susamur oder Zobel, Grauwerk, oder siberische Eichhörnchen, schwarzen Fuchs und ungeborne Lämmer, oder Baranken.

Zobel.

Man giebt in der Levante dem Zobel Marder den Namen Samur, und dem gewöhnlichen russischen Marder, der von dem unsrigen nur durch die Farbe der Haare verschieden ist, den Namen Susamur. Dieser gewöhnliche Marder lebt unter allen nördlichen Himmelsstrichen; der Zobel hingegen, der viel kleiner ist, und den man eben wegen seiner Kleinheit die moscowitische Maus ge-

erstere nur von einer Farbe seyn darf, im Gros-de Tour hingegen die Kette von einer, und der Einschlag von einer andern Farbe ist, wodurch eine Menge von verschiedenen Farbenmischungen bewirkt wird. In der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit dieser Mischungen besteht die vorzüglichste Schönheit der Gros-de Tour. Die schönsten davon werden in Neapel verfertigt, und heißen daher auch Gros-de-Naples. Es werden jährlich zweyhundert und funfzig Stücke davon in Griechenland abgesetzt.

Aus Florenz kommt eine Art von Taffet nach Griechenland, der unter dem Namen Mantini bekannt ist, und dessen Absatz täglich zunimmt. Er wird besonders auf dem Lande sehr gesucht, und die Bäurinnen machen alle ihre Hochzeitkleider davon. In den letzten Jahren sind vierhundert Stücke davon verkauft worden.

Seitdem sich der europäische Luxus in die Serails eingeschlichen hat, wird der Damast von Genua sehr stark in der Türkei abgesetzt. In den Provinzen wird jedoch nur wenig davon verkauft, weil er zu theuer ist. Salonichi ist die einzige Stadt in Griechenland, wohin ungefähr hundert Stücke versandt werden, die eine Einfassung von goldenen Franzen haben, und in den Harems der Beys zu Thürvorhängen, Tapeten und Ueberzügen der Sophas verbraucht werden.

Von Bologna kommt über Venedig für 100,000 Piaster Gaze, den die Griechinnen zu ihrem Kopfputz brauchen. Sie wickeln denselben wie Schnupftücher um den Kopf; eines von den Enden kommt unter die Haarflechten zu liegen, das andere aber hängt nachläßig über

Am allerhöchsten aber werden die Zobelfelle geschätzt, die bloß aus den Spitzen der Schwänze bestehen *). Dieser Theil des Felles ist der weichste, kernhafteste und glänzendste; es läßt sich aber auch leicht begreifen, wie hoch ein Pelz, der bloß aus diesen Theilen zusammengesetzt ist, im Preise zu stehen kommen muß. Daher trägt der Großherr bey öffentlichen Feyerlichkeiten Pelze, die bis dreyßigtausend Piaster werth sind. Man behauptet, daß die zwey reichen Pelze, die Catharina I. mit ihren sämmtlichen Edelsteinen dem Großvezier Baltadgi Mehemet zum Geschenk gemacht habe, um Peter den Großen in dem unglücklichen Feldzug am Pruth vom gänzlichen Verderben zu retten, und den türkischen Feldherrn zur Unterzeichnung des Tractats zu Falczyn zu bewegen, mehr als 100,000 Piaster werth gewesen wären, und noch jetzt im Serail aufgehoben würden, wo man sie einmal im Jahr, nämlich an dem Tage, wo der Sultan

*) Von allen Schriftstellern, welche den Zobelfang und den russischen Pelzhandel beschrieben haben, erwähnt kein einziger diesen Umstand. Indessen werden von den besten Fellen nur die Rückenstücke genommen, und der Bauch wird abgeschnitten. Nur die Männchen geben die besten und dichtesten Pelze, ihr vorzüglichster Werth hängt von den langen schwarzen Haaren ab, die von einerley Länge seyn müssen. Denn die Zobel hält man für schlecht, bey denen diese Haare röthlich, gelb oder gar weiß sind. Da nun die besten Zobel auf der Stelle mit hundert Rubel und darüber bezahlt werden, so kann des Großherrn Pelz wohl 30,000 türkische Piaster gekostet haben, wenn man zu obigem Preise die Menge der Zobel zu einem Staatspelz, den weiten Transport, und den Gewinn der russischen und griechischen Kaufleute rechnet. S. Friebe über Rußland Th. III. S. 409. ꝛc.

seinen Gemahlinnen ein Fest zu geben pflegt, öffentlich zur Schau legt.

Die Zobelfelle haben keine große Zubereitung nöthig. Der Kürschner hat bloß dafür zu sorgen, daß die Haare gehörig von einander abgesondert werden, und daß sie sich noch weicher und seidenartiger als von Natur anfühlen lassen. Diese köstlichen Pelze werden kistenweise verkauft; die Kiste enthält ein Sortiment von zehn Paketen, die numerirt sind, und von Nr. 1 bis 10 in Schönheit immer abnehmen. Jedes Paket besteht aus zwanzig Paar, oder aus vierzig Fellen, und wird für dreyhundert bis auf dreytausend Piaster verkauft; der Mittelpreis ist jedoch fünf bis sechshundert Piaster. In Griechenland werden jährlich sechzig bis siebenzig solcher Pakete oder Zimmer abgesetzt. Aus einem Paket werden gewöhnlich neun türkische Westen gemacht, nämlich vier aus den Rückenstücken, die den Namen Arka führen, vier aus den Beinen, die Ternak heißen, und eine aus den Hälsen, die Samurpacha genannt wird.

Hermelin.

Hermelin wird gemeiniglich zu den Sommerpelzen genommen, und zwar vorzüglich zu Frauenzimmerkleidern. Seine Schönheit besteht in der weißen Farbe; allein zum Unglück ist diese nicht von Dauer, denn die allerschönsten Hermelinpelze werden in freyer Luft gelblich. Dessenungeachtet haben sie immer ein schöneres Weiß, als die Felle von den weißen Caninchen, womit man zuweilen jene Pelze zu ersetzen sucht. Die Kürschner in der Levante machen schwarze Fleckchen in die Her-

melinfelle, um die weiße Farbe hervorstechender zu machen; auch befestigen sie mit vieler Geschicklichkeit die Schwänze der Thiere an das Pelzkleid, so daß sie zu Zierrathen dienen, mit denen die Türken beständig spielen, und woran sie einen ganz eigenen Gefallen finden; es ist nämlich zu bemerken, daß die reichen Türken den ganzen Tag über auf dem Sopha sitzen, die Pfeife im Munde haben und nichts anders thun als sich den Bart oder den Pelz streichen. Tott mahlte einmal mehrere Türken in dieser lächerlichen Stellung, und schrieb unter die Carricatur: türkische Promenade.

Auch diese Hermelinpelze werden in Paketen verkauft, die Soroks heißen. Ein Sorok enthält vierzig Felle, und kostet zwanzig bis vierzig Piaster. Der jährliche Absatz mag ungefähr auf acht bis neunhundert Soroks steigen.

Grauwerk.

Das sogenannte Grauwerk kommt von dem sibirischen Eichhörnchen, das aschgraue Haare hat. Es ist von dem unsrigen dadurch verschieden, daß es wie diese im Sommer roth ist, im Winter aber grau wird. Auf dem Rücken ist dieses Grau besonders schön; am Bauch sind aber die Haare so weiß, wie die am Hermelin. Wenn ein Pelz abwechselnd aus Fellen vom Rücken und aus Fellen vom Bauch zusammengesetzt ist, so ist er desto schöner und desto theurer. Ein Sortiment von Grauwerk besteht aus tausend Fellen; jedes Tausend ist numerirt, und die kleinsten Nummern bezeichnen immer die schönsten Felle. Die Türken verbrauchen ausnehmend

viel Grauwerk, denn die Mannspersonen füttern ihre Tartaren oder Ueberröcke damit, und die Frauenzimmer ihre Djube's, eine Art von Kleidung, die unsern ehemaligen Polonoisen ähnlich sieht. Zu jedem Pelz werden elf Felle gebraucht, nämlich fünf Rückenstücke, die den schönsten und kostbarsten Theil des Felles ausmachen, und sechs Bauchstücke, die weniger geachtet werden. Das Grauwerk wird auch mit Caninchenfellen, die graulichte Haare haben, nachgemacht; allein diese Pelze sind bey weitem nicht so theuer und so vorzüglich schön, wie die von ächtem Grauwerk. Die Consumtion des Grauwerks beläuft sich in Griechenland jährlich auf fünfhundert Sortimente, jedes zu tausend Fellen, und ein solches Tausend kostet zwischen dreyhundert bis fünfhundert Piaster.

Schwarzer Fuchs.

Der schwarze Fuchs ist das allerkostbarste Pelzwerk, und wird sogar theurer bezahlt als der Zobel. Deshalb ist er auch in den hohen Reichsämtern das Symbol der Macht; der Großherr und die Pascha's mit drey Roßschweifen tragen bey öffentlichen Ceremonien Pelze von schwarzem Fuchs. Die vorzüglichsten davon kommen aus der kleinen Tartarei; man kauft sie zu Azow, Caffa und Akermann, und braucht sie vorzüglich zu Winterkleidern, weil sie sehr warm sind. Es giebt Felle, die solche lange seidenartige Haare haben, daß man bequem ein Hünerey darin verbergen kann. In Salonichi werden jedoch wenige davon abgesetzt, und nur von der gemeinsten Sorte werden jährlich einige da-

selbst untergebracht. Die schönsten kommen nach Constantinopel, wo ein einziger solcher Pelz bis auf 50,000 Piaster zu stehen kommt.

Ungeborne Lämmerfelle.

Diese ungeborne Lämmerfelle machen in ganz Griechenland einen sehr reichen Zweig des Pelzhandels aus. Die schönsten werden zu den Calpak's genommen, einer Art von Kopfputz, dessen sich der sogenannte griechische Adel bedient, und der zugleich auch das Symbol der geistlichen Würde von allen Classen ist; die Popen von allen christlichen Sekten tragen einen solchen Calpak auf dem Kopfe. Die Lämmer, von deren Häuten man dieses Pelzwerk macht, werden vor der Zeit der Reife den Müttern aus den Bäuchen genommen. Man unterscheidet darunter zweyerley Arten, schwarze und graue. Die erstern kommen aus der kleinen Tartarei und von den Ufern der Wolga. Die Wolle davon ist äußerst kraus, kurz, weich, und glänzend schwarz. Man braucht sie zum Futter der gemeinern Mützen und zum Verbrämen der Kleider. Das Paar von solchen Fellen kostet zwischen funfzehn bis funfzig Piaster, nach dem größern oder geringern Grad ihrer Feinheit; und zum Futter einer Mütze wird ein Paar erfordert.

Die grauen Felle kommen aus Persien, und stehen in weit höherm Werth als die schwarzen. Sie sind noch weit feiner und seidenartiger; auch sind sie schöner und in kleinere Locken gekräuselt; allein sie sind so theuer, daß man nur die weißen Calpak's und die Umschläge einiger Ceremonienkleider damit verbrämt. Die Fürsten

von der Wallachei und der Molday, die Dragomans der Pforte und aller europäischen Mächte tragen dergleichen Pelzwerk an ihren Calpaks. Das Paar solcher Felle kostet funfzig bis hundert, ja sogar zweyhundert Piaster.

Auch aus Egypten werden Lämmerfelle nach Salonichi geschickt; allein sie stehen den vorigen weit nach. Der Verbrauch von diesen verschiedenen Arten von ungebornen Lämmerfellen kann für Griechenland auf 80,000 Piaster gerechnet werden.

Es ist noch nicht lange her, daß auch England Pelzwerke aus Canada nach der Levante schickte. Ferner kamen einige Sorten aus Teutschland dahin, die aus Nordamerika geholt waren, und auf den frankfurter und leipziger Messen gekauft wurden. Allein seit einigen Jahren hat Rußland diesen ganzen Handel an sich gerissen, und der, den andere Nationen nach der Türkei führen, ist so unbedeutend, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, ihn einmal zu schätzen.

Als man in England merkte, daß man mit den canadischen Pelzwerken auf den griechischen Märkten die Pelzwerke aus dem nördlichen Europa nicht würde verdrängen können, so faßte man die Idee, wenigstens den Handel mit russischen Pelzwaaren den Griechen zu entreissen, und man hoffte sie dadurch zu realisiren, daß man diesem Handel die Richtung ins weiße Meer und nach dem Hafen von Archangel zu geben suchte. Da die Engländer jährlich mehrere Schiffladungen mit Producten ihrer Industrie in diesen Hafen einführen, so hätten sie Pelzwerke zur Rückfracht genommen und sie dann weiter in die Levante geschickt. Hierdurch hätten sie beträcht-

liche Kosten gespart, weil sie nicht wie die Griechen die schweren Zölle bey der Einfahrt in Constantinopel, ferner im Lande der Cosacken, in der Tartarei und in Rußland hätten bezahlen müssen. Der Transport zur See schien ihnen überdies weniger kostspielig, als der Transport zu Lande, und sie rechneten in der That sehr richtig; der ganze Plan war vollkommen gut ausgedacht, und dessen ungeachtet konnte er nicht ausgeführt werden. Ich vermuthe, daß man durch den hohen Preis der Assecuranzen davon abgeschreckt wurde. Denn diese wären, wegen der langen Seereise, wenigstens auf drey Procent zu stehen gekommen. Da nun Pelzwerke eine sehr feine Waare ist, die wenig Raum einnimmt, so hätten für eine gewöhnliche Kiste, die zweytausend Piaster werth ist, sechzig Piaster bezahlt werden müssen; es kostet aber nicht mehr als funfzig Piaster, um zu Lande eine solche Kiste von Moskau nach Constantinopel transportiren zu lassen. Diese Ersparniß macht äußerst viel aus, und hat allerdings in Erwägung gezogen werden müssen.

Dieser Artikel beträgt übrigens jährlich an 900,000 Piaster.

Alle übrigen Artikel der russischen Einfuhr nach Griechenland zusammengenommen belaufen sich auf eine Summe von 900,000 Piaster.

Siebenter Abschnitt.

Französischer Handel.

Der Ursprung des französischen Handels in die vorzüglichsten Häfen der Levante verliert sich in den Zeiten der Kreuzzüge. Der Handel von Salonichi hat jedoch erst unter Colberts Ministerium seinen Anfang genommen; allein er machte in Einem Jahrhundert so außerordentlich schnelle Fortschritte, daß er beynahe dem Handel der ersten Häfen in der Levante gleich kam. Salonichi hat diesen ausgebreiteten Handel seiner natürlichen Lage zu verdanken, die nicht vortheilhafter seyn könnte. Die Stadt liegt fast im Mittelpunkt der europäischen Türkei, und kann durch ihre Meerenge, die sich bis in die Mitte des Archipels erstreckt, mit allen Häfen im mittelländischen Meere auf die leichteste Art in Verbindung kommen.

Diese Stadt ist die Niederlage des ganzen französischen Handels nach Griechenland, und der Ort wo die ansehnlichsten Comptoire dieser Nation errichtet sind. Diese Comptoire verkaufen Tücher, Mützen, Goldwaaren, Caffee, Zucker, Indigo und andere Produkte der Colonien.

Tücher.

Aus Marseille werden zweyhundert und funfzig Ballen Tücher nach Salonichi geschickt. Der Ballen wird für tausend bis zwölfhundert Piaster verkauft, und

dieser Artikel beträgt also eine Summe von 250,000 Piaster.

Unser Tuchhandel nimmt täglich ab, je mehr die sogenannten leipziger Tücher in Aufnahme kommen; es hängt jedoch von der Regierung ab, dem Tuchhandel wieder aufzuhelfen, wenn sie nur die sonstige Aufsicht darüber wieder herstellen will. Bey gleichen Preisen werden die Türken immer unsere leichten Londrins wegen der Schönheit und der Lebhaftigkeit ihrer Farben, allen andern Tüchern vorziehen.

Mützen.

Ehemals schickten wir funfzehntausend Dutzend Mützen nach Griechenland, durch deren Verkauf 100,000 Piaster in die Cassen unserer Comptoire kamen; allein seit dem Kriege hat diese Quantität gewaltig abgenommen. Die italienischen Handelsplätze haben sich durch unsern Verlust bereichert.

Unsere Mützenfabrication ist jedoch des größten Lobes werth, und die Fabriken zu Orleans stehen denen zu Tunis nicht nach. Sie sind ihnen sogar im Stricken, in dem festen Gewebe der Maschen, und in der Schönheit der Farben gleich gekommen. Ihr einziger Fehler liegt in der Form, die sie den Mützen geben. Die Türken sind große Kinder, die bloß darum die Mützen von Tunis den französischen vorziehen, weil die erstern Originale und die letztern Copien sind. Wir müssen ihre Augen täuschen, wenn wir aus ihren Beuteln schöpfen wollen.

Goldwaaren.

Der Absatz unserer Goldwaaren nimmt immer mehr ab, anstatt zu steigen, weil die Lyoner Fabrikanten sich nicht nach den Launen der Griechen bequemen wollen. Sie verlangen lauter kleine Fransen, Spitzen und andere dergleichen Zierrathen; die großen Galonen werden nie ihr Glück machen. Der Grund davon ist höchst einfach; überall sind die Galonen hauptsächlich zum Gebrauch der Frauenzimmer, und diese wollen hier nichts anderes haben, als Dinge, die recht glänzen und in die Augen fallen. Daher haben die Galonen aus Venedig und Constantinopel, die unächt aber sehr glänzend sind, die französischen verdrängt. Es werden jetzt im Ganzen nicht über 40,000 Piaster für solche Lyoner Goldarbeiten gewonnen, da ehemals der Absatz davon beynahe 100,000 Piaster eingetragen hat.

Caffee.

Wir verkaufen jährlich nach Griechenland zwölftausend Cantaars Caffee, die eine Summe von 500,000 Piaster ausmachen; dies ist aber unser vorzüglichster Artikel. Unter allen Caffeesorten aus den Antillen ist der von Martinique der beliebteste. Er hat eine kleine, runde Bohne, die dunkelblau aussieht. Das davon bereitete Getränk hat einen balsamischen Geruch, und einen köstlichen Geschmack. Die Einfuhr dieses Caffees wird von der türkischen Regierung begünstiget, ob er gleich unleugbar ihren Verhältnissen mit Mekka und Djedda, welche durch die Religion geheiligt sind, Eintrag thut. Der Grund

davon mag wohl der seyn, weil der Caffee aus unsern Inseln immer durch Waaren bezahlt wird, die wir aus der Türkei nehmen; dagegen die Türken den Mokacaffee in baaren venetianischen Zechinen bezahlen müssen.

Zucker.

Unsere Comptoire zu Salonichi verkaufen jährlich zwölfhundert Cantaars Zucker, theils roh, theils in Hüten, und der Ertrag davon beläuft sich auf 40,000 Piaster.

Der Zucker der aus Egypten kommt, thut der Consumtion des unsrigen Abbruch. Er ist zwar nicht so schön von Ansehen, aber er ist süßer.

In Egypten wächst unstreitig das beste Zuckerrohr in der Welt; dagegen hat die Trägheit und Unthätigkeit der Einwohner den höchsten Grad erreicht, und wird durch die Tyrannei der Regierung noch mehr befördert. Sollten einmal die Egyptier mehr Zuckerplantagen anlegen, und sich die Mühe geben, ihren Zucker selbst zu raffiniren, so werden sie im Stande seyn, die ganze Levante damit zu versorgen.

Das Frühjahr ist die Jahrszeit, wo unser Zuckerabsatz am stärksten ist, denn alsdann bereiten die Griechen und Türken ihren unvergleichlichen Rosenzucker. Auch nehmen die Einwohner der Levante französischen Zucker zu ihrem Sherbet; es ist Schade, daß sie nicht auch zu ihrem Caffee Gebrauch davon machen, denn unser Absatz würde nicht nur dadurch verdoppelt werden, sondern der Caffee selbst würde auch angenehmer zu trinken seyn. Sie haben aber nie dazu gebracht werden können, diesen Ge-

brauch von uns anzunehmen. Durch das häufige Tabakrauchen wird der Gaumen hart und abgestumpft; wahrscheinlich wollen nun die Türken, die starke Raucher sind, dem Caffee seinen ihm eigenthümlichen bittern Geschmack, der in dem Gaumen einen angenehmen Kitzel erregt, nicht durch den Zucker entziehen.

Indigo.

Wir verkaufen in Griechenland jährlich dreyhundert Centaars Indigo, die ungefähr eine Summe von 120,000 Piaster betragen. Der Indigo von Jamaica und St. Domingo wird hier am meisten gesucht.

Der schöne Indigo muß aus flachen Stückchen von mittlerer Größe bestehen, mit Silberflittern überzogen und entzündbar seyn; ferner muß er auf dem Wasser schwimmen und eine schöne blaue oder violette Farbe haben. Die Wahl der Farbe muß sich nach der Qualität des Wassers richten, das in dem Orte, wohin der Indigo kommen soll, zu haben ist, denn nicht für jede Art von Wasser sind beyde Farben gleich zuträglich. Die blaue vermischt sich leichter mit dem Wasser von Salonichi, die violette hingegen besser mit dem in Larissa, und in Livadia muß man einen violetten Indigo wählen, der ins dunkelkupferfarbige fällt.

Der Indigo ist übrigens die Waare, die hier unter allen am meisten verfälscht wird. Außerdem daß schon bey der ersten Bearbeitung durch zu starkes Auspressen des Blattes, aus dem der Indigo gewonnen wird, und durch Vermischung desselben mit Schieferstaub und an-

dern ähnlichen Materien, Betrügereyen vorgehen, wird er auch noch von den Juden in Griechenland mit geraspeltem Bley vermischt. Dieses Bley verbindet sich mit dem Indigo, nimmt seine Farbe an, und gleicht ihm im Aeußern ganz vollkommen. Es hilft nichts, daß die türkischen Kadis die Juden auf die Bibel schwören lassen, daß ihr Indigo nicht verfälscht ist; die Juden schwören ohne Bedenken falsche Eide, und die türkischen Kaufleute werden nach wie vor betrogen.

Das einzige Mittel, es nicht zu werden, besteht darin, daß man beym Einkaufen des Indigos in den jüdischen Magazinen nicht nur seine Farbe und sein Gewicht untersucht, sondern auch seine Zertheilbarkeit oder Auflöslichkeit. Zu diesem Ende muß er ins Wasser gelegt werden, und derjenige Indigo ist der vorzüglichste, der sich am besten auflöst und in die kleinsten homogenen Theile zertheilen läßt. Derjenige ist folglich der schlechteste, der am meisten Unreinigkeiten auf dem Boden des Gefäßes absetzt. Ist er aber verfälscht, so sondern sich die heterogenen Theile davon ab, und sind ganz unauflösbar.

Die Juden in Salonichi machen Indigo, wie unsere Wirthe Wein. Sie nehmen dazu zehn Theile Mehl, einen Theil reinen Indigo, und fünf Theile Indigo, der in Tafeln und schon ganz verfälscht von Constantinopel kömmt; diese fremdartigen Materien werden untereinander gemischt, zu einem feinen Pulver zerstoßen und dieses alsdann durch eine Auflösung von arabischem Gummi in einen Teig verwandelt. Aus diesem Teige machen sie hierauf kleine Kuchen oder Tafeln, lassen diese in der

Sonne trocknen, zerbrechen sie wieder in kleine Stückchen, die sie zu einem groben Pulver zerreiben, und bestreuen endlich dieses künstliche Gemengsel mit einer geringen Quantität von ächtem Indigo Pulver.

Im Jahr 1789 kam eine solche Menge Indigo von St. Domingo nach Salonichi, daß der Preis desselben auf einmal um fünf und zwanzig Procent fiel. Er mußte wieder nach Marseille und Genua zurückgeschickt werden, wo er noch immer besser verkauft werden konnte als in der Levante, und mehrere Kaufleute gewannen durch diese Wiederausfuhr über zwanzig Procent. Hierauf schlossen die französischen Kaufleute unter sich einen Verein ab, um dem immerzunehmenden Fallen des Preises Einhalt zu thun; es wurde ausgemacht, daß der Indigo auf dem Markt zu Salonichi nicht anders als um neun Procent über den Preis, den er in Marseille gälte, abgelassen werden sollte, und um auch jedem Unterschleif zuvorzukommen, wurde zu gleicher Zeit verboten, ihn gegen andere Waaren umzutauschen. Der Seeminister, dem damals die Direction über den auswärtigen Handel übertragen war, genehmigte diese seltsame Uebereinkunft, ungeachtet der Consul die dringendsten Vorstellungen dagegen machte, und voraus sagte, daß wenn der Verein aufrecht erhalten würde, die Levantiner ohne allen Zweifel den Indigo in Livorno einkaufen, und die französischen Kaufleute den ihrigen alsdann in den Magazinen behalten würden. Die Prophezeihung des Consuls traf auch buchstäblich ein. Die Käufer wandten sich an Fremde, die ihnen den Indigo weit wohlfeiler überließen.

Einige andere Artikel.

Aus Marseille werden jährlich siebzig Cantaar Cochenille ungefähr 60,000 Piaster an Werth, nach Salonichi geschickt; ferner funfzig Cantaar Pfeffer von Goa und aus Holland, die fünftausend Piaster betragen; einige andere Specereien für achttausend Piaster; Fernambuck- und Campescheholz für 10,000; Arzneywaaren, gebrannte Wasser, Syrup von allerley Art, Papier, Bley, und Schrot für 30,000 Piaster.

Französischer Handelsgewinn.

Alle Artikel der französischen Einfuhr machen zusammengenommen eine Summe von 1,163,000 Piaster aus; die Ausfuhr nach Frankreich hingegen beträgt 1,310,000 Piaster; nämlich 1,000,000 in Baumwolle, 150,000 in Wolle, 60,000 in Wachs, Abats, Caputröcken, Hasenfellen, Creuzbeeren, und 100,000 in Getreide. Die Summe der Einfuhr, so wie die der Ausfuhr, bleibt immer dieselbige; denn wenn der eine Artikel abnimmt, so nimmt dagegen ein anderer zu. Die Verschiedenheit in der Bilanz beträgt daher fast immer hundert und funfzig bis zweyhunderttausend Piaster, und selten weicht sie hievon ab. Ist sie jedoch beträchtlicher, so sind Getraideladungen die Ursache davon, und in einem solchen Fall muß dieses Mehr durch baares Geld oder Wechsel berichtiget werden. Constantinopel schickt alsdann einen Theil dieses Geldes nach Salonichi, das es durch den Ueberschuß seiner Ausfuhr gegen die Einfuhr gewonnen hat. Es ist überhaupt ein seltener Fall, daß

das Scontriren in den verschiedenen Handelsplätzen der Türkei zum Nachtheil von Salonichi ausfällt; es ist fast immer zu seinem Vortheil, und man kann hieraus die günstige Lage dieses Platzes kennen lernen.

Es ist nicht wohl möglich, von dem jährlichen Gewinn aus dem französischen Handel nach Griechenland mit Genauigkeit eine Mittelsumme anzugeben, denn die mancherley dem Handel eigenthümlichen Zufälle machen den Gewinn steigend und fallend, und diese Zufälle treten in Salonichi häufiger ein als anderswo, wegen der allgemeinen Unzuverlässigkeit des Vermögensstandes. Man kann indessen, wie ich glaube, doch eine ungefähre Berechnung darüber anstellen, wenn man die Geldzinsen zum Maaßstab nimmt.

Diese richten sich im Steigen und Fallen nach dem Gewinn, den der Handel abwirft. Es ist billig, daß von diesem Gewinn die Hälfte zur Bezahlung der Zinsen voraus erhoben wird. Die andere Hälfte ist der Vortheil des Kaufmanns. In den barbarischen Ländern, wie in der Türkei, stehen jedoch die Interessen immer höher als in civilisirten Staaten, weil in denselben der Gewinn, der aus der Industrie fließt, wegen der geringern Concurrenz weit größer ist. Auch sind darin die Ländereyen wohlfeiler, und dessenungeachtet fruchtbarer und einträglicher, weil in diesen Ländern nur der allerfruchtbarste bestgelegenste Boden urbar gemacht und angebaut wird; nun stehen aber die Geldinteressen bekanntermaßen immer in gleichem Verhältniß mit dem Ertrag der Ländereyen.

Diese Interessen sind also in Griechenland der wahre Maaßstab von dem Gewinn, den der Handel abwirft, wie sie überhaupt in allen Ländern der Thermometer des Reichthums und der Armuth sind. Der tugendhafte Brutus, der nach dem Zeugniß seines Freundes Cicero in seiner Statthalterschaft Cypern Geld zu acht und vierzig Procent ausleiht, erinnert mich an den barbarischen Djezzar, der in seinem Paschalik Acre zu eben so viel Procenten leiht, und diese ungeheuren Zinsen geben keine bessere Idee von der römischen Regierung als von der türkischen, und von dem Zustand des neuern Cyperns als von dem des alten Italiens. Je mehr man reist, desto mehr wird man überzeugt, daß die meisten alten Geschichtschreiber Betrüger sind. Wie will man die Welt belehren, wenn man sie hintergeht!

Im Durchschnitt sind in Griechenland die gewöhnlichen Zinsen zwanzig Procent; man kann folglich den reinen Gewinn vom Handel auf zehn Centner rechnen. Die hingeschickten Waaren geben einen Profit von fünf und zwanzig Procent, dagegen beträgt der Verlust auf die dort wieder eingekauften funfzehn Centner. Ich folge in dieser Angabe des Verlustes der Sprache der Kaufleute, die nicht immer die Ideen richtig ausdrücken. Der Verlust von funfzehn Procent entsteht eigentlich nicht aus dem Ankauf der Waaren, denn diese werden ja von dem auf die eingeführten Waaren gemachten Gewinn bezahlt; sondern er wird durch den Wechselcurs verursacht, weil man in der Türkei mit Piastern einkauft, und in Frankreich gegen Thaler wieder verkauft. Um nun die Piaster in Thaler umzusetzen, verliert man funfzehn Procent,

was jedoch bloß seinen Grund in der Verschiedenheit des Geldes hat.

Dessenungeachtet hat man in Marseille geklagt, daß der Handel nach Griechenland mehr Schaden als Nutzen brächte, und diese Klage ist keinesweges ungegründet. Die Unterschleife und Betrügereien der Factoren können die Kaufleute einer Nation zu Grunde richten, ohne daß die Nation aufhört, einen vortheilhaften Handel zu führen. Wenn der Factor einen unrechtmäßigen Gewinn zieht, so wird dieser von dem rechtmäßigen Gewinn des Kaufmanns genommen, und jener wird reich, während dieser zu Grunde geht. Wenn freylich der Kaufmann immer verliert, so wird er es überdrüssig, und auf diese Art können die Betrügereyen der Factoren am Ende auch den Handel einer ganzen Nation zu Grunde richten. Diese Bemerkung ist in der That so wichtig, daß jede weise Regierung sie immer vor Augen haben sollte; besonders muß die unsrige mehr Sorgfalt und Behutsamkeit bey der Auswahl der Personen anwenden, die nach der Levante geschickt werden. Es werden hiezu erprobte Grundsätze und eine unerschütterliche Rechtschaffenheit erfordert, denn man hat es unaufhörlich mit Griechen und Italienern zu thun, den beyden verdorbensten Nationen auf dem ganzen Erdboden.

Nicht minder verderblich für den Handel ins Ausland ist die Habsucht einiger Kaufleute. Ueberhaupt irren sich alle Kaufleute, die ihre Kunden prellen, gewaltig in ihrer Rechnung. Sie vertreiben sie durch unmäßige Preise eben so gut wie durch eine grobe Behandlung, und sie realisiren die Fabel von der Henne mit den golde-

nen Cyern, indem sie ein mäßiges, aber beständig fortdauerndes Einkommen dem Reiz eines augenblicklichen, vorübergehenden Gewinnes aufopfern.

Um die bisher gegebenen Nachrichten von dem griechischen Handel ganz zu vollenden, und sie sämmtlich in ein Ganzes zusammen zu fassen, füge ich hier noch ein Generalverzeichniß aller Einfuhr- und Ausfuhrsummen bey, mit Bemerkung der Nationen, die diesen Handel führen. Man kann dadurch desto leichter den Flor der Handlung der verschiedenen Nationen von einander berechnen, und der Unterschied in den Totalsummen giebt die Bilanz des griechischen Handels.

Generalverzeichniß.

Ausfuhr aus Griechenland.	Europäischer Handel.	Einfuhr nach Griechenland.
558,320 P.	Englischer Handel.	558,320 P.
4,063,000 —	Türkischer Handel	1,544,550 —
1,150,000 —	Italienischer Handel — —	644,400 —
140,000 —	Holländischer Handel — —	100,400 —
1,000,000 —	Russischer Handel	960,000 —
1,310,000 —	Französischer Handel — —	1,163,000 —
8,821,320 P.	13,691,920 P.	4,970,670 P.

Aus dieser Tabelle sieht man, daß die Totalsumme der fränkischen Ausfuhr aus Griechenland beynahe neun Millionen Piaster ausmacht. Diese neun Millionen werden theils mit baarem Gelde, theils mit Waaren bezahlt. Die Engländer und Rüssen sind die einzigen, die alles ohne Geld saldiren; die ersteren nämlich mit ihren Uhren, ihren Musselinen und Chalons, und die andern mit ihren Pelzwerken. Die Teutschen bezahlen ein Drittheil mit Leinwand und mit ihren Leipziger Tüchern, die andern zwey Drittheile aber in Zechinen und kaiserlichen Thalern. Die Italiener bezahlen die eine Hälfte mit Colonienwaaren, Mützen und Seidenwaaren, und die andere Hälfte in venetianischen Zechinen. Die Holländer bezahlen den kleinsten Theil in Zechinen, den weit größern aber in Specereyen. Die Franzosen endlich bezahlen vier Fünftheile mit Waaren, und das andere Fünftheil in Thalern, die von den Teutschen über Augsburg nach Marseille geschickt werden, um ihre Bilanz mit Frankreich dadurch zu saldiren.

Die Summe der Einfuhr nach Griechenland beläuft sich nicht über fünf Millionen; die Bilanz ist folglich um ungefähr vier Millionen zum Vortheil von Griechenland. Wenn in den übrigen Provinzen des türkischen Reichs die Bilanz eben so nachtheilig ist, so muß der Handel nach der Levante, so wie der nach Indien, nach und nach alles Geld in Europa verschlingen.

Die Preise für die eingeführten Waaren sowohl, als für die ausgeführten richten sich durchgängig nach denen, die auf den Märkten zu Salonichi festgesetzt werden. Ich habe in meiner obigen Tabelle die Transportkosten nicht

mit begriffen, denn sie sind zu wandelbar; man kann sie jedoch nach einer ungefähren Schätzung zum zehnten Theil von dem Preis der Waaren berechnen. Die Hälfte dieser Waaren geht auf der Donau und durch Teutschland, die andere nimmt den Weg zur See. Der Ertrag des Transportes zu Land wird von den Türken und den Teutschen gewonnen; der Ertrag des Seetransportes wird unter die Griechen, Franzosen und Italiener vertheilt. Die Bewohner der griechischen Inseln gewinnen die Hälfte davon, die Franzosen ein Viertel, und die Ragusaner und Sclavonier das andere Viertel.

Gewöhnlich hält man dafür, daß der Handel nach der Levante vortheilhafter für die Franken als für die Türken ist, weil ihn erstere activ treiben, und die andern passiv. Bey näherer Untersuchung findet man jedoch diese Idee durchaus falsch. Der Handel nach der Levante ist im Gegentheil für die einen eben so vortheilhaft wie für die andern, denn bey jedem freywilligen Umtausch gewinnen beyde contrahirende Theile zu gleicher Zeit. Es ist nicht wahr, wie man gesagt hat, daß der Activhandel immer vortheilhafter sey als der Passivhandel. Die Natur hat keine Preise der Dinge festgesetzt; sie sind stets das Resultat vom Ueberfluß oder Mangel, so wie auch von dem größern oder geringern Verlangen nach den gegenseitigen zum Tausch vorgelegten Artikeln. Je mehr folglich der Handel passiv ist, desto nützlicher muß er werden, denn derjenige, der das Anerbieten macht, ein Product gegen ein anderes auszutauschen, zeigt ein größeres Verlangen das andere Product zu besitzen, und läuft daher Gefahr, mehr dafür geben zu müssen. Ich

weiß wohl, daß wenn listige Verschlagenheit mit Unwissenheit unterhandelt, diese natürliche Ordnung der Dinge zuweilen umgekehrt wird; allein wir sind doch in der That den Türken nicht so außerordentlich überlegen, daß wir im Stande wären, ihnen Glaskugeln für Goldstaub zu verkaufen. Folglich ist die Theorie von Activ- und Passivhandel eine wahre Schimäre. Jeder Handel ist nützlich, in so fern er die Nationalthätigkeit vermehrt, allein er ist es gewiß immer für beyde Nationen, die mit einander handeln, denn sonst würde er nicht statt haben; nur ausgemachte Narren lassen sich lange betrügen, und wer wollte ganzen Nationen den Menschenverstand absprechen? Wenn man vielleicht diese ganze Materie recht gründlich untersuchte, so würde man finden, daß alles was man Gewinn des Handels nennt, sich doch am Ende ganz allein auf den Gewinn reducirt, der auf dem Transport gemacht wird. Hieraus würde folgen, daß nur diejenigen Nationen wahre Handelsnationen sind, die sich ein Geschäft daraus machen, Waaren zu verführen. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß den Franzosen in dem Handel nach der Levante der Transport den reinsten Gewinn abwirft. Um übrigens nur einigermaßen richtig zu beurtheilen, wer in dem Handel nach der Levante am meisten gewinnt, ob die Türken oder die fränkischen Nationen, die mit ihnen handeln? so müßte man vor allen Dingen den Werth der Arbeit*) in beyden Län-

*) Die Arbeit ist der wahre Werth aller Dinge; das Geld ist nur ihr Nominalwerth. Nach Smith ändert sich die Subsistenz des Arbeiters, oder der wahre Werth der Ar-

dern genau kennen, der zuverlässig der einzige Maasstab ist, um den wahren Werth aller Dinge bestimmen zu

heit, nach den Umständen; sie ist überflüssig reichlich in einem Staat, der sich zu hohem Wohlstand erhebt, geringer in einem solchen, der still steht und nicht vorwärts kommt, noch weit geringer in dem, der zurückgeht und in Verfall geräth. — Durch den Werth der Arbeit in Griechenland wird aber diese Theorie nicht bestätigt. Die Tagarbeit des Bauern trägt ihm nicht mehr als zwanzig bis fünf und zwanzig Paras ein, dagegen die eines Künstlers mit dreyßig bis vierzig bezahlt wird.

Eine Oke Rindfleisch kostet sechs Paras, und eine Oke Hammelfleisch zwölf. Dieser Unterschied in dem Preise des Rind- und des Hammelfleisches entspringt aus der Natur derselben, das Hammelfleisch ist nämlich in Griechenland von vorzüglicher Güte, das Rindfleisch aber zähe.

Die Oke Brodt kostet vier Paras, folglich gilt eine Oke Hammelfleisch drey Oken Brodt, und eine Oke Rindfleisch gilt anderthalb Oken Brodt. Der Preis des Getreides steht in Verhältniß mit dem Preise des Brodtes; das griechische Quilot kostet dritthalb Piaster und wiegt zwey und zwanzig Oken. Ein Bauer kann jährlich ungefähr sechs bis sieben Quilots Getreide essen: hieraus ergiebt sich, daß ein Taglöhner auf dem Lande in sechs und dreyßig bis vierzig Arbeitstagen so viel Brodt verdienen kann, als er auf das ganze Jahr nöthig hat. Dieser Taglöhner ißt nur an hohen Festtagen Fleisch, nämlich an den Festen des heil. Georgs und des heil. Demetrius, ferner Weihnachten und Ostern. Für andere Nahrungsmittel als, für Sardellen, Caviar, Früchte und Gemüse, giebt er im Jahr höchstens achtzehn bis zwanzig Piaster aus, folglich kann er in achtzig Arbeitstagen seinen ganzen Unterhalt verdienen, und in hundert und sechzig Tagen verdient er mit dem seinigen auch noch den für seine Frau. Auf den Unterhalt eines Kindes, das noch nicht vermögend ist zu arbeiten, rechnet man gewöhnlich die Hälfte von dem für eine erwachsene Person; er verdient folglich in zweyhundert Tagen auch noch den Unterhalt seines Kindes. Auch arbeitet wirklich ein griechischer Bauer nicht mehr als zweyhundert Tage

können. Man müßte wissen, in welchen Verhältnissen der Arbeitslohn in beyden Ländern gegen einander steht; allein wer getrauet sich, diese Kenntnisse zu besitzen? Man müßte ferner genau wissen, welcher Summe von Arbeit jede auszutauschende Waare gleich kommt. Wenn man nun nach allem diesem auch noch die Quantität dieser Waaren genau erführe, dann erst würde man im Stande seyn, mit einiger Zuverlässigkeit von dem Gewinn oder Verlust der einen oder der andern Nation zu sprechen. Allein ich wiederhole es: keine von beyden verliert, sonst hörte der Handel auf.

Für uns ist es jedoch jetzt weit interessanter zu wissen, auf welche Art die große Masse von Waaren, die

im Jahr; außer hundert Festtagen, die er feyert, bringt er seine ganze übrige Zeit damit zu, daß er auf der Cither spielt und den Romeca tanzt. Seine Frau sitzt vom Morgen bis auf den Abend auf ihrem Sopha, und steht nicht auf, als um ihr Mittagessen und Henne zu holen, um sich die Augenbraunen und die Nägel damit zu färben. Der übermäßige Gewinn der Männer rührt von der Trägheit der Weiber her.

Dieser hohe Werth der Arbeit in Griechenland entsteht aus zweyerley Ursachen, nämlich aus Mangel an Arbeitern und aus der großen Menge von Festen, die in dem griechischen Calender stehen. Ein Grieche kann in drey Tagen nur an zweyen arbeiten; folglich muß er in zweyen so viel verdienen als er in dreyen verdienen würde. Wenn die katholischen Länder wegen ihrer vielen Festtage es nie zu dem Wohlstand und dem Flor der Industrie bringen können, die in protestantischen Ländern gefunden werden, so müssen die Länder, in welchen die griechische Religion eingeführt ist, aus dem nämlichen Grunde noch weit hinter den katholischen zurückbleiben.

durch den fränkischen Handel in Griechenland bleibt, im Lande vertheilt wird.

Die französischen Waaren, welche Salonichi erhält, bleiben nicht lange dort, sondern der Handel bemächtiget sich ihrer, zertheilt sie, und verbreitet sie durch ganz Griechenland. Die Consumtion davon in Salonichi selbst ist sehr gering; die genauesten Berechnungen geben nicht mehr an als jährlich 30,000 Oken Caffee, fünf und zwanzig Ballen Tücher, 21,000 Mützen, und 12,000 Oken Indigo. Der Zucker hingegen, der schon mehr ein Artikel des Luxus ist, und die Cochenille, deren Verarbeitung nur in großen Städten Statt haben kann, werden hier in größern Quantitäten verbraucht, und selten weiter verschickt, außer etwa nach Seres, Larissa, Janina oder in eine andere benachbarte Stadt; höchstens gehen sie zuweilen wegen der höhern Preise nach Adrianopel, Smyrna und Constantinopel. In Salonichi allein werden jährlich wohl tausend Centner Zucker consumirt; der größte Theil davon wird jedoch von den Zuckerbeckern zum Einmachen der Früchte verbraucht, das Uebrige aber in den Serails der Beys und in den Caffeehäusern zum Sherbet. Von Cochenille werden nicht über achthundert Oken verbraucht; sie wird zum Färben der Pochs verwendet, die zum Kopfschmuck der Janitscharen gehören, vorzüglich aber braucht man sie zum Färben des berühmten rothen Saffians, dessen Fabrikation in den Händen von funfzig türkischen Meistern ist, die durch ihr Meisterrecht in dem Besitz grosser Privilegien stehen, und mit ihren Gesellen und Arbeitern ein der Landesregierung sehr oft furchtbares Corps

ausmachen. Es ist immer von der Parthey desjenigen Beys, der es am besten bezahlt, und man sucht es daher gewöhnlich bey allen geheimen Planen zuerst auf seine Seite zu ziehen. Die sämmtlichen Meister, so wie alle die Gerberprofession treibenden, sind macedonische Berg-bewohner, die den Namen Arnauten führen; unter Alexander bestand diese ganze Nation aus lauter Helden, heut zu Tage sind sie aber nichts weiter, als die besten Lastträger in der Türkey.

Die verschiedenen Märkte in dem Innern der europäischen Türkey sind die Canäle, durch welche die in Salonichi nicht consumirten Waaren weiter geschafft werden. Durch die Messe zu Zeiton, die zu Anfang Aprils Statt hat, werden die fränkischen Waaren durch Thessalien verbreitet; durch die Messe zu Selimia, die im Junius anfängt, kommen sie in die an der Donau gelegene ottomannische Provinzen, und die Messen zu Negrocowp, Olovson und Ozongiova, die zu Ende Septembers und im Anfang Octobers fallen, versorgen Servien, Albanien und ganz Obergriechenland mit diesen Artikeln.

Es ist noch nicht lange her, daß die fränkischen Kaufleute selbst Faktore auf alle diese Messen schickten; allein diese wurden nicht nur von den Agas schrecklich in Contribution gesetzt, sondern auch sehr häufig von Räubern geplündert. Aus dieser Ursache hat heut zu Tag die Beschickung der Messen ganz aufgehört, und alle Geschäfte werden sogleich in Salonichi mit inländischen Kaufleuten getrieben, die jedoch nicht anders

als in Terminen bezahlen, und daher bloß Zwischenhändler sind.

Gut verkaufen heißt in der Levante nicht wie bey uns, um hohe Preise verkaufen, sondern es heißt, an Leute verkaufen, die bezahlen können. Bey dem levantischen Handel weiß der allergeschickteste Kaufmann weit weniger als ein bloßer Handlungsdiener, der eine genaue Kenntniß der Personen besitzt. Denn das allerschwerste Fach in diesem Handel ist das Eintreiben der Schulden. Man kann es in Griechenland, so wie in Egypten, nie dahin bringen, daß man von einem Schuldner eine Forderung einkassirt, ohne ihm zugleich für eine neue Summe Credit zu geben.

In einem gut regierten Lande ist die Eintreibung der Schulden ein sehr leichtes Geschäft, weil alle Verträge pünktlich erfüllt werden müssen: allein in Griechenland belasten die Gesetze den Schwachen, und binden den Stärkern nicht. Der Reiche besticht sie mit seinem Gelde, und der Mächtige übertritt sie mit offenbarer Gewalt. Die türkische Regierungsform mag in Constantinopel despotisch seyn; aber so viel ist zuverlässig, daß sie in den Provinzen eine wirkliche militärische Aristocratie ist, die sich mehr oder minder der zu Tunis und Algier nähert, aber im Grunde überall dieselbige ist. Der Janitschar zahlt, wenn er will; und wenn er nicht will, so kann er nur mit Gewalt dazu gezwungen werden; die Gewalt aber ist in seinen Händen.

Man hat also gegen den inländischen Kaufmann keine andere Garantie, als seine eigene Moralität; diese

ist aber sehr schwach, denn die Pest der Beyspiele richtet sie zu Grunde. Der Janitschar, der Kaufmann ist, zahlt nur wenn sein Interesse es erfordert, daß er seinen Credit erhalte, auf den er entweder die Hoffnungen seines Standes, oder auch die Projecte seiner Ehrsucht gründet. Sobald man aufhört ihm zu verkaufen, so hört er auf zu bezahlen. Der folgende Vorfall, der mir selbst neuerlich begegnet ist, kann zum Maaßstab seiner Treulosigkeit dienen. Ich drang in einen Janitscharen, der für einen der reichsten Kaufleute gehalten wurde, daß er einem Franzosen seine Schuldforderung bezahlen möchte. Den Gründen, die ich anführte, setzte er läppische Ausflüchte entgegen, und ich mochte sagen was ich wollte, so beharrte er auf seiner Weigerung. Endlich wurde ich böse, und drohte ihm mit dem Pascha und der Schnur. Er hörte mich mit der allergrößten Kälte an, und gab endlich zur Antwort: „Ich weiß, daß Sie mich können „stranguliren lassen, aber ich weiß auch, daß Sie es „nicht thun werden; denn im Grunde, was könnte Ihr „Kaufmann dadurch gewinnen? Ehe ich stürbe, würde „ich mich für Fallit erklären, und dann liefe er Gefahr, „seine ganze Forderung zu verlieren; dahingegen, wenn „er sich mit mir verstehen will, er nur einen Theil davon „verlieren kann."

Die Treulosigkeit der Türken ist jedoch nicht die einzige Ursache, warum es so äußerst schwer ist, seine Forderungen bezahlt zu bekommen; ein anderer wichtiger Grund davon liegt in der schrecklichen Verarmung des Landes, die eine nothwendige Folge der schlechten Regierungsverfassung ist.

Der Despotismus macht jedes Vermögen unsicher, denn am Ende wird es fast immer von ihm verschlungen. Er setzt der Industrie Grenzen, denn es liegt einem nicht daran zu gewinnen, wenn man nicht versichert ist, daß man das Erworbene behalten darf; er hemmt endlich die Circulation des Geldes, denn es häuft sich bey denen auf, die es besitzen, weil sie das höchste Interesse haben es zu verbergen. Durch den Mangel der Circulation wird aber der Verkauf in Terminen desto nothwendiger und gefährlicher. Wenn man nicht bezahlt wird, so kann man selbst nicht bezahlen.

Die nämlichen Ursachen, wodurch die Schwierigkeit entsteht, seine Schulden einzukassiren, sind auch die wesentliche Veranlassung der außerordentlich hohen Geldzinsen. Natürlich fordert der Darleiher desto größere Zinsen, je weniger er wegen der richtigen Rückzahlung seines Capitals gesichert ist.

In einem Lande, wo das Vermögen gleichförmiger vertheilt ist, wird weniger Mangel an Geld verspürt; und wo die Nachfrage geringer ist, da ist auch das Geld wohlfeiler. Der Despotismus hingegen giebt den Einen Alles, und nimmt Alles den Andern; er befördert mehr als irgend eine andere Verfassung die Ungleichheit der Reichthümer. Dies ist der Grund, warum in den asiatischen Ländern die Geldzinsen weit höher stehen als in den europäischen. Man könnte sogar zum Maaßstab für diese Zinsen den höhern Grad des Despotismus annehmen; sie betragen z. B. zwanzig Procent in der Türkei, fünf und zwanzig in Persien und dreyßig in Indostan, oder, um bestimmter zu reden, die Geldinteressen stehen

was jedoch bloß seinen Grund in der Verschiedenheit des Geldes hat.

Dessenungeachtet hat man in Marseille geklagt, daß der Handel nach Griechenland mehr Schaden als Nutzen brächte, und diese Klage ist keinesweges ungegründet. Die Unterschleife und Betrügereien der Factoren können die Kaufleute einer Nation zu Grunde richten, ohne daß die Nation aufhört, einen vortheilhaften Handel zu führen. Wenn der Factor einen unrechtmäßigen Gewinn zieht, so wird dieser von dem rechtmäßigen Gewinn des Kaufmanns genommen, und jener wird reich, während dieser zu Grunde geht. Wenn freylich der Kaufmann immer verliert, so wird er es überdrüssig, und auf diese Art können die Betrügereyen der Factoren am Ende auch den Handel einer ganzen Nation zu Grunde richten. Diese Bemerkung ist in der That so wichtig, daß jede weise Regierung sie immer vor Augen haben sollte; besonders muß die unsrige mehr Sorgfalt und Behutsamkeit bey der Auswahl der Personen anwenden, die nach der Levante geschickt werden. Es werden hiezu erprobte Grundsätze und eine unerschütterliche Rechtschaffenheit erfordert, denn man hat es unaufhörlich mit Griechen und Italienern zu thun, den beyden verdorbensten Nationen auf dem ganzen Erdboden.

Nicht minder verderblich für den Handel ins Ausland ist die Habsucht einiger Kaufleute. Ueberhaupt irren sich alle Kaufleute, die ihre Kunden prellen, gewaltig in ihrer Rechnung. Sie vertreiben sie durch unmäßige Preise eben so gut wie durch eine grobe Behandlung, und sie realisiren die Fabel von der Henne mit den golde-

gefällig ist, daher werden sie in einigen Provinzen vollzogen, und in andern nicht. In jedem Lande muß sich die Verordnung des Fürsten in Betreff des Werthes der Münzsorten, nach dem Werth richten, den ihnen der Handel beylegt. Der Münztarif der Pforte hat daher keine andere Wirkung, als daß die fremden Münzsorten sich in einer immerwährenden Fluctuation befinden, indem sie nämlich da zusammenströmen, wo sie hoch stehen, und aus den Provinzen, in denen sie fallen, gleichsam verschwinden; sie wandern beständig zwischen Smyrna, Alexandrien und Salonichi hin und her. Daher entstehen manchmal an dem einen Orte Momente von gänzlichem Mangel an fremdem Gelde, während an dem andern der größte Ueberfluß herrscht. Hiezu gesellt sich gewöhnlich noch der Wucher des Aufwechselns, der seine Rechnung bey diesen Abänderungen vortrefflich findet; dieser Wucher ist überhaupt eines von den größten Uebeln, durch die der Handel mit der Türkei erschwert wird. Er ist auch zum großen Theil schuld daran, daß man so äußerst schwer zu seiner Bezahlung gelangen kann.

Die absolute Seltenheit des Geldes ist die Wirkung von allen diesen Ursachen, und von noch mehrern andern. Mit Gold könnte man den ganzen Divan erkaufen; daher kommt der allgemeine Gebrauch aller Beys und aller Agas, daß sie in den Provinzen sich Schätze sammeln, um sich damit zur Zeit der Noth von der Schnur loszukaufen, oder auch sich Paschaliks damit zu erhandeln. Durch dieses Schätzesammeln wird eine ungeheure Menge von baarem Geld der Circulation entzogen, und liegt todt in den Coffern der Großen, während es in dem

Handel aufs nützlichste könnte verwendet werden. Ein anderer Grund, wodurch diese Seltenheit vermehrt wird, ist, weil der türkische Sultan einer der größten Falschmünzer unter allen Fürsten in Europa ist, und man daher bey jeder Veränderung in den Münzen ihre Verfälschung zu befürchten hat. Bey jeder neuen Regierung werden die Münzen verändert, und jedes Mal schlechter. Die alten Piaster werden dann sorgfältig aufgekauft; allein die Privatleute finden ihre Rechnung besser dabey, solche zu behalten, als in die Münze des Grosherrn zu schicken, und lassen sie daher von den Goldschmieden einschmelzen, oder schicken sie heimlicher Weise nach Teutschland. Seit zwanzig Jahren ist der innere Werth des Piasters um die Hälfte verringert worden. Man kann in der That sagen, der Großherr hat keine reelle, sondern bloß eingebildete Münzsorten.

Man sollte glauben, diese vielen Mißbräuche, die in der Verfassung liegen, müßten nothwendig die Masse des Handels immer mehr vermindern, allein man würde sich sehr irren. In dem Handel vermehrt sich der Gewinn nach Maaßgabe der Gefahr. Handelnde Nationen lassen sich von bankerutten Völkern nicht so leicht hinter das Licht führen; wenn sie mit ihnen Gefahr laufen, so verkaufen sie ihnen auch desto theurer, und für einen Verlust, den sie leiden, halten sie sich durch einen doppelten Gewinn schadlos. Der Handel muß abnehmen, sagt man, weil das Land verarmt; und das Land verarmt, weil die Masse der Erzeugnisse abnimmt. Dies ist vollkommen richtig; allein mit der Masse der Erzeugnisse nimmt auch immer die Bevölkerung ab, und es bleibt

daher der nämliche Ueberschuß zurück. Wenn die Beys weniger Getreide haben, so ernähren sie weniger Menschen auf ihren Gütern, denn sie schaffen viel lieber ihre Bauern als ihre Pferde ab. Mit dem Luxus der Pracht haben sie, seitdem der europäische Geschmack und europäische Ideen bey ihnen Eingang gefunden haben, auch den Luxus der Bequemlichkeit verbunden. Diese neu angenommene Bedürfnisse haben die Folge, daß sie, anstatt vorher die Subsistenz eines Districts, jetzt die von zweyen verzehren. Darum aber nimmt die Consumtion von europäischen Waaren nicht im mindesten ab. Sie hat im Gegentheil durch die Fortschritte des Luxus seit zwanzig Jahren um ein Drittheil zugenommen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man einen Blick auf die Register des europäischen Handels wirft. Diese Zunahme kann jedoch nicht von Dauer seyn, denn es ist nicht möglich, daß man mit einem Lande, das immer mehr in Verfall und Armuth geräth, lange einen vortheilhaften Handel führen kann. Schon jetzt merkt man hier und da eine wirkliche Abnahme, und Salonichi selbst stellt ein Beyspiel davon auf. Zwar beruht die Abnahme des Handels von Salonichi hauptsächlich auf andern Ursachen, die ich hier ausführlicher angeben will, allein zuverlässig hat die Verarmung des Landes auch großen Theils das ihrige dazu beygetragen.

Bis ins Jahr 1775 hat der Handel von Salonichi beständig zugenommen, und von da bis ins Jahr 1781 hat er sich in gleichem Flor erhalten. In der erstern Epoche wurden für Bulgarien, für Servien, Bosnien, Albanien und Morea, das durch die albanische Revolu-

tion alle seine fränkischen Niederlassungen verloren hatte, durchaus die nöthigsten Waaren aus Salonichi geholt. Im Jahr 1778 wurden Ausgang- und Transitozölle angelegt, von denen zuvor der Handel in das Innere des Landes verschont gewesen war. Dies war der erste Schlag, der dem Flor dieser Handelsstadt beygebracht wurde. Unmerklich aber machte auch der Handelsgeist grössere Fortschritte, und vermehrte seine Quellen und seine Canäle. Die fränkischen Kaufleute zu Adrianopel wurden es überdrüssig, daß sie immer nur die Factoren von denen in Constantinopel seyn sollten; und da sie nähere und bessere Gelegenheit hatten, als die Kaufleute in Salonichi, die vorzüglichsten Messen in Rumelien zu besuchen, besonders die zu Ozongiova und zu Selimia, welche die Hauptmessen in der ganzen europäischen Türkei sind, so fiengen sie an, für eigene Rechnung Handel zu treiben. Sie besuchten nunmehr alle diese Messen, und thaten den Kaufleuten in Salonichi durch ihre Concurrenz den größten Abbruch. Die Lage von Adrianopel ist äußerst vortheilhaft; durch die Nähe des Hafens von Enos, und durch die Schifffarth auf der Marizza wird der Transport der Waaren nicht nur sehr erleichtert, sondern verursacht auch weit weniger Kosten als der Transport auf der Achse. Wenn die Kaufleute zu Adrianopel ihre Vortheile zu benutzen wissen, so kann man ihnen mit vollem Recht den glänzendsten Wohlstand prophezeien; indem sie den fränkischen Handel aus dem Hafen von Salonichi weg, und in den von Enos hinziehen, werden sie sich auf Kosten aller fränkischen Kaufleute in Griechenland unermeßlich bereichern.

Der Handel von Salonichi hat aber nicht nur im Norden und Osten der europäischen Türkei abgenommen, sondern auch im Süden und Westen. Morea hat nach hergestellter Ruhe seinen Handel wieder von neuem angefangen. Zu Arta, zu Prevesa und auf der ganzen Küste von Albanien sind neue Comptoire errichtet worden. Aus den Häfen des vormals venetianischen Dalmatiens werden heutzutag in alle türkische um sie herum liegende Provinzen die Waaren geliefert, die dort verbraucht werden, und Ragusa versieht seit einigen Jahren Bosnien damit. Diese neue Richtung, die der Handel nimmt, ist der Natur angemessen; auffallend und unbegreiflich ist es aber, daß Teutschland, das alle Coloniewaaren aus Hamburg zieht, seit einiger Zeit die ottomannischen Provinzen, die an der Donau liegen, damit überschwemmt, und daß sie von da bis in das Innere von Griechenland hineingeschafft werden.

Dies sind die wahren Ursachen, die den Handel von Salonichi eingeschränkt haben, und die noch weit mehr zu seinem Verfall beytragen, als die Verarmung des Landes.

Es ergiebt sich aus allem, was ich bisher angeführt habe, daß der europäische Handel in der Levante eben so abnehmen wird, wie es mit dem Handel in Indien der Fall ist. Die Europäer werden in Zukunft immer weniger baares Geld in die levantischen Häfen schicken, allein sie werden stets die nämliche Quantität von ihren Waaren dort absetzen, weil die Gewohnheiten und der Luxus bleibend sind. Es wird also eine richtigere Bilanz zwischen Einfuhr und Ausfuhr statt haben, bis endlich die levan-

tischen Länder so ganz werden zu Grunde gerichtet seyn, daß sie nicht mehr im Stande sind, die ausländischen Waaren zu bezahlen, und dann wird aller Handel aufhören.

Türkischer Handel, Gewichte, Maaße und Münzen.

Ich kann diese Schilderung von dem griechischen Handel nicht beschliessen, ohne noch einige Nachrichten über den Handel von Salonichi mit den andern Städten der Türkei beygefügt, und die Maaße, Gewichte und Münzen dieses Reiches angezeigt zu haben.

Salonichi erhält aus Egypten Mokacaffee, Flachs, Leinenwaaren, Gummi, Weihrauch, Salmiack, Materialwaaren und Hennepulver *). Diese verschiedenen Artikel zusammengenommen betragen ungefähr eine Summe von 800,000 Piaster; die Bezahlung derselben geschieht durch 20,000 Ballen Taback, und der Ueberschuß, der auf 150,000 Piaster geschätzt werden kann, wird mit baaren Thalern oder Zechinen saldirt.

Syrien schickt nach Salonichi für 200,000 Piaster Galläpfel, Eisenplatten, und grobe Zeuge von Aleppo und Damascus. Für diese Waaren holt es aus Salonichi Abats, Cochenille, und 100,000 Piaster an baarem Gelde, womit der Ueberschuß seiner Sendungen saldirt wird.

*) Die Hennestaude gehört zu der Familie des Purpurweiderichs oder Blutkrautes. Die Blätter werden gepülvert, und mit Limonienſaft in einen Teich verwandelt, den man als ein cosmetisches Mittel braucht.

Von Smyrna kommen Seife, Aly-zari, und getrocknetes Obst; diese werden gegen Abats und Caputröcke umgetauscht. Den wichtigsten Zweig des Handels zwischen Smyrna und Salonichi machen die Wechselgeschäfte, die durch die beständigen Abänderungen des Werthes der Geldsorten unausgesetzt im Gang sind, und immer von neuem Nahrung bekommen.

Aus der Insel Candien werden Oehl, Seife, Citronen, und Orangen geliefert. Dies alles wird theils mit Sode, theils mit baarem Geld bezahlt; der ganze Artikel beträgt 100,000 Piaster.

Von den Inseln des Archipels und besonders aus Chio werden Baumfrüchte, Weine und allerhand Seidenwaaren, z. E. Taffete, Gürtel, Schnupftücher und dergl. eingeführt. Dagegen giebt Salonichi rohe Seide, und Abats zurück, und saldirt den Rest mit baarem Gelde. Die Waarenlieferungen aus Chio können zu 800,000 Piaster berechnet werden.

Nach den Dardanellen werden Caputröcke und Abats verschickt, und man bekömmt von daher Eicheln (Knoppern) von einer besondern Art von Eichbäumen, die auf der Küste von Troja wachsen; die Käppchen davon werden in den türkischen Gerbereyen gebraucht.

Aus der Barbarey kommen schwarze Sklaven und tunesische Mützen. Diese letztern werden in die Häfen von Morea geschickt, mit denen die Barbarey wegen der Rekrutirung ihrer Miliz in starkem Verkehr steht, und dort gegen Kermes ausgetauscht. Aus Morea kommen sie auf die Messen von Thessalien und Albanien; hier wer-

zwar in den angeführten Staaten in der genannten Progression, allein sie haben keinen eigentlichen festen Maaßstab, sondern richten sich wie überall nach den augenblicklichen Bedürfnissen. In dem fränkischen Handel in der Levante werden zwölf Procent Interessen bezahlt, außer dem Handel aber zwanzig bis fünf und zwanzig, und sehr oft wird nicht anders als gegen Pfänder geliehen. Sobald nicht eine solche Art von bestimmter Sicherheit gegeben wird, so ist es ein seltener Fall, wenn man das Capital wieder zurück erhält, es mag aus Unvermögen oder aus bösem Willen geschehen. Die Interessen werden im Anfang ziemlich pünktlich abgetragen; bald aber wird auch hiermit inne gehalten, und zuletzt verschwinden Capital und Zinsen.

Die Franken bekommen immer Geld für geringere Interessen geborgt, denn man ist überzeugt, daß es nebst den Zinsen wieder zurück bezahlt wird. Dessenungeachtet müssen sie weit höhere Zinsen geben als in Europa, denn man fürchtet sich hier sehr vor Unglücksfällen.

Hiezu kommt nun noch, daß in Griechenland das Geld in der That selten ist. Diese Seltenheit kann unter zweyerley Gesichtspuncten betrachtet werden, als zufällige und auch als absolute Seltenheit. Die erstere entsteht durch die Abänderungen, denen sich die fremden Münzen, die zu Folge der Bilanz eben so häufig und gangbar sind, als die inländischen, in der Türkei unterwerfen müssen. Steht nach der Meinung des Divans eine oder die andere dieser Münzen zu hoch, so bestimmt der Grosherr durch einen Firman ihren Werth. Die Firmans werden befolgt, in sofern es den Paschas

gefällig ist, daher werden sie in einigen Provinzen vollzogen, und in andern nicht. In jedem Lande muß sich die Verordnung des Fürsten in Betreff des Werthes der Münzsorten, nach dem Werth richten, den ihnen der Handel beylegt. Der Münztarif der Pforte hat daher keine andere Wirkung, als daß die fremden Münzsorten sich in einer immerwährenden Fluctuation befinden, indem sie nämlich da zusammenströmen, wo sie hoch stehen, und aus den Provinzen, in denen sie fallen, gleichsam verschwinden; sie wandern beständig zwischen Smyrna, Alexandrien und Salonichi hin und her. Daher entstehen manchmal an dem einen Orte Momente von gänzlichem Mangel an fremdem Gelde, während an dem andern der größte Ueberfluß herrscht. Hiezu gesellt sich gewöhnlich noch der Wucher des Aufwechselns, der seine Rechnung bey diesen Abänderungen vortrefflich findet; dieser Wucher ist überhaupt eines von den größten Uebeln, durch die der Handel mit der Türkei erschwert wird. Er ist auch zum großen Theil schuld daran, daß man so äußerst schwer zu seiner Bezahlung gelangen kann.

Die absolute Seltenheit des Geldes ist die Wirkung von allen diesen Ursachen, und von noch mehrern andern. Mit Gold könnte man den ganzen Divan erkaufen; daher kommt der allgemeine Gebrauch aller Beys und aller Agas, daß sie in den Provinzen sich Schätze sammeln, um sich damit zur Zeit der Noth von der Schnur loszukaufen, oder auch sich Paschaliks damit zu erhandeln. Durch dieses Schätzesammeln wird eine ungeheure Menge von baarem Geld der Circulation entzogen, und liegt todt in den Coffern der Großen, während es in dem

Handel aufs nützlichste könnte verwendet werden. Ein anderer Grund, wodurch diese Seltenheit vermehrt wird, ist, weil der türkische Sultan einer der größten Falschmünzer unter allen Fürsten in Europa ist, und man daher bey jeder Veränderung in den Münzen ihre Verfälschung zu befürchten hat. Bey jeder neuen Regierung werden die Münzen verändert, und jedes Mal schlechter. Die alten Piaster werden dann sorgfältig aufgekauft; allein die Privatleute finden ihre Rechnung besser dabey, solche zu behalten, als in die Münze des Grosherrn zu schicken, und lassen sie daher von den Goldschmieden einschmelzen, oder schicken sie heimlicher Weise nach Teutschland. Seit zwanzig Jahren ist der innere Werth des Piasters um die Hälfte verringert worden. Man kann in der That sagen, der Großherr hat keine reelle, sondern bloß eingebildete Münzsorten.

Man sollte glauben, diese vielen Mißbräuche, die in der Verfassung liegen, müßten nothwendig die Masse des Handels immer mehr vermindern, allein man würde sich sehr irren. In dem Handel vermehrt sich der Gewinn nach Maaßgabe der Gefahr. Handelnde Nationen lassen sich von bankerutten Völkern nicht so leicht hinter das Licht führen; wenn sie mit ihnen Gefahr laufen, so verkaufen sie ihnen auch desto theurer, und für einen Verlust, den sie leiden, halten sie sich durch einen doppelten Gewinn schadlos. Der Handel muß abnehmen, sagt man, weil das Land verarmt; und das Land verarmt, weil die Masse der Erzeugnisse abnimmt. Dies ist vollkommen richtig; allein mit der Masse der Erzeugnisse nimmt auch immer die Bevölkerung ab, und es bleibt

daher der nämliche Ueberschuß zurück. Wenn die Beys weniger Getreide haben, so ernähren sie weniger Menschen auf ihren Gütern, denn sie schaffen viel lieber ihre Bauern als ihre Pferde ab. Mit dem Luxus der Pracht haben sie, seitdem der europäische Geschmack und europäische Ideen bey ihnen Eingang gefunden haben, auch den Luxus der Bequemlichkeit verbunden. Diese neu angenommene Bedürfnisse haben die Folge, daß sie, anstatt vorher die Subsistenz eines Districts, jetzt die von zweyen verzehren. Darum aber nimmt die Consumtion von europäischen Waaren nicht im mindesten ab. Sie hat im Gegentheil durch die Fortschritte des Luxus seit zwanzig Jahren um ein Drittheil zugenommen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man einen Blick auf die Register des europäischen Handels wirft. Diese Zunahme kann jedoch nicht von Dauer seyn, denn es ist nicht möglich, daß man mit einem Lande, das immer mehr in Verfall und Armuth geräth, lange einen vortheilhaften Handel führen kann. Schon jetzt merkt man hier und da eine wirkliche Abnahme, und Salonichi selbst stellt ein Beyspiel davon auf. Zwar beruht die Abnahme des Handels von Salonichi hauptsächlich auf andern Ursachen, die ich hier ausführlicher angeben will, allein zuverlässig hat die Verarmung des Landes auch großen Theils das ihrige dazu beygetragen.

Bis ins Jahr 1775 hat der Handel von Salonichi beständig zugenommen, und von da bis ins Jahr 1781 hat er sich in gleichem Flor erhalten. In der erstern Epoche wurden für Bulgarien, für Servien, Bosnien, Albanien und Morea, das durch die albanische Revolu-

tion alle seine fränkischen Niederlassungen verloren hatte, durchaus die nöthigsten Waaren aus Salonichi geholt. Im Jahr 1778 wurden Ausgang- und Transitozölle angelegt, von denen zuvor der Handel in das Innere des Landes verschont gewesen war. Dies war der erste Schlag, der dem Flor dieser Handelsstadt beygebracht wurde. Unmerklich aber machte auch der Handelsgeist grössere Fortschritte, und vermehrte seine Quellen und seine Canäle. Die fränkischen Kaufleute zu Adrianopel wurden es überdrüssig, daß sie immer nur die Factoren von denen in Constantinopel seyn sollten; und da sie nähere und bessere Gelegenheit hatten, als die Kaufleute in Salonichi, die vorzüglichsten Messen in Rumelien zu besuchen, besonders die zu Ozongiova und zu Selimia, welche die Hauptmessen in der ganzen europäischen Türkei sind, so fiengen sie an, für eigene Rechnung Handel zu treiben. Sie besuchten nunmehr alle diese Messen, und thaten den Kaufleuten in Salonichi durch ihre Concurrenz den grösten Abbruch. Die Lage von Adrianopel ist äußerst vortheilhaft; durch die Nähe des Hafens von Enos, und durch die Schifffarth auf der Marizza wird der Transport der Waaren nicht nur sehr erleichtert, sondern verursacht auch weit weniger Kosten als der Transport auf der Achse. Wenn die Kaufleute zu Adrianopel ihre Vortheile zu benutzen wissen, so kann man ihnen mit vollem Recht den glänzendsten Wohlstand prophezeien; indem sie den fränkischen Handel aus dem Hafen von Salonichi weg, und in den von Enos hinziehen, werden sie sich auf Kosten aller fränkischen Kaufleute in Griechenland unermeßlich bereichern.

Der Handel von Salonichi hat aber nicht nur im Norden und Osten der europäischen Türkei abgenommen, sondern auch im Süden und Westen. Morea hat nach hergestellter Ruhe seinen Handel wieder von neuem angefangen. Zu Arta, zu Preveſa und auf der ganzen Küſte von Albanien ſind neue Comptoire errichtet worden. Aus den Häfen des vormals venetianiſchen Dalmatiens werden heutzutag in alle türkiſche um ſie herum liegende Provinzen die Waaren geliefert, die dort verbraucht werden, und Raguſa verſieht ſeit einigen Jahren Bosnien damit. Dieſe neue Richtung, die der Handel nimmt, iſt der Natur angemeſſen; auffallend und unbegreiflich iſt es aber, daß Teutſchland, das alle Coloniewaaren aus Hamburg zieht, ſeit einiger Zeit die ottomanniſchen Provinzen, die an der Donau liegen, damit überſchwemmt, und daß ſie von da bis in das Innere von Griechenland hineingeſchafft werden.

Dies ſind die wahren Urſachen, die den Handel von Salonichi eingeſchränkt haben, und die noch weit mehr zu ſeinem Verfall beytragen, als die Verarmung des Landes.

Es ergiebt ſich aus allem, was ich bisher angeführt habe, daß der europäiſche Handel in der Levante eben ſo abnehmen wird, wie es mit dem Handel in Indien der Fall iſt. Die Europäer werden in Zukunft immer weniger baares Geld in die levantiſchen Häfen ſchicken, allein ſie werden ſtets die nämliche Quantität von ihren Waaren dort abſetzen, weil die Gewohnheiten und der Luxus bleibend ſind. Es wird alſo eine richtigere Bilanz zwiſchen Einfuhr und Ausfuhr ſtatt haben, bis endlich die levan-

tischen Länder so ganz werden zu Grunde gerichtet seyn, daß sie nicht mehr im Stande sind, die ausländischen Waaren zu bezahlen, und dann wird aller Handel aufhören.

Türkischer Handel, Gewichte, Maaße und Münzen.

Ich kann diese Schilderung von dem griechischen Handel nicht beschliessen, ohne noch einige Nachrichten über den Handel von Salonichi mit den andern Städten der Türkei beygefügt, und die Maaße, Gewichte und Münzen dieses Reiches angezeigt zu haben.

Salonichi erhält aus Egypten Mokacaffee, Flachs, Leinenwaaren, Gummi, Weihrauch, Salmiack, Materialwaaren und Hennepulver *). Diese verschiedenen Artikel zusammengenommen betragen ungefähr eine Summe von 800,000 Piaster; die Bezahlung derselben geschieht durch 20,000 Ballen Taback, und der Ueberschuß, der auf 150,000 Piaster geschätzt werden kann, wird mit baaren Thalern oder Zechinen saldirt.

Syrien schickt nach Salonichi für 200,000 Piaster Galläpfel, Eisenplatten, und grobe Zeuge von Aleppo und Damascus. Für diese Waaren holt es aus Salonichi Abats, Cochenille, und 100,000 Piaster an baarem Gelde, womit der Ueberschuß seiner Sendungen saldirt wird.

*) Die Hennestaude gehört zu der Familie des Purpurweiderichs oder Blutkrautes. Die Blätter werden gepülvert, und mit Limonienſaft in einen Teich verwandelt, den man als ein cosmetisches Mittel braucht.

Von Smyrna kommen Seife, Aly-zari, und getrocknetes Obst; diese werden gegen Abats und Caputröcke umgetauscht. Den wichtigsten Zweig des Handels zwischen Smyrna und Salonichi machen die Wechselgeschäfte, die durch die beständigen Abänderungen des Werthes der Geldsorten unausgesetzt im Gang sind, und immer von neuem Nahrung bekommen.

Aus der Insel Candien werden Oehl, Seife, Citronen, und Orangen geliefert. Dies alles wird theils mit Sode, theils mit baarem Geld bezahlt; der ganze Artikel beträgt 100,000 Piaster.

Von den Inseln des Archipels und besonders aus Chio werden Baumfrüchte, Weine und allerhand Seidenwaaren, z. E. Taffete, Gürtel, Schnupftücher und dergl. eingeführt. Dagegen giebt Salonichi rohe Seide, und Abats zurück, und saldirt den Rest mit baarem Gelde. Die Waarenlieferungen aus Chio können zu 800,000 Piaster berechnet werden.

Nach den Dardanellen werden Caputröcke und Abats verschickt, und man bekommt von daher Eicheln (Knoppern) von einer besondern Art von Eichbäumen, die auf der Küste von Troja wachsen; die Käppchen davon werden in den türkischen Gerbereyen gebraucht.

Aus der Barbarey kommen schwarze Sklaven und tunesische Mützen. Diese letztern werden in die Häfen von Morea geschickt, mit denen die Barbarey wegen der Rekrutirung ihrer Miliz in starkem Verkehr steht, und dort gegen Kermes ausgetauscht. Aus Morea kommen sie auf die Messen von Thessalien und Albanien; hier wer-

den sie gegen andere Waaren umgehandelt, und bis nach Salonichi gebracht.

Von Constantinopel zieht endlich Salonichi seidene Stoffe, Gold- und Silber-Brocate, gelben Saffian, verarbeiteten Bernstein, kostbare Tobackspfeifen, einige Circasserinen, Juwelen und Galanteriewaaren und überhaupt alle Artikel die zum türkischen Luxus gehören. Der Werth dieser Einfuhr, der beynahe auf eine Million Piaster steigt, wird mit Getreide, Taback, und seidenen Frauenzimmerkleidern saldirt. Mit Getreide wird gewöhnlich allein die ganze Schuld bezahlt; zieht hingegen Constantinopel seine Bedürfnisse an Getreide über das schwarze Meer, so muß Salonichi mit baarem Geld oder mit Rimessen jene Schuld bezahlen.

Gewichte.

Die türkischen Gewichte sind der Cantaar, die Oke und die Dragme. Der Cantaar wiegt vier und vierzig Oken, und die Oke hat vierhundert Dragmen. Die Dragme, die das Element des türkischen Gewichtes ist, kommt ganz unserm Quentchen gleich, und beträgt den achten Theil einer Unze. Der Cantaar wiegt folglich hundert sieben und dreyßig Pfund acht Unzen nach Tafelgewicht *), und die Oke drey Pfund, zwey Unzen.

*) Tafelgewicht ist ein besonderes, in den südlichen Provinzen von Frankreich gebräuchliches Gewicht, das zwar auch wie das Markgewicht sechzehn Unzen hat, die Unzen sind aber nicht so schwer, indem sechzehn Unzen Tafelgewicht nach Verschiedenheit der Orte ungefähr dreyzehn bis vierzehn Unzen Markgewicht ausmachen.

Nach dem alten französischen Gewicht betrug das Pfund nach Markgewicht zwölf Unzen, und das Pfund Tafelgewicht sechzehn Unzen, so daß zwischen beyden ein Unterschied von fünf und zwanzig Procent Statt hatte.

Maaße.

Die türkischen Maaße sind der Pic, zur Ausmessung von Tüchern, Zeugen ꝛc. und das Quilot, für Getreide und andere Sämereyen. Der Pic ist fünf und zwanzig Zoll groß; ein und dreyviertel Pics machen eine französische Elle. Ein Quilot von Salonicht hält drey und drey Viertel Quilots von Constantinopel, das im gemeinen Leben nur der Quilot von Stambul heißt. Vier und ein halbes Quilot von Stambul machen eine sogenannte Marseiller Last, und einen und ein Fünftheil Pariser Sester aus.

Genauer wird man jedoch die türkischen Maaße beurtheilen können, wenn ich noch ihre Verhältnisse mit den Gewichten beyfüge. Das Quilot von Salonicht wiegt fünf und achtzig Oken, und das von Stambul zwey und zwanzig. Die Marseiller Last kann zu dreyhundert Pfund und der Pariser Sester zu zweyhundert und funfzig Pfund berechnet werden.

Silbermünzen.

Die in der Türkei gangbaren Münzen sind theils diejenigen, die der Grosherr selbst prägen läßt, theils ausländische, die ausdrücklich für den Handel nach der Levante geschlagen werden.

Zum Maaßstab aller übrigen türkischen Münzen dient eine Silbermünze, die vierzig Paras werth ist. Sie heißt bey den Türken in der gewöhnlichen Sprache Grusch, und Aslauli in der Kunstsprache. Dies ist der eigentliche türkische Thaler, den man in dem europäischen Handel unter dem Namen des türkischen Piasters kennt, und der nach dem gegenwärtigen Wechselcurs ungefähr zwölf Gr. sächsisch, oder zwey französische Livres gilt. Der Para, deren vierzig einen Piaster ausmachen, hat folglich den Werth von einem französischen Sols, oder viertehalb Pfennige sächsisch.

Ehemals wog der Piaster sechs Dragmen, und wurde wie die meisten europäischen Münzen aus eilf Loth feinem Silber geprägt. Sultan Achmed III, der zu Anfang dieses Jahrhunderts regierte, war der erste Grossherr, der es wagte, die Münzen zu verfälschen, und neue Abgaben aufzulegen. Er mußte jedoch mit beyden Unternehmungen inne halten, weil sonst eine Empörung unausbleiblich erfolgt wäre. Die türkischen Kaiser können zwar ihrer Raubsucht gegen alle und jede Beamte des Reichs den Zügel schießen lassen, denn diese sind doch nichts weiter als ihre Sklaven; allein sie können die andern Muselmänner weder an ihrer Ehre angreifen und beleidigen, noch auch ihres Vermögens berauben, denn diese stehen unter dem Schutz der Gesetze.

Achmed III. verfälschte den Piaster um ein Zehntheil; seitdem haben alle, die in den Münzstädten zu Cairo und Constantinopel geprägt wurden, nie mehr Zusatz bekommen, als die Piaster von Achmed, bis auf die Regierung Muhammeds, in der Mitte dieses Jahrhun-

derts; dieser aber verringerte das Gewicht und zu gleicher Zeit auch Schrot und Korn derselben. Seine Piaster wiegen nicht mehr als fünf und ein halb Dragmen, und haben ein Drittheil Zusatz. Seit dieser Epoche ist die Verfälschung immer ärger geworden. Deshalb sind auch alle alten Piaster durchaus verschwunden, und man sieht heutzutag keine mehr in der Circulation als die von den drey letztern Regierungen. Der Piaster von dem Sultan Mustapha, der auch anfängt selten zu werden, wiegt fünf Dragmen; er enthält zwey und ein halb Dragmen in feinem Silber, und zwey und ein halb Dragmen Zusatz, oder, nach unserer Art zu reden, ihr Korn ist zu sechs Loth. Der Piaster von Abdul-Ahmed wiegt eine halbe Dragme weniger, als der von Mustapha, und enthält wie jener die Hälfte fein Silber und die Hälfte Zusatz; folglich ist er bloß durch den Unterschied im Gewicht um ein Zehntheil schlechter. Die Sarrafs, oder Wechsler, kaufen die Piaster von den Sultanen Mustapha und Abdul-Ahmed um einen etwas höhern Preis ein, als der gewöhnliche Piaster gilt, und schicken sie in die Münze nach Constantinopel, wo sie umgeschmolzen werden. Hierdurch verschwinden auch diese Piaster in solcher Menge, daß man in dem türkischen Handel bald gar nichts mehr wird zu sehen bekommen, als die Piaster von der jetzigen Regierung, die wahre Kupfermünze sind.

Diese Piaster von Selim III. wiegen vier Dragmen, und enthalten ein und dreyviertel Dragmen fein Silber, und zwey und ein viertel Dragmen Zusatz. Die Dragme feines Silber kostet sechzehn Paras, nach dortigem Geld;

folglich hat der Piaster einen innern Werth von acht und zwanzig Paras. Der Sultan gewinnt also zwölf Paras durch die Ausmüntzung. Die Dragme ist bey uns einem Quentchen gleich; acht Quentchen machen eine Unze und acht Unzen eine Mark; wenn man nun die Mark fein Silber zu vier und funfzig Livres, oder dreyzehn Rthlr. zwölf Gr. sächsisch annimmt, was sie ungefähr kostete, als ich Frankreich verließ, und folglich die Unze zu sechs Pfund funfzehn Sols, oder 1 Rthlr. sechzehn Gr. sächsisch, und die Dragme zu sechzehn Sols acht Den., oder fünf Gr. sächsisch, so ist der Piaster seinem inneren Gehalt nach acht und zwanzig Sols 1 Den., oder acht Gr. sächsisch werth. Daß er aber jetzt in dem Curs auf fünf und dreyßig bis vierzig Sols, oder eilf bis zwölf Gr. steht, hat seinen Grund bloß darin, daß die Handelsbilanz durchaus zum Vortheil der Türkei ist.

Der Asper ist das Element aller türkischen Münzen. Er gilt ungefähr vier Den. oder ungefähr ein drey achtel Pfennig, wenn man den Piaster zu zwey Livres oder zwölf Gr. rechnet. Drey Aspern machen nämlich einen Para, und vierzig Para machen einen Piaster. Folgendes sind die gewöhnlichsten Münzsorten: Der Asper, als erstes Element, ist eine kleine Kupfermünze, so wie auch der Para, der drey Aspern gilt, und von der Größe eines Pfennigs ist. — Der Bechlik ist die kleinste Silbermünze, und von einerley Korn wie der Piaster; er gilt fünf Paras; — der Onluk gilt zehn Paras. — Der Yirmilik gilt zwanzig Paras; — der einfache Izlote, dreyßig Paras. — Der neue Izlote, oder der Grusch,

und in dem fränkischen Handel der eigentlich sogenannte Piaster, sechs und vierzig Paras. — Der Altmichlik, sechzig Paras. — Der Jkilik, achtzig Paras. — Der Yuslik, hundert Paras. Diese letztere ist die größte Silbermünze von dem nämlichen Korn wie der Piaster, so wie der Bechlik die kleinste ist. Den Yuslik nennen die Franken auch den türkischen Thaler, weil er vor seiner letzten Umprägung die größte Aehnlichkeit mit den österreichischen Thalern hatte.

Dies sind die türkischen Silbermünzen, die zu den fremden, in der Türkei gangbaren, gehören, sind der deutsche Thaler, der in der Türkei Caragrusch, in Egypten Patake, und in dem fränkischen Handel Talari heißt. Er steht gegenwärtig auf drey Piaster, dreyzehn Paras; er wiegt acht vierzehn sechszehntel Dragmen, und besteht aus 11flöthigem Silber.

Der spanische, oder sogenannte sevillanische Piaster, ist von feinerm Korn als der Thaler, und ob er schon nur acht achtsechzehntel Dragmen wiegt, so gilt er doch drey Piaster und zwölf Paras. Der sächsische Thaler gilt drey Piaster acht Paras; der venetianische Ducaten, drey Piaster, zwölf Paras; und der ragusische, zwey Piaster, fünf Paras.

Goldmünzen.

Die türkischen Goldmünzen sind: Die Fundukli- die Zermahbub- und die Meshir-Zechinen.

Die Fundukli-Zechine wiegt ein und ein sechszehntel Dragme. Das Gold wird in der Türkei nach Meticalen und nach Karaten verkauft. Sechszehn Karate machen eine Dragme, und vier und zwanzig Karate ein Metical. Das Meticalgold kostet neun Piaster, und ein Karat funfzehn Paras; folglich kostet eine Dragme sechs Piaster. Wir haben oben gesehen, daß die Dragme Silber sechszehn Paras gilt, die Proportion zwischen Gold und Silber ist folglich in der Türkei wie eins zu funfzehn. In Europa ist sie jedoch wie eins zu vierzehn. Das Gold muß auch nothwendigerweise in der Türkei theurer seyn als das Silber, schon darum weil größere Summen vor der Raubsucht der Regierung verborgen werden können. Wer hier baares Vermögen besitzt, sucht es in Gold umzusetzen!

Die Fundukli-Zechine wiegt siebzehn Karat; sie enthält dreyzehn Karat reines Gold und vier Karat Zusatz, oder, nach unserer Art zu reden, sie hat ein Korn von ungefähr neunzehn Karat. Diese Zechine hat folglich nur einen innern Werth von hundert fünf und neunzig Paras, oder von vier Piastern, fünf und dreyßig Paras. Allein der Grosherr hat ihren Werth auf sieben Piaster bestimmt, und sie wird auch dafür im Handel und Wandel genommen.

Die Zermahbub-Zechine, die auch Stambuli-Zechine genannt wird, um sie von denen in Cairo ausgeprägten, die Meshir-Zechinen heißen, zu unterscheiden, wiegt dreyzehn Karat. Sie enthält zehn und ein

achtel Karat feines Gold, und ihr innerer Werth beträgt drey Piaster ein und zwanzig Paras; allein der Grosherr verkauft sie für fünf Piaster.

Eben so ist es nur Wille des Sultans, daß die Meshir-Zechine, die in Cairo geprägt wird, vier Piaster gilt, denn sie wiegt nur dreyzehn Karat, und enthält nicht mehr als acht und ein halb Karat feines Gold, wornach ihr wahrer Werth nur drey Piaster acht Paras ist.

Von ausländischen Goldmünzen sind in der Türkei gangbar: Die ungarischen und venetianischen Zechinen.

Die ungarischen Zechinen heißen Madgiar und gelten sieben Piaster. Sie wiegen eine Dragme und ihr Korn ist drey und zwanzig Karat.

Die venetianische Zechine, die sieben und ein halb Piaster gilt, und ein und ein sechszehntel Dragme wiegt, ist die beliebteste Geldsorte in der Türkei, und wird überhaupt im ganzen Orient für die erste unter allen Münzen gehalten. Sie hat das allerfeinste Korn, das man kennt, und das nur möglicher Weise vergrbeitet werden kann. Nach dieser venetianischen Zechine sind die holländischen und toscanischen Zechinen die gesuchtesten Goldmünzen.

Alle andern Geldsorten werden in der Levante blos als Waare behandelt, und wenn ihr Korn vorher ge-

hörig erpröbt worden, nach dem Gewicht verkauft. Große Summen werden in der Türkei nach Beuteln berechnet. Ein Beutel ist ein idealisches Maaß, das fünfhundert Piaster enthält. Der Zoll zu Salonichi ist für siebenhundert Beutel verpachtet, und der zu Larissa für dreyhundert Beutel.

Bemerkungen
über die Maratten,
vorzüglich
ihre Verfassung und Kriegsmacht;

von

W. H. Tone.

Bemerkungen über die Maratten,

vorzüglich ihre Verfassung und Kriegsmacht;

von

W. H. Tone.

Ob wir gleich über dieses seit etwa hundert Jahren berühmte Volk wegen seiner Kriege mit England und dermaligen Verbreitung über den ansehnlichsten Theil von Hindostan mancherley Nachrichten besitzen, so erschöpft doch keiner, welcher uns diese glücklichen Räuber kenntlich zu machen suchte, die Geschichte und heutige Verfassung der Maratten. Ihre alte Geschichte ist in Dunkelheit verhüllt, und ihre neuere so verwickelt, daß wir nicht einmal die Namen aller Fürsten wissen, welche die eroberten Provinzen Hindostans unter sich getheilt haben, brittische Heere sind als Feinde und Alliirte durch ihr Gebiet gezogen, aber ihre Tagebücher haben uns nur die Namen der vornehmsten Städte und Festungen erhalten, die sie auf ihrem Zuge berührten oder in der Nähe und in der Ferne erblickten. Die Maratten selber scheinen auch

Fremden so viel möglich ihre Einrichtungen zu verbergen. Daher wurden die brittischen Truppen, welche sich 1790 mit den Maratten vereinigten, um Tippo Saheb zu bekriegen, auf ihrem Hin- und Rückmarsch durch das Gebiet des Peischwa nie durch ansehnliche Städte, sondern immer in einer Entfernung derselben herumgeführt, so daß sie blos Dorfschaften und kleine Orte zu sehen bekamen. So lange wir uns also mit fragmentarischen Beyträgen über diese Hauptzertrümmerer des mogolischen Reichs in Hindostan begnügen müssen, so werden folgende Bemerkungen an Ort und Stelle gesammelt *), von einem Verfasser, der noch unter den Maratten lebt, und selbst beym Peischwa in Kriegsdiensten steht, hier nicht am unrechten Orte stehen, um so mehr, da er über ihre Sitten und Einrichtungen manches bisher Unbekannte erzählt, und die frühern Schilderungen dieser Nation so mannigfaltig berichtigt. Ich habe zwar Hrn. Tone in diesem Aufsatz gewöhnlich selbst reden lassen, jedoch zuweilen ihn abgekürzt, wenn er sich in Wiederholungen oder Discussionen verlor, welche ihn von seinem Gegenstande abführten. Auch habe ich zuweilen kleine Einschiebsel gewagt, wenn mir seine Bemerkungen nicht jedermann verständlich schienen, oder er in Indien bekannte, und mit den dortigen Staatseinrichtungen, Anstalten und Gebräuchen, vertraute Leser voraussetzte. Waren dergleichen Aufklärungen und Zusätze im Texte nicht

*) Seine kleine bey Debrett in London 1799 gedruckte Schrift heißt Attempt to illustrate some particular Institutes of the Mahrattah People principally relative to their System of Finance and War, &.

möglich, so sind diese von mir in den Anmerkungen angebracht.

Zu den indischen Einrichtungen voriger Zeiten gehört unter andern die Absonderung der alten Bewohner durch Rang und Ansehen von einander. Die alte Eintheilung in vier Hauptkasten ist längst erloschen, oder durch Heirathen, und Vernachlässigung der alten Vorschriften, so zerrüttet, daß es kaum möglich ist, die daher entstandenen Volksklassen zu unterscheiden oder einmal anzugeben. Kaiser Acbars Landbuch, das sein Vezier Abul Fazel in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts zusammentrug, bemerkt unter andern, daß die Unterschiede des Vaterlandes, der Gewerbe, und des Ranges der Vorfahren, so unendliche Nüancen in den Kasten gemacht haben, daß es unmöglich ist, alle Unterabtheilungen zu nennen. An einer andern Stelle sagt eben dieser Verfasser bey dem Kehteries, der Kriegerkaste, zu denen die ersten Großfürsten der Maratten gehörten, man zähle damals schon fünfhundert Abstuffungen, und es gebe eigentlich keine wahre Kehteries mehr, einige wenige ausgenommen, welche aber zu seiner Zeit keine Waffen führten *).

Die Maratten oder der ursprüngliche Theil dieses Volks stehen auf keiner hohen Stuffe der indischen Rangordnung, und sind nur einige Grade über die Kasten erhoben, die man für unrein hält. Sie folgen nach den Kasten, die man Daira oder Perwarri **) nennt. Da

*) L. Ajeen Akbery. Vol. III. S. 84. 87.

**) Da Herr Tone diese Kaste nicht näher erklärt hat, so habe ich über die Bedeutung ihres Namens nichts Aufklä-

sie aber wegen ihrer niedrigen Kaste von den höhern Ständen nicht geehrt werden, so haben sie sich durch Tapferkeit in Kriegsdiensten Achtung verschafft, und diesem Eifer sich auszuzeichnen, muß man zum Theil den bewundernswürdigen Fortgang marattischer Unternehmungen zuschreiben.

Die Hindus beobachten vorzüglich bey ihren Speisen besondere Vorschriften. Die Braminen dürfen nichts anrühren was Leben hat *). Die andern Kasten, je weiter sie sich von dieser obersten entfernen, sind weniger eingeschränkt bis auf die untersten, welche alle Speisen, außer Rindfleisch genießen können. Die höhern Kasten dürfen nur zu bestimmten Zeiten und unter besondern Umständen essen. Sie müssen ihre Speisen selbst bereiten, oder wenigstens von Leuten ihrer Kaste bereiten lassen, doch dies ist nicht überall eingeführt. Sie dürfen nicht zweymal von den zubereiteten Gerichten essen, müssen sich bey ihren Mahlzeiten entblößen, wenn jemand von einer andern

rendes finden können. Da aber zur dritten indischen Hauptkasse Bies, Wassidr, auch Banianen genannt, Ackerleute und Hirten gerechnet werden, so scheinen die Maratten zu ihr zu gehören. Ihre Glieder dürfen auch die heilige Schnur der Braminen tragen.

*) Auch davon finden sich Ausnahmen. Herr Dalrymple, der im ersten Stück des oriental Repertory S. 49. eine Menge indischer Kasten aufführt, und dabey bemerkt, ob sie Fleisch essen dürfen oder nicht, nennt unter den ersten die Worrias und Gundabraminen. Diese dürfen Fische, Wildprett, Hammelfleisch aber kein Geflügel essen. Ein Gleiches sagt Kaiser Acbars Landbuch. Th. III. S. 247. daß sonst auch Braminen in den Häusern der Kehteries, und Bies gespeiset, und diese wieder in den Häusern der Braminen gegessen hätten.

Kaste in den Cirkel tritt, worin ein Bramine sein Essen kocht, so werden dadurch für ihn die Speisen unrein. Es giebt noch eine Menge religiöser Anordnungen beym Waschen, Beten ꝛc., welche sehr lästig sind, und bey einer kriegerischen Lebensart nachtheilige Folgen haben können. Glücklicher Weise ist der Maratte von allen diesen Ceremonien befreyet. Er kann alle Speisen genießen, nur Rindfleisch nicht. Er kann sein Mahl zu allen Zeiten bereiten, und alle Speisen genießen, die für höhere Kasten eingerichtet sind. Beten und Waschen werden von ihm nicht nothwendig erfordert, er kann beydes zu allen Zeiten verrichten, oder auch nach Belieben aufschieben. Diese Vortheile verglichen mit den mancherley Einschränkungen, welche andere Kasten von einander absondern, machen die Maratten zum militärischen Leben vorzüglich geschickt. Seine Kaste, nach welcher er zur arbeitenden Klasse gehört, bildet ihn, Strapatzen und den Einfluß der Witterung auszuhalten, erhebt ihn aber auf der andern Seite wieder, um mit Braminen ungehindert umgehen, und ihre bessern Kenntnisse benutzen zu können. Endlich ist der Marattenstamm sehr zahlreich, und wegen seiner Menge kann er erwarten, in seinen Kriegsunternehmungen glücklich zu seyn.

Mehrere Geschichtschreiber haben bemerkt, daß Nationen, die sich noch im Hirtenzustande befinden, gute Krieger abgeben. Dies paßt vorzüglich auf die Maratten, die sich meist von Feldarbeiten nähren. Die drey großen Stämme, woraus die Maratten fast einzig bestehen, sind die Koonby oder Ackersleute, die Dungu oder

Schäfer *), und Cowla oder Kuhirten. Von dieser Abstammung kann man die große Simplicität der Sitten herleiten, die überall unter den Maratten herrscht. Homer erzählt, daß Prinzessinnen zu seiner Zeit an den Fluß gegangen wären, um ihre Kleidung selbst zu waschen. Ich habe es selbst gesehen, daß die Tochter eines mächtigen Marattenfürsten, der eine größere Armee ins Feld stellen konnte, als alle Griechen vor Troja zusammenbrachten, Brot mit eigenen Händen backte, und alle Haushaltungsgeschäfte besorgte. Ich habe selbst einen andern berühmten Marattenfürsten gesehen, selber das Feuer besorgen, um sich für die Nacht zu erwärmen, und eben denselben zu einer andern Zeit blos auf einer Sattelsdecke ruhend seinen Schreibern Antworten und Befehle diktiren, und übrigens in dieser Lage alle Staatsgeschäfte handhaben. In ihren Ideen, Begriffen und Kenntnissen ist der geringste Maratte nicht über den vornehmsten erhaben. Es scheint unter ihnen eine Gleichheit

*) So gehörte der 1793. verstorbene Marattenfürst. Madasi Seindiah, der mächtigste unter allen, zu der Klasse der Patel oder Ackerleute, er behauptete aber den Rang der Kehteries. Sein Nachbar Tukaji Holkar war aus dem Stamm der Schäfer entsprossen. Asiatic. Miscellany VII. n. 1. S. 103. Die Familie der Marattenfürsten in Guzeratte leitet ihren Ursprung vom Stamm der Hirten her. S. Moores Narrative of Captain Littles Detachment. S. 430. Hingegen gehört der Rajah von Berar zur Familie des Stifters des Marattenstaats, und ist ein Cheterie oder Rasbutte, und Purseram Bhow, dessen Gebiet in den südlichen Districten des Pelschwa liegt, ist ein Brammine wie der Peischwa.

des Karakters obzuwalten, und der unterste kennt und braucht keine andern Ausdrücke als der Oberste *)

Im Ganzen sind die Maratten ein ungelehrtes Volk. Daher sind sie gezwungen, in Regierungs- und Finanzgeschäften Braminen zu brauchen. Diese ehemaligen Staatsdiener sind allmählig zur Oberherrschaft gelangt, und jetzt stehen Braminen an der Spitze einer jeden maratischen Regierung. Der alte Einfluß der Nation in die wichtigsten Geschäfte hat aufgehört, seitdem der Abkömmling des ersten Oberhaupts des berühmten Sevagi als Gefangener in Setterah lebt, und die Regierung in Punah von Braminen verwaltet wird **). Diese sind

*) Was Herr Tone oben erzählt, wird ebenfalls von andern bestätigt, welche die Maratten in ihrer gewöhnlichen Lebensweise zu beobachten Gelegenheit hatten. So pflegte sonst der Peischwa, der erste unter allen Marattenanführern, so lange das wirkliche oder vermeinte Oberhaupt, in der Festung Setterah nach indischer Weise gefangen ist, beym Abmarsch der Truppen jeden der geringsten Oberbefehlshaber öffentlich zu umarmen, und jedermann konnte ohne Umstände zu ihm kommen. Dies ist aber seit geraumer Zeit abgeschafft, weil einer von den niedern Officieren sich wirklich an der Person des Peischwa vergriffen haben soll. (W. Chambers Account of the Maratah State. Lond. 1787. S. 37.). Doch unterscheiden sich die Oberhäupter durch orientalische Pracht auf ihren Feldzügen von den niedern, und Purseram Bow, einer von den kleinern Fürsten, der 1790 die Maratten gegen Tippo Sultan befehligte, wollte lieber einem Mannöure der englischen Truppen nicht beywohnen, weil er seinen Elefanten verlassen, und ein Pferd besteigen sollte, um die Evolutionen anzusehen, aber sich von den Vorzügen der europäischen Waffengeschicklichkeit, vor der indischen zu überzeugen.

**) Unbedingt kann man unmöglich des Verfassers Meynung beypflichten. Der letzte von Sevagis Nachkommen oder Verwandten lebt noch in Setterah, und wird als das Ober-

allerdings geschickter, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen. Ihr höfliches Betragen, ihre ausgezeichnete Gewandtheit, ihr lebhafter Verstand, ihr scharfer Blick und vor allen ihr Gleichmuth zeichnen sie bey allen diplomatischen Geschäften aus. Dies ist aber ihre beste Seite. Im übrigen besitzen sie keinen Funken von Zuverlässigkeit, sie haben alles Gefühl von Mitleid verloren, Dankbarkeit kennen sie nur dem Namen nach, sind Sklaven der unersättlichsten Haabsucht, und mit einem Wort, für sie sind alle Empfindungen der Moralität verloren.

Man glaubt gemeinhin, die Braminen hätten einen unbegrenzten Einfluß auf die indische Nation. Allein sie besitzen dieses Uebergewicht keinesweges. Ich weiß es, daß sie häufig als Verbrecher oder Schuldige hart bestraft, ja auf Befehl der Marattenfürsten hingerichtet sind. Es ist freylich das Verbot gegründet, das Blut eines Braminen zu vergießen, aber sie werden auf andere Weise getödtet. Der verstorbene Marattenfürst Tuckaji Holkar, der den westlichen Theil von Malwa beherrschte, der zur Zeit nach seinem Nachfolger Cassey Row gehört, ließ seinen braminischen Minister auf folgende Art hinrichten, daß er ihn in Oel getunkten Zeugen einwickeln, und so verbrennen ließ. Sonst ist ihre gewöhnliche Strafe, ihren Körper so lange in kaltes Wasser zu halten,

haupt der ganzen Nation angesehen, auch sind die mächtigsten Marattenfürsten, der Peischwa und einige geringere Oberhäupter ausgenommen, wirklich marattischen Ursprungs. Er zeigt auch bald hernach, daß die Braminen doch dem Willen der Fürsten unterworfen sind.

bis er zu schwellen anfängt, wonach der Tod nicht lange auszubleiben pflegt.

Andere oder geringere Missethäter werden bey den Maratten auf mancherley Weise bestraft. Nase und Ohren abschneiden fällt häufig vor, wird aber auf Todesstrafe erkannt, so pflegt man den Verurtheilten so lange von einem Elefanten schleifen zu lassen, bis er das Leben verliert. Eine andere Art besteht darin, den Kopf des Verbrechers in einen Sack zu stecken, und mit einem schweren Hammer zu zermalmen. Doch ist die allgemeinste Todesstrafe, dem Verurtheilten Arm und Beine abzuhacken, und ihn in diesem Zustande liegen zu lassen, bis er seinen Geist aufgiebt. Dies geschieht meistens auf die grausamste martervollste Art mit einem gemeinen Scheermesser, und der Scharfrichter gehört zur niedrigsten Volksklasse. Wenn man dergleichen Todesstrafen mit angesehen hat, so bedenkt man sich keinen Augenblick der gewöhnlichen Meinung zu widersprechen, die Hindus wären von Natur nicht blutdürstig.

Jetzt darf man nicht mehr die Braminen als blos geistliche Personen betrachten. Sie beschäftigten sich vielleicht ehemals mit Andachtsübungen, und blos religiösen Verrichtungen, aber gegenwärtig hat diese ursprüngliche Absonderung aufgehört, und man findet jetzt Braminen, die Kaufleute, Banquiers, Kriegszahlmeister und Soldaten sind. Der einzige wirkliche Geistliche, oder blos mit religiösen Geschäften Beschäftigte, von dem ich je in Hindostan gehört, und den ich selber dort ge-

troffen habe, war der Guru *), aber nicht von der braminischen, sondern von der Byragkaste.

Vielleicht ist die Toleranz anderer Religionspartheyen der edelste Theil des braminischen Karakters. Ein Hindu kann sich nicht vorstellen, daß es möglich sey, andere wegen blos speculativer Grundsätze zu verfolgen. In Punah, der Hauptstadt der Maratten, und der Residenz des Peischwa, findet man mehrere Moscheen und eine christliche Kirche, wo die Bekenner beyder Religionen ihren Gottesdienst ohne Hinderniß abwarten können.

Die Maratten **) waren vor etwa vierzig Jahren ein kaum dem Namen nach bekanntes Volk, dessen Vater-

*) Was für eine Art indischer Geistlichen Herr Tone unter diesem Namen versteht, wird von ihm nicht näher erklärt. Fra Paolino de San Bartholomeo, der in seiner Reise nach Ostindien so treffliche Aufschlüsse über die Küste Malabar gegeben hat, nennt S. 295 diejenigen Bramine Guruh, welche die Moral und andere philosophischen Wissenschaften lehren. Sonst hießen die ersten zehn Oberhäupter Siks Guru. Auch nennt man in Bengalen die verschiedenen tibetanischen Lamen Guru.

**) Der Name der Maratten ist in Indien sehr alt, ob er gleich später in Europa bekannt wurde. Ferishta nennt in seiner Geschichte von Dekan translated by J. Scott. Vol. I. S. 32.) schon ums Jahr 1370 einen Fürsten der Maratten Namens Geodeo, der sich in Baglana durch seine Streifereyen berühmt machte. Später kömmt der Name bey ihm auch häufig vor, ob er gleich die Maratten, eben so oft Bergies und selbst Sevagis Anhänger mit dem Namen Bergies bezeichnet. Auch in Kaisers Akbars Landsbuch erscheint der Name der Maratten schon. Hier wird (Vol. III. S. 89.) gelegentlich unter den verschiedenen indischen Mundarten, der Marattendialect aufgeführt, ohne etwas von dem Volke anzumerken, das sich desselben bediente.

land bald nach dem eigentlichen Hindostan versetzt ward. Allein sie sind ursprüngliche Bewohner der Halbinsel Dekan, obgleich ihre Fürsten, unter denen die Nation so furchtbar wurde, von den Rasbutten oder der Kriegerkaste stammten, und zu ihren Anherrn, die alten berühmten Rajas von Chitor in der Provinz Agimere zählten. Die alte Heimath der Maratten bestand aus den Provinzen Kandeisch und Baglana, nebst der Küste Konkan. Gegen Norden begrenzte der Nerbuddafluß ihr Gebiet, und jenseit desselben wohnen die räuberischen Völkerschaften, die Gracias und Bills *), und man wird schwerlich weiter nordwärts wirkliche Maratten finden. Gegen Westen erstreckt sich das alte Gebiet der Maratten längst der Seeküste von Suratte bis an die Grenze von Canara. Gegen Süden macht Tippos ehemaliges Gebiet die Grenze, und hier scheinen sie außer auf ihren Streifzügen nicht über den Fluß Tombadra gekommen zu seyn, weil dort die Einwohner Telingas **) sind. Des Nizams von Dek-

*) Beydes sind Namen wenig bekannter roher Völkerschaften, welche in dichten Waldungen oder gebirgigten Gegenden zerstreut leben und die Caravanen plündern. Bills findet man vom Flusse Nerbudda bis im äußersten Norden von Agimere. D'Auquetil du Peron, der 1756 von Anrungabad nach Suratte durch das Gebiet der Maratten reisete, fand an mehreren Orten dieseit des Nerbudda Haufen von Bills. Von den Gracies, s. meine Geschichte der Maratten. S. 27. Die Dschaten, welche weiter unten vorkommen, wohnten ehedem in Guzeratte, und nachher in Agra. Sie waren von 1760 bis 1770 berühmter als gegenwärtig s. Sullivan. S. 227.

**) Nach indischen Traditionen wohnten ursprünglich sechs verschiedene Völkerschaften oder Stämme in Dekan. Malas

kan Länder machen die östliche Grenze. Hier wohnen ebenfalls Telingas, die von den Maratten in der Sprache und Karakter verschieden sind. In diesem ziemlich ansehnlichen Bezirk von funfzehn bis ein und zwanzig Grad nördlicher Breite liegen die alten Wohnplätze der Maratten, ehe sie in unserm Jahrhundert ihre Herrschaft so weit, vorzüglich nordwärts ausdehnten. Sie sind von Natur befestigt, und bestehen aus Gebirgen und engen Päſſen, alle durch Festungen vertheidigt, in welchen man die ersparten Schätze verwahrt, und die als Zuflucht bey unglücklichen Feldzügen oder Niederlagen dienen. Kein Land ist für einen Vertheidigungskrieg so gut beschaffen, so daß wenn die Maratten auch auf ihren Streifzügen geschlagen oder zurückgedrängt werden, sie dennoch in ihrem eigenen Lande unüberwindlich sind. Ich habe auf einem Marsch durch die Provinz Candeisch an zwanzig Festungen nach verschiedenen Richtungen gezählt. Ein so beschütztes Land ist unbezwinglich, und von dieser Wahrheit ward Kaiser Aurung zwar überzeugt, als er es zu erobern versuchte. Allein selbst auf dem Gipfel seiner Allgewalt in Dekan hielt ers für besser, den damals noch unbedeutenden Sevagi, den eigentlichen Stifter des Marattenstaats laufen zu lassen, als diesen Feind seiner neuen Eroberungen zu verfolgen, dessen flüchtige Schaaren er freylich zerstreuen, aber nie überwältigen konnte. Diesen anfänglich unbedeutenden Räuberschwärmen ist es zuletzt geglückt, die Verwirrungen zu benutzen,

bar, Canava, Merhat, Telinga, Oriah oder Oriſſa und Gundivanna.

welche nach Aurungzebes Ableben entstehen mußten, um die besten Provinzen von Hindostan zu erobern, oder zu brandschatzen und auszuplündern, wenn solche von ihren neuen Eroberungen zu entfernt lagen.

Diese plötzlichen unerwarteten Glückszufälle bey den Thronstreitigkeiten, unter den kaiserlichen Prinzen und den Empörungen der Statthalter in den Provinzen, haben den Maratten unverdient einen Ruf verschafft, und daher haben Gelehrte sich Mühe gegeben, die Etymologie ihres Namens zu entwickeln. Holwell leitet ihren Namen vom indischen Worte Maha, groß, und Rattor dem Namen einer besondern Kaste her, und glaubt, die Maratten gehörten zu den Rasbutten, von denen jedoch der große Volkshaufen ganz und gar verschieden ist. Denn die Rasbutten, oder die angesehensten der indischen Kriegerkaste, (Cheteries) unterscheiden sich durch Statur und äußeres Ansehen von den Maratten, da diese im ganzen untersetzt, und meistens schlecht geformt sind. Ihre Schriftzüge sind auch ganz und gar verschieden, sie bedienen sich des in Dekan allgemein üblichen Alphabets, dahingegen die Rasbutten die Marwarri oder nördlichen Schriftzeichen brauchen.

Herr Major Rennel, dem die Geographie vom festen Lande von Hindostan und Dekan, ihre ganze heutige Kenntniß verdankt, leitet den Namen der Maratten von einem Distrikt Mehrut *) ab. Ich habe nie gefun-

*) Mehrut ist allerdings der alte Name eines Distrikts in der Provinz Baglana, welche sich sonst in Dekan vom Flusse Tapti, bis in die Nachbarschaft von Puhna erstreckte. Ferishta nennt diese Provinz häufig in seiner Geschichte von De-

den, daß die Hindus als Volk ihren Namen von ihrem Wohnort entlehnen. Ihre Kaste, oder ihr Stamm borgt nie den Namen seines Wohnorts, sonst müßten wir auch die Länder aufsuchen, worin Gracias, Bills und Dschaten (Jautes) wohnen, oder ehedem herumzogen.

Die Verfassung der Maratten ist weder monarchisch noch aristocratisch oder democratisch. Der Peischwa kann nicht geradezu befehlen, es giebt keinen erblichen Adel unter ihnen, und das übrige Volk nimmt an der Landesregierung oder der gesetzgebenden Gewalt keinen Antheil.

Der Marattenstaat läßt sich daher mit Teutschland vergleichen, er ist eine wahre militairische Republik, deren Häupter von einander unabhängig sind, jedoch den Peischwa in Punah für ihren Obern anerkennen, der wiederum als der erste Minister des in Satterah gefangenen Kaja anzusehen ist. Ihre Abhängigkeit, von dem Großfürsten (Maha Raja) in Setterah ist aber blos dem Scheine nach. Der unglückliche Nachfolger des Sevagi, ob er gleich aller Gewalt beraubt ist, genießt indessen gewisse einmal hergebrachte Vorzüge. Der Peischwa wird nur von ihm eingesetzt, indem er von sei-

lan. Die erste Meldung derselben fällt in das Jahr 1274. Mehrut würde gewiß auch in Akbars Landbuch vorhanden seyn, hätte dieser Kaiser seine siegreichen Waffen so weit in Dekan als seine Nachfolger verbreitet. Der Verfasser des persischen Geschichtbuchs Khazanah e Aamerah, woraus Herr W. Chambers 1786. im N. L. B. II. des Asiatic. Miscellany die Geschichte der Maratten übersetzte, nennt ihr Vaterland ebenfalls Mehrat, welches nach ihm ein Theil der alten Provinz Deogir war, die hernach Dowlatabad genannt ward

ner Hand des Khelat oder orientalische Staatskleid empfängt. Zieht der Peischwa zu Felde, so muß er vorher von dem gefangenen Rajah um eine Abschiedsaudienz ansuchen. Das Land um Setterah herum ist von aller Kriegskosten und Beschwerden frey. Betritt ein Marattenfürst den zu dieser Vestung gehörigen Bezirk, so muß er alle Zeichen seiner Würde ablegen, und darf die großen Heerpauken, die ein Elefant immer im Gefolge indischer Fürsten trägt, nicht rühren lassen. Dies sind die einzigen Ehrenbezeugungen, welche dem titulären Oberhaupt der Maratten von seiner ehemaligen Würde übrig geblieben sind, der sonst als Staatsgefangener von geringen Einkünften lebt. Der gegenwärtige Maharaja war vor etlichen Jahren ein bloßer Reuteroffizier, weil er aber von Sevagis Geblüte stammte, so ward er nach dem Tode des letzten Fürsten aus seiner glücklichen Dunkelheit auf den Thron im Kerker erhoben.

Alle Einrichtungen dieses sonderbaren Volks reitzen die Neugierde, weil sie eben so sehr von den orientalischen, als den europäischen verschieden sind. Die Länder der verschiedenen Fürsten liegen untereinander zerstreuet und vermischt. Das Gebiet des Peischwa erstreckt sich längst der Küste von Concan, aber ihm gehören auch Provinzen, welche nordwärts von Delhi liegen. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß Districte oder einzelne Städte, zweyen oder mehreren Fürsten gehören, ja der Peischwa und sein Nachbar der Nizam von Dekan besitzen einige gemeinschaftlich. Ein so zerstückeltes Gebiet, scheint die Stärke des Ganzen zu schwächen, ich weiß aber nicht ob sie absichtlich oder zufällig so vertheilt sind.

Der Peischwa, ob er gleich als Oberherr des ganzen Marattenstaats anerkannt wird, besitzt für sich kein ansehnliches Gebiet. Die Stadthalterschaft Ahmedebad in der Provinz Guzeratte ist die größte von seinen Ländern, und trägt ihm etwa sechs Millionen Rupien ein. Mehrere von den hohen Staatsbeamten in Puhna besitzen in dem südlichen Gebiet des Peischwa, ansehnliche Lehne ganz von ihm unabhängig wegen ihrer hohen Stellen. Purseram Bow, der die Maratten im vorletzten mysorischen Kriege befehligte, und dessen Residenz Taigon (Tasgon) heißt, hat drey Millionen Einkünfte, Rastia und andere Marattenfürsten der zweyten Klasse besitzen ebenfals in den Ländern des Peischwa ansehnliche Districte. Daher sind die Einkünfte des Peischwa von seinen Landbesitzungen unbeträchtlich. Allein seine vornehmste Einnahme besteht aus den Contributionen oder Geldunterstützungen, die ihm die andern Marattenfürsten zahlen müssen, so daß man sie jährlich auf vier Crore oder vierzig Millionen Rupien schätzt.

In dem Reichsrath von Punah sind alle hohen Stellen erblich. Der Dewan oder Minister, der Furnavese oder Schatzmeister der Chitnavese oder Staatssecretair, selbst die Befehlshaber der Truppen oder der Führer des Reichspaniers *), besitzen diese Aemter für sich und ihre Nachkommen, und kein Peischwa hat es

*) Diese Fahne heißt bey den Maratten Jerriput, und ist eigentlich eine kleine in der Mitte ausgeschnittene Standarte von Goldstoff. Sie wird nur bey der Armee geführt wenn der Peischwa mit ins Feld zieht.

noch gewagt hierin eine Veränderung zu machen, die niedrigen Stellen werden aber nach Verdienst oder nach Willkühr vergeben.

Bey der marattischen Regierung ist dieses merkwürdig, daß sie beständig sich im Kriegszustande befindet. Dies rührt vorzüglich von der schwankenden, unsichern Staatsverfassung her, und daß die neueroberten Provinzen nur durchs Schwert im Gehorsam erhalten werden. Sie müssen überdem den Chout oder den vierten Theil der Landeseinkünfte, den die Nachbaren nur gezwungen bezahlen, mit den Waffen in der Hand eintreiben, überdem ist der Krieg für sie eine reichliche Erwerbsquelle, daher sie die verschiedenen Provinzen beständig ausplündern, die sich ihnen noch nicht unterworfen, oder welche sie noch nicht ganz wie die Fürstenthümer der Nasbutten in Agimere, die Provinzen Bundelkund, Gohud, unterjocht haben. Diese militairische Streifzüge heißen bey den Maratten Mulukghere, vom persischen Worte Mulut Land, und Ghere Besitz nehmen. Die Kriegszüge sind mit großen Kosten verknüpft, daher die Fürsten in diesem Fall häufig ihre Territorialeinkünfte zu anticipiren pflegen. Diese werden reichen Banquiers verpfändet, welche den Vorschuß in dem schlechtesten Gelde bezahlen, und wenigstens dreyßig Procent Provision nehmen. In solchen Districten, welche unter der Verwaltung der Fürsten stehen, werden die Abgaben nach uralter Weise gehoben. Die Zölle von den eingeführten Waaren steigen nicht über fünf Procent, von der Butter aber sollen sie funfzig betragen. Die Einkünfte von den Ländereyen, oder die Hälfte des reinen Ertrages, der Chout den der Nizam be-

zahlen muß, und die Beute welche die Maratten von dem Mulnkghere heimbringen, sind die vorzüglichsten Geldquellen ihrer Regenten. Sie betragen zwar jährlich ungeheure Summen, allein ihre Ausgaben übersteigen die Einnahme gar sehr. Das von ihnen eroberte durch Streifereyen und Plünderungen erschöpfte Hindostan ist außer Stande eine einzige Rupie aufzubringen. Die großen Reichthümer dieser ehemals so blühenden Provinzen sind für die Circulation ganz verloren, und in den Schatzkammern einzelner Großen vergraben. Der Geldmangel ist in den nördlichen Provinzen so groß, daß Scindiahs Nachfolger der Oberherr derselben seit zwey Jahren Geld von der Stadt Punah hat erpressen müssen, um seine zahlreichen Truppen zu besolden.

In den verschiedenen indischen Staaten hat der eigentliche Landesherr wenig zu sagen, außer wenn dieser ein Mann von Talenten ist. Sein erster Minister hat alle Gewalt in Händen, und diese Stelle erhält derjenige, der das ansehnlichste Geschenk darbringen oder in Nothfällen Geld schaffen kann. Ein indischer Minister der in solchen Fällen eine leere Kasse hat, wird sicher seiner Dienste entlassen. Nachdem der Fürst das Geschenk erhalten, welches oft einige Lac Rupien beträgt, so sucht der Käufer dieser Stelle sich wegen seiner Auslagen zu entschädigen, und jetzt sind Bestechungen aller Art Thür und Thore geöffnet. Ein jedes Amt noch so klein wird dem Meistbietenden überlassen; ohne auf die Person des neuen Käufers oder dessen Geschicklichkeit zu sehen. Die Posten der Steuereinnehmer, Vestungscommendanten und Dorfschulzen werden alle öffentlich verkauft. Der-

jenige der eine solche Stelle gekauft hat weiß nicht ob er sie das nächste Jahr noch inne hat, daher sucht er nur seine Habsucht zu befriedigen. Er erpreßt von dem unglücklichen Landmann, den Schweis seiner Arbeit, und plündert die Unterthanen aus. Wird ein solcher Tyrann abgesetzt, so hören damit die Leiden der Unterdrückten nicht auf, denn sein Nachfolger der ebenfalls für seine Stelle bezahlt hat, ist eben so raubgierig und ohne alle Grundsätze.

Daher besitzt der größte Theil der Einwohner ganz und gar kein Vermögen. Sehr wenige von den Maratten haben Gelegenheit Geld zu erwerben, die Brauminen ausgenommen, welche die ersten Staatsämter bekleiden. Ihr Geiz ist grenzenlos, und wenn ja das gierige Geldanhäufen eine Thorheit ist, so findet diese bey ihnen statt. Denn wenn der Fürst auch den Brauminen ihre Geldererpressungen Jahre lang hingehen läßt, so erregen ihre schnell erlangten Reichthümer doch zuletzt seine Aufmerksamkeit, und sie müssen ihm am Ende ihre Schätze ausliefern, und vielleicht ihr Leben in irgend einer Vestung, als Staatsgefangene beschliessen. Stirbt er in seinem Posten, so wird sein Vermögen zum Besten des Fürsten confiscirt, doch erhält seine Familie alsdann eine Pension, oder wird auf andere Weise versorgt. Dieser Gebrauch das Vermögen reicher Staatsdiener an sich zu ziehen, gehört zu den zufälligen Einkünften der Fürsten, und die Maratten bezeichnen diese Einnahme mit einem besondern Namen.

Im Ganzen giebt es wol keine Regierung als die maratische, unter welcher die Unterthanen alles Schutzes

beraubt sind. Unter einer Regierung bloß auf Raubsucht, Bestechung und Unsicherheit gegründet, läßt sich weder häusliches Glück, noch öffentliche Sicherheit erwarten. Daher rührt auch das unbeschreibliche Elend des gemeinen Volks, und Unterdrückung, Armuth und Hunger scheinen zu den Eigenthümlichkeiten des Landes zu gehören. Wenn man die große Fruchtbarkeit Indiens bedenkt, so ist es fast unerklärlich, daß dessen Provinzen so oft von Hungersnoth heimgesucht werden, da der Boden des Jahres zwey bis dreyfältig trägt, so sieht man leicht daß das Uebel in den Erpressungen und der Habsucht der Regenten liegen muß. In einem Lande wo Revolutionen so häufig sind, verschwindet allmählig jeder Sporn zur Industrie. Der Landmann, der seinen Boden dies Jahr anbauet, ist nicht versichert, daß er ihn das kommende behalten werde. Oder bleibt er im Besitz seines Guts, so ist es wahrscheinlich, daß ein Truppencorps in seiner Nachbarschaft Quartier erhält. Kaum kann ihn ein größeres Unheil treffen, denn ein Haufen Maratten richtet gleiche Verwüstungen als Myriaden Heuschrecken an. Das Eigenthum der Freunde ist ihren Räubereyen eben so ausgesetzt als das feindliche. Daher erzeugt der Landmann nicht mehr Getreide als er zu seinem nöthigen Unterhalt braucht, da nun gar keine Magazine oder Vorrathshäuser vorhanden sind, so entsteht bey großer Dürre, oder wenn zu viel Regen fällt, alsbald eine Hungersnoth. Die Einwohner verlassen ihre Wohnungen und flüchten sodann nach der Küste oder in andere Provinzen, wo der Mangel nicht so groß ist. Die Menge Menschen, die dort auf einmal ankommen,

veranlassen bald Theurung und endlich ebenfalls Hungersnoth, und nun verbreitet sich die Plage allgemein. Zu dieser Zeit erblickt der Reisende den höchsten Grad des menschlichen Elends. Hunger, Nacktheit, und Seuchen, und das Ende von allen den Tod. Die Straßen sind mit Leichnamen, und die Landwege mit Todtengerippen bedeckt, und jeder Ueberlebende ist ein Bild des äußersten Elends und der Verzweifelung. Wegen dieser so oft entstehenden Hungersnoth, sind die indischen Provinzen, so schlecht bevölkert, und man kann sicher behaupten, daß in dem ganzen Lande, Bengalen und Bahar ausgenommen von funfzig Morgen kaum einer angebauet ist, und das angebaute Land dient zum sichern Zeichen der guten oder schlechten Bevölkerung. Es ist nicht ungewöhnlich, daß große Städte, bey einer solchen Landsplage dreyviertel ihrer Einwohner verlieren, und das platte Land eben so viel, daher werden ganze Districte menschenleer, und die Felder bewachsen mit Gesträuch und Dornen.

Oben ist bereits bemerkt worden, daß die Maratten im beständigen Kriege leben. Am Feste Dussera, welches jährlich zu Ende des nordwestlichen Monsuns fällt, wird des Fürsten Hauptpanier aufgesteckt, seine Staatszelte werden aufgeschlagen, und es wird schnell ein Lager formirt. Hier werden die Operationen des kommenden Jahres bestimmt, ob man wirklich Krieg anfangen, oder bloß den Tribut eintreiben, oder auf Streifereyen ausgehen will. Letzteren sind vorzüglich die Länder der Rasbutten, der nördliche Theil von Guzeratte, nebst andern kleinen Bezirken ausgesetzt, da der übrige Theil

von Hindyſtan und Dekan entweder von den Maratten erobert, oder in den Händen der Engländer und ihrer Alliirten iſt.

Wenn die ganze vereinigte Macht der Maratten ins Feld zieht wie 1794. in dem Kriege mit dem Nizam von Dekan geſchah, ſo wird die Armee in drey Abtheilungen abgeſondert, von denen jede eine beſondere Stellung nimmt. Die erſte beſteht aus der Avantgarde und ihrer ganzen Infanterie. Ihr Befehlshaber iſt der Fahnenträger des Peiſchwa, obgleich jedes Oberhaupt ſeine eigenen Truppen anführt. Das Centrum dient eigentlich zum Reſervecorps und iſt bloß mit der nothwendigſten Bagage und Artillerie verſehen. Das Hintertreffen befehligt der Peiſchwa in Perſon, und bey demſelben befindet ſich der ganze Artilleriepark, nebſt der Bagage der Armee.

Die Maratten greifen den Feind nicht leicht an, bevor ſie mit ihm unterhandelt haben, und kann der Zwiſt mit Geld ausgeglichen werden, ſo ziehen ſie eine anſehnliche Summe allemal den militäriſchen Operationen vor. Selbſt wenn ſie in der Nachbarſchaft der feindlichen Armee ſtehen, laſſen ſie ſich ſelten in ordentliche Gefechte ein, ſie müßten denn ſelbſt angegriffen werden, ſondern ſie bleiben lange Zeit in ihrem Lager ſtehen, ſuchen nur ihren Gegnern die Zufuhr abzuſchneiden, und das umherliegende Land auszuplündern.

Die Hauptſtärke der Maratten beſteht in ihrer zahlreichen Cavallerie, welche man in vier verſchiedene Klaſſen eintheilen kann, die erſte Klaſſe heißt bey ihnen Baugiers. Sie beſtehen aus den Haustruppen der Fürſten; dieſe

liefern und unterhalten auch die Pferde. Mannschaft und Pferde sind vortrefflich, und der Reuter bekömmt etwa acht Rupien monatlichen Sold.

Die zweyte Klasse wird von den sogenannten Sillabars oder schwer bewaffneten gestellt. Sie machen mit den Fürsten einen Kontract, so und so viel Pferde und Reuter zu stellen, so gut sie mit ihm einig werden können, und erhalten gewöhnlich fünf und dreyßig Rupien monatlich, den Sold des Reuters mit eingerechnet.

Zur dritten Klasse gehören die Freiwilligen, die ihre eigenen Waffen und Zeug mitbringen, und monatlich vierzig bis funfzig Rupien Sold nach dem Werth und der Beschaffenheit ihres Pferdes erhalten.

Die vierte Abtheilung der Reuterei besteht aus den sogenannten Pindarins. Dies sind bloß Räuberhaufen die keinen Sold bekommen, nur von Plündern leben, und dem Fürsten den vierten Theil der gemachten Beute abgeben müssen. Sie sind aber so schlechte Soldaten, und so schwer in Ordnung zu halten, daß man diese Pindarins nur bey den Armeen einzelner Marattenfürsten findet.

Die auf diese Weise zusammengebrachte Armee steht unter gar keiner Zucht. Keiner dient eine gewisse bestimmte Zeit, sondern kann das Heer wieder verlassen, wenn es ihm beliebt. Sie leisten auch keine andere Dienste als in wirklichen Gefechten, und daß man einzelne Reuter als Pikete ausstellt, oder auf Kommando ausschickt. Die Reuterei der Maratten wird sehr unordentlich und schlecht bezahlt. Selbst die erste Klasse derselben erhält statt des Soldes im Felde alle Tage eine

Quantität groben Mehls, welche kaum hinreicht ihren Hunger zu stillen. Die Silladars stehen sich nicht besser. Nach seinem Kontracte mit der Regierung ist ihm ein Stück Landes angewiesen seine Pferde zu weiden. Dort lebt er mit seiner Familie wenn er nicht zum Dienst berufen wird, und sucht seine Pferde zu vermehren, vorzüglich Stuten zu ziehen, aus denen größtentheils die Reuterpferde der Maratten bestehen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Silladar, der bloß nebst einem Pferde Dienste nimmt, in wenigen Jahren Besitzer einer ansehnlichen Stuterey ist. Sie besitzen mancherley Methoden ihre Stuten fruchtbar zu machen, und dressiren ihre Füllen sehr früh, daher sie schnell die zum Reuten erforderlichen Kräfte erlangen. Diese anhaltende Sorgfalt, die Pferde zu pflegen, und zu warten, ist die Hauptursache der ungeheuren Menge womit sie ihre Feldzüge eröffnen. Aber außer ihrer eigenen Zucht werden nach den indischen Jahrmärkten eine Menge Pferde von Candahar und den nördlichen Provinzen gebracht, doch dergleichen bekommt man bey den gemeinen Maratten nicht viele zu sehen. Bey einem Kriegsaufbruch muß der Silladar seine Pferde vorher mustern lassen. Die Musterung besorgt ein Bramine, der aber vorher durch ein Geschenk gewonnen werden muß; sonst würde er nicht die kleinsten elendsten Gäule für Reuterpferde passiren lassen, und Futtersäcke und Stricke, womit die Maratten ihren Pferden auf der Weide die Füße zusammenbinden, statt wirklicher Pferde aufzeichnen, die sich vorgeblich auf der Grasung befinden sollen. Die Fürsten werden bey dieser Gelegenheit auf alle mögliche Art betrogen, und

sie suchen sich wieder von ihrem Verlust durch schlechte und unregelmässige Bezahlung zu erholen. Denn wenn ein Reuter vom Rückstande seines Soldes auf ein ganzes Jahr endlich die Bezahlung von sechs Monaten erhält, so glaubt er recht gut bezahlt zu seyn, und kann es auch glauben, da ihm Pferde bezahlt werden, die nur auf der Musterrolle existiren. Die Freywilligen stehen sich noch schlechter, weil man den Sold von den Maratten, wie unten gezeigt werden soll, mit Gewalt erpressen muß.

Ein anderer großer Fehler bey der Marattischen Cavallerie besteht darin, daß die Pferde den Reutern größtentheils eigenthümlich gehören. Sie wagen sich daher nicht leicht in Gefahr, weil sie nach dem Verlust ihres Pferdes nicht länger dienen können. Dies erstickt bey ihnen alle Bravour und den Trieb sich auszuzeichnen, weil sie nur auf die Erhaltung ihres Pferdes bedacht sind. Es wird freilich dem Reuter so bald er Dienste nimmt sein Pferd taxirt, aber hat er es einmal auch in einer wirklichen Schlacht verloren, so erhält er entweder keine Schadensersetzung, oder eine so geringe, die dem Verlust keinesweges angemessen ist. Wird daher ein Silladar disgustirt, so kann er ohne alle Hinderniß selbst im Angesicht des Feindes die Armee verlassen. Auch ist es nicht ungewöhnlich, daß reiche Silladars Reuter zum Dienst nicht bloß bey einem, sondern verschiedenen, Marattenfürsten stellen, selbst wenn diese mit einander in Fehden verwickelt sind.

Um den rückständigen Sold gewiß zu erlangen, ist bey allen indischen Truppen, Maratten, sowohl als Mohametanern der sogenannte Dherna eingeführt. Dieser

beſteht darin, daß man den Schuldner, er mag ſeyn wer er will, in Arreſt ſetzt, oder auf andere Art ſeiner Freyheit beraubt, bis entweder Unterpfand gegeben, oder die Schuld bezahlt wird. Jeder, der in den Dienſten indiſcher Fürſten oder dortigen Großen ſteht, kann auf dieſe Art ſeine Forderung von dem Fürſten ſelber, deſſen Miniſter oder Zahlmeiſter eintreiben. Der geringſte Soldat wird daran nicht gehindert, noch weniger ſein Betragen als Meuterey betrachtet, und er verliert dadurch in den Augen ſeines Befehlshabers nicht das mindeſte.

Oefters dauert der Dherna eine ziemliche Zeit, und es iſt einerley, ob man damit den Fürſten oder ſeinen Miniſter belegt, weil der Erfolg immer derſelbe bleibt; denn wenn der Miniſter im Dherna ſitzt, ſo macht ſich der Fürſt eine Ehre daraus während dieſer Zeit nicht zu eſſen und zu trinken. Der Miniſter muß gleiche Faſten halten, er darf weder ſich waſchen noch beten, oder ſich von dem Platz bewegen wo er ſich befindet, auch wird er zuweilen mit bloßem Kopfe in die Sonne geſtellt *), bis der Schuldner befriedigt iſt. Dieſe Art zu ſeinem Rechte zu gelangen, iſt ſo allgemein, daß ich glaube, die meiſten Marattenfürſten, welche überhaupt ſchlechte Bezahler ſind, müſſen beynahe die Hälfte ihrer Zeit in einer Art von Dherna zubringen.

*) Nujufkhan einer der letzten Miniſter und Feldherren des Grosmoguls, welcher 1782. ſtarb, ward nach der Eroberung von Agra von ſeinen unbezahlten Soldaten in den Dherna geſetzt, und mußte an einem heißen Tage in der brennendſten Sonnenhitze mit bloßem Kopfe ſtehen, ſie befreyeten ihn aber wieder, als er ihnen einen Theil des rückſtändigen Soldes bezahlte.

Es giebt noch andere Arten des Dherna gegen Schuldner oder Ehrenschänder. Bey der ersten geht der Gläubiger an die Thür seines Schuldners und fordert Bezahlung. Erhält er diese nicht, so hat er zu diesem Behuf ein schweres Gewicht bey der Hand, das er sich auf den Kopf legt, und dabey schwört, diese Stellung nicht eher zu ändern, als bis er befriedigt worden. Zu gleicher Zeit stößt er gegen den Schuldner die härtesten Verwünschungen aus, wenn er in dieser Stellung seinen Geist aufgeben sollte. Dieses Mittel verfehlt selten seinen Zweck, und die Bezahlung erfolgt gewöhnlich. Sollte aber der Gläubiger in diesem Dherna wirklich sterben, so wird das Haus des Schuldners niedergerissen, und er nebst seiner ganzen Familie zum Besten der Erben des Gläubigers als Sklaven verkauft.

Die zweyte Art von Dherna ist viel schrecklicher, und wird daher sehr selten ausgeführt. Bezahlt der Schuldner nämlich auf die mündliche Erinnerung des Gläubigers nicht, so thürmt dieser einen großen Holzhaufen vor dessen Hause auf. Oben auf demselben wird eine Kuh oder Kalb gestellt, auch wohl eine alte Frau, die Mutter oder eine andere Verwandte des Gläubigers, gesetzt, die den Haufen anzuzünden droht, wenn keine Zahlung erfolgen sollte. Sie belegt den Schuldner mit Flüchen und Verwünschungen, und droht ihn in dieser und jener Welt zu verfolgen. Dieser Dherna ist in Dekan unbekannt, findet aber bey den Maratten statt, die weder Civil- noch Kriminalgesetze haben.

Außer den Reutern haben die Maratten auch Infanterie bey ihren Armeen. Sie selber dienen nur im

äußersten Nothfall als Infanteristen, und überhaupt sind die wenigsten Soldaten bey ihren Armeen wirkliche Maratten. Die Seapois unter den Truppen der verschiedenen Fürsten lassen sich meistens in Hindostan anwerben, und sind größtentheils Rasbutten oder von der Purvia-kaste. Sie sind stark und athletisch gebauet, und gehören dem Ansehen und der Figur nach zu den schönsten Mannspersonen. Sie besitzen schnelle Fassungskraft, Tapferkeit und Sparsamkeit, sind aber dabey unbändig und zum Aufruhr geneigt. Eigentlich sind sie Abentheurer die jedem dienen, der sie gut bezahlt, und ziehen daher von Hindostan nach Dekan wo sie Purdasies, d. i. Fremde genannt werden. Vaterlandsliebe kennen sie gar nicht, und sie würden ohne Bedenken und Gefühl ihren eigenen Geburtsort ausplündern.

Auch dienen viele Muselmänner unter den Maratten, und sie erlangen ansehnliche Befehlshaberstellen. Durch den Umgang mit den Hindus nehmen sie nach und nach ein gefälliges höfliches Betragen an, das sonst ihrem Karakter ganz fremd ist. Sonst ist die Infanterie der meisten Marattenfürsten nicht zahlreich, und hat, Scindiahs Brigaden ausgenommen, ein sehr burleskes Ansehen. Dieser verstorbene Fürst war der einzige, der ein starkes Korps Infanterie ganz auf europäischen Fuß errichtete. Er war ein Mann von großen Talenten und sein Ehrgeiz war diesen gleich. Als er 1791. wieder nach Dekan zurückkam, war er Vezier des Großmoguls oder vielmehr wirklicher Kaiser von Indien, und er kam nach Punah um zugleich erster Minister beym Peischwa zu werden. Hätte er diese Würde erlangen können, so wäre

sein Ansehen, und seine Macht größer gewesen als je ein indischer Kaiser in der glänzendsten Periode seiner Herrschaft besaß. Ein Mann der so ausgedehnte Plane entwarf, konnte nur große Thaten verrichten, und der Ausgang entsprach seinen Entwürfen. Er legte Stückgiessereyen in Agra an, ließ in eigenen Fabriken alle seine Gewehre verfertigen, und ermunterte verdiente europäische Offiziere in seine Dienste zu treten. Unter andern war er so glücklich Hrn. de Boigne seinen nachherigen General der Infanterie in seine Dienste zu bekommen, einen Mann von den ersten militärischen Talenten und ausgebreiteten politischen Kenntnissen. Er war unermüdet, im Kriege so wohl als bey Unterhandlungen, zeigte seine glänzenden Eigenschaften auf einem großen Schauplatze erweiterte Scindias Besitzungen nach allen Seiten, und erwarb für sich ein ansehnliches Vermögen. Die Armee welche de Boigne für seinen Herrn zusammenbrachte, bestand aus etwa 20,000 Mann regulärer Infanterie, zehntausend Nezibs die gleich beschrieben werden sollen, und sechszigtausend gut geübter Reuter nebst einem ansehnlichen Train Artillerie, welcher mit allen Erfordernissen versehen war.

Die Nezibs sind mit Luntenflinten bewaffnet, und bestehen aus Indiern und Rohillas, letztere haben nach der Zerstörung ihrer Staaten in den nördlichen Gegenden von Auhd, meist bey dem Scindia Dienste genommen. De Boigne hat diese in Indien sehr gewöhnlichen Flinten noch mit Bajonetten versehen. Man braucht zwar längere Zeit diese Gewehre zu laden, aber sie schiessen weiter und die Kugel trifft gewisser. Jedoch nach langer und

vieler Uebung haben die Nezibs es dahin gebracht, daß sie auch geschwind feuern können. Sie sind außerdem mit Schilden und Schwertern bewaffnet, und bedienen sich beym Angriff vorzüglich des Säbels.

Diese furchtbare Armee verschaffte dem Scindia in Hindostan ein größeres Ansehen, als irgend ein Fürst seiner Nation besaß. Aber sein Nachfolger Dowlut Row Scindiah besitzt seines Vaters Klugheit und Ansehen nicht. Seitdem er seinen ersten Minister ins Gefängniß geworfen, hat er keinen andern wieder ernannt, und seine Rathgeber sind unerfahrne junge Leute, die sich als Bedienten und Sclaven bey ihm eingeschmeichelt haben. Scindias Ausgaben übersteigen seine Einnahme sehr weit, sein Land ist erschöpft und bringt jetzt beynahe nichts hervor, weil es so lange der Schauplatz von Räubern und Unterdrückern war. Jetzt ist diesem Fürsten um seine zahlreiche Armee zu erhalten kein anderes Mittel übrig geblieben, als die Grotzen in Punah auszuplündern. Dies hat ihm zwar große Summen eingebracht, allein dieser Zufluß kann nicht lange dauern, und ist diese Quelle einmal erschöpft, so muß sein Reich zerfallen. Bisher kostete ihm der Theil seiner Truppen, mit dem er vor kurzem in Dekan stand, monatlich fünf und zwanzig Lac Rupien, die in Hindostan befindlichen lebten bloß vom Rauben, und seine Unterthanen erliegen unter der Last der mannichfaltigsten Erpressungen.

Von den übrigen Marattenfürsten scheint der Raja von Berar Modaji Bonsulo, ein Abkömmling vom berühmten Sevagi sein Land vernünftig zu regieren, und ein guter Haushalter zu seyn. Er beherrscht ein ansehn-

liches Gebiet, das aber nicht von andern marattischen Besitzungen zerstückelt ist. Ihm gehört auch die Küste von Orissa, und er mischt sich wenig in die Streitigkeiten von Punah oder die Händel der andern Marattenfürsten. Er schränkt sich daher auf sein Gebiet ein, ist aber mächtig genug keinen Angriff fürchten zu dürfen. Seine Kriegsmacht ist der Zahl nach die zweyte im Range der übrigen Marattenfürsten. Er hält zehntausend Mann Fußvolk auf den Beinen, die aber schlecht bezahlt werden, und daher ein zügelloser Haufe sind. Destomehr Reuter kann er aber zusammenbringen, weil er seinen großen Schatz in seinen Bergvestungen aufbewahrt. Von Karacter ist er ein schwacher muthloser Prinz.

Holkar war so lange er lebte unter den Marattenfürsten seines unter ihnen berühmten Vaters wegen geachtet. Ihm gehörten ansehnliche Provinzen in Dekan und Hindostan, und im letztern Reiche ein großer Theil von Malwa, daher er auch Subah von Malwa genannt ward. Sein Vater Malhar Row Holkar mit dem Beynahmen des Großen, war einer von den ersten Marattenanführern, welche gegen Norden Eroberungen machten. Sein Sohn konnte, so lange er regierte, funfzigtausend Reuter marschiren lassen, und hielt an sechstausend Infanteristen die ziemlich in Ordnung waren. Aber gegen Ende seiner Regierung gerieth er in Verfall, theils wegen einer Fehde mit Scindia theils wegen der Streitigkeiten in seiner Familie. Jom folgte sein Sohn Cossey Row in der Regierung, ein schwacher Prinz der sich ganz von seinen Verwandten leiten läßt.

Der Peischwa wird freylich als das Oberhaupt der ganzen Nation angesehen, aber seine Kriegsmacht ist nicht so furchtbar, als die der vorher genannten Fürsten. Seine Residenz ist Punah, in welcher Stadt der Reichthum aller Marattenfürsten zusammen fließt. Sie ist schlecht gebauet, und ist nur durch ihre gute Policei merkwürdig, welche einige tausend Mann beschäftigt. Des Abends um zehn Uhr nach dem Kanonenschuß, darf sich niemand auf der Straße blicken lassen, oder er wird von den Patrouillen aufgegriffen, und die ganze Nacht im Arrest behalten, bis ihn der Policeipräsident den andern Morgen wieder frey läßt. Es wird so strenge Ordnung gehalten, daß der Peischwa selber einmal die ganze Nacht im Arrest bleiben mußte, weil er sich zur Nachtzeit außer seinem Pallast gewagt hatte. Der Peischwa will 20,000 Mann Infanterie im Dienste haben, aber die meisten sind bloß in den Musterrollen vorhanden, oder werden als Policeywächter in Punah gebraucht, sind aber in einer so elenden Verfassung und so schlecht bewaffnet, daß sie schwerlich einem einzelnen Bataillon regulärer Seapois Widerstand leisten können. Die Reuterey des Peischwa ist dagegen vortrefflich. Sie besteht aus den sogenannten Maunkarries, oder den Contingenten mehrerer kleinen Häuptlinge in Dekan, oder dem eigentlichen Gebiete des Peischwa, welche im vorigen Jahrhunderte das Joch des Großmoguls abwarfen, und dem Sevagi vorzüglich behülflich waren, den Marattenstaat zu gründen. Sie werden am Hofe in Punah sehr hervorgezogen, und genießen besondere Vorzüge, unter andern muß der Peischwa immer aufstehen, oder sich von seinem Mysnud, einer

Art von Thron erheben, wenn einer von ihnen zu ihm kömmt. Bey feyerlichen Aufzügen stellen sie sich dem Peischwa gleich. Sitzt er auf einem Elefanten, so besteigen sie auch die ihrigen, und reitet er, so setzen sie sich auch zu Pferde. Eigentlich bezeigen sie nur dem gefangenen Großfürsten in Setterah ihre Ehrfurcht, und ziehen dann persönlich ins Feld, wenn der Peischwa bey der Armee ist *).

Der Marattenfürst von Guzeratte, Govind Row Guicawar mag ein Crore *) oder zehn Millionen Rupien Einkünfte haben, und kaum bey einem allgemeinen Marattenkriege 30,000 Reuter zusammen bringen. Der Halbbruder des letztverstorbenen Peischwa plündert jetzt Bundelcund, das Land der Diamanten in der Provinz Agra aus. Er hat aber nur eine precäre Existenz, und an Macht und Ansehen steht er weit unter den vorher genannten Fürsten. Die übrigen Heerführer der Maratten besitzen bloß einzelne Lehne im Gebiet des Peischwa, und können die Hauptarmee nur mit kleinen schlecht bewaffneten Haufen verstärken. Dies ist ein treues Gemählde der vereinigten marattischen Kriegsmacht, die gehörig disciplinirt, besser besoldet, und ganz von einem Oberhaupte abhängig, den Engländern und andern Mächten

*) Sie wohnen vorzüglich in den südlichen Gegenden seines Gebiets, und 1791 war in den westlichen Ghauts ein solcher Häuptling vorhanden, dem der Distrikt Panella gehörte. (Moores Narrative of Captain Littles Detachement S. 12.

**) Die Indier berechnen große Summen nach Lac und Crore, ein Lac bedeutet 100,000, und ein Crore hundert Lac oder zehn Millionen.

wohl Besorgnisse erregen könnte. In dem Kriege, den die Maratten 1794 mit dem Subah von Dekan führten, war ihre Armee über zweymal hundert tausend Mann stark. Aber in Europa hat man von diesem Kriege zur Zeit keine Nachricht.

Bey den Maratten besteht die Infanterie aus zweyen verschiedentlich unterhaltenen Corps. Zur ersten und besten Art gehört Scindias Infanterie, deren Geschütz, Gewehre, Ammunition, Kleidungsstücke und übrige Geräthschaften dem Fürsten gehören. Er setzt und besoldet die Befehlshaber. Aber bey andern Fürsten unter andern dem Holkar ist das ganze Korps nebst allen Geräthschaften das Eigenthum des Befehlshabers, der dafür von seinem Fürsten Subsidien zieht, und die Besoldung seiner Mannschaft selbst besorgt. Diese Einrichtung ist eben so fehlerhaft als die bey der marattischen Reuterei gewöhnliche, indem schwerlich ein Befehlshaber seine Pflicht so treu und thätig erfüllt, dessen Existenz von der Erhaltung seiner Mannschaft abhängt. Denn sollte diese in einem Gefecht geschlagen werden, oder nur ansehnlichen Verlust leiden, so sind alle seine Hoffnungen getäuscht, weil der Fürst den erlittenen Schaden auf keine Weise ersetzt. Sonst wird die Infanterie im Ganzen besser als die Reuterei bezahlt, und ein Musketier erhält in Hindostan monatlich sechs und in Dekan neun Rupien.

Die Maratten haben jetzt die Vorzüge der Infanterie einsehen gelernt, und geben daher den disciplinirten Bataillons Vorzüge vor ihrer Reuterei. Nur hält es schwer, die benöthigten Gewehre in den Niederlassungen zu einem festgesetzten Preise zu kaufen. Da die eng-

lische ostindische Gesellschaft den Verkauf aller Gewehre und selbst der unbrauchbaren in ihren Besitzungen verboten hat, so kann diese Anordnung zwar die Vermehrung der indischen Infanterie einige Zeit aufhalten, aber sie wird die Fürsten nöthigen, selbst Gewehrfabriken anzulegen, wie Scindiah schon mit großem Vortheile versucht hat. Seine Gewehre sind vortrefflich und viel besser als die gewöhnlichen europäischen. Ich halte jenes Verbot für sehr unpolitisch. Denn Gewehre werden immer den Indiern verkauft werden, so lange sie solche gut bezahlen, und in diesem Fall wäre es für die Gesellschaft vortheilhafter, diesen Gewinn zu ziehen, als ihn Privatpersonen zu überlassen. Die Waffen, welche man im Innern von Hindostan verkauft, sind gewöhnlich untauglich oder zum Dienst nicht brauchbar, daher ist es gleichviel, in welchen Händen sie sind, und werden sie dennoch von indischen Fürsten gekauft, so können sie ihnen wenig nützen, weil sie keine Waffenschmiede haben, unbrauchbare oder schadhafte Gewehre wieder in Stand zu setzen. Da nun die Gesellschaft die Einrichtung getroffen hat, die Läufe zu zerschlagen und nach Europa zurück zu schicken, so verliert sie dadurch auf ihren Schiffen Raum, der mit bessern Waaren angefüllt werden könnte. Aber ich behaupte auch gerade zu, es erfordert das Interesse der ostindischen Gesellschaft, den indischen Fürsten alle ihre alten Gewehre zu verkaufen. Könnten diese Gewehre in hinlänglicher Menge erhalten werden, so würden gewiß eine zahlreichere Infanterie im Verhältniß ihrer Reuterei zu errichten suchen. In jedem künftigen Kriege würde die Gesellschaft davon ansehnliche Vortheile ziehen, weil sie den Feinde besser auf den Leib

gehen, und dadurch die gewöhnlichen kostbaren, lange dauernden Feldzüge vermeiden würde, welche sich wegen der Menge indischer Reuter so sehr in die Länge ziehen, indem sich diese nicht leicht in ein ernsthaftes Gefecht einlassen. Bestünden die indischen Heere aus einer größern Menge Fußvolks als gegenwärtig, so würden sie das Gebiet der Gesellschaft nicht so schnell überschwemmen können, als sie jetzt mit ihrer leichten Reuterei ungehindert thun können, und bey Gefechten würde sich bald die Ueberlegenheit des brittischen Fußvolks vor dem indischen zeigen.

Der Befehlshaber der Artillerie bekleidet einen wichtigen und sehr einträglichen Posten. Die Kanonen der Maratten sind zwar ziemlich gut gegossen, allein die Räder sind plump, bestehen gewöhnlich aus einem ganzen oder mehrern zusammengesetzten Stücken Holz, und nutzen sich, da sie nicht beschlagen sind, auf den Märschen so ab, daß sie mit der Zeit oval werden. Doch habe ich auch bey einigen Armeen sehr gute Lavetten gesehen. Die Kanonen haben kein festgesetztes Kaliber, und sie sind von sehr verschiedener Größe, und die Kugel wird nach jeder Kanone eingerichtet. Sie brauchen aber nie gegossene, sondern geschmiedete Kugeln, welche durch ihre rauhe Oberfläche das Geschütz verderben, man kann auch damit nicht so sicher als mit andern Kugeln schießen. Von diesem Geschütz führen ihre Armeen immer eine große oft unnöthige Menge mit sich, weil sie auf die Artillerie sehr viel halten, ob sie gleich nicht verstehen eine Kanone ordentlich zu richten. Ihr Pulver ist schlecht, wiewohl sie alle dazu nöthigen Ingredienzen besitzen.

Ein marattisches Lager ist ohne allen Plan und Ordnung aufgeschlagen, und nimmt einen gewaltigen Raum ein. Sobald das Zelt des Oberbefehlshabers aufgerichtet ist, so erscheint vor demselben ein förmlicher Markt, wo man alles nöthige kaufen kann, und alle Gewerbe und Handwerke getrieben werden. Der Fürst oder Oberbefehlshaber zieht von diesen Krämern, Künstlern und Handwerkern große Summen. Jede Bude, deren im Lager auf tausend gefunden werden, muß ihm etwas gewisses zahlen, und jeder Handwerker ihm monatlich fünf Rupien erlegen. Dieser Abgabe sind selbst die Tänzerinnen, die bey hunderten dem Lager folgen, unterworfen. Selbst die Diebe stehen unter seinem Schutz, wenn sie dafür monatlich bezahlen.

Des Ministers Zelt steht neben dem fürstlichen. Die andern Befehlshaber wählen ihre Plätze nach Belieben, haben aber ihre Fahne aufgesteckt, damit ihr Gefolge sich an sie anschließen kann. Die Menge der Leute die ein indisches Heer begleiten, ist außerordentlich groß, und man kann wirklich drey Personen auf jeden wirklichen Soldaten annehmen. Die Artillerie wird auf einem besondern Platze, gemeinhin auf einer Flanke, aufgefahren. Die Infanterie schlägt ihr Lager immer in der Fronte auf, und die Cavallerie wird meist nach allen Richtungen ausgeschickt den Feind zu beobachten, oder Posten ums Lager zu besetzen.

Wenn gleich der Fürst im Felde steht, so ruhen deswegen die Staats- und andern Geschäfte nicht. Jeden Abend versammelt er sowohl auf Märschen als an Ruhetagen seine Minister, und alles wird eben so pünktlich und

ordentlich besorgt, als in seinem Pallast. Ein jeder, selbst der niedrigste, kann Audienz erhalten.

Soll die Armee aufbrechen, so bestimmt der Oberbefehlshaber den Ort, wo sie sich den folgenden Tag lagern soll. Diese Nachricht wird von den Leuten des Generalquartiermeisters auf dem Marktplatz bekannt gemacht. Die Infanterie, welche immer die Avantgarde macht, bricht vor Aufgang der Sonne auf. Die Reuterei ist selten vor neun Uhr Morgens marschfertig, weil sie vorher ihr Frühstück oder ihre ganze Mahlzeit einnimmt. Die Artillerie setzt sich zuletzt in Bewegung, marschiert ganz allein, und ist oft von der Armee sehr weit entfernt. Der Oberbefehlshaber zieht mit vielem Pomp einher. Seine Paradeelefanten, diejenigen welche seine Fahnen tragen, seine Handpferde gehen voran, und er folgt von einem auserlesenen Korps Reuter begleitet. Auf dem Marsche nimmt er wieder ansehnliche Summen ein, denn jeder Ort im Gesichte der Armee, er mag in seinen eigenen oder fremden Ländern liegen, muß ihm ein Geschenk verehren. Eben deswegen hält sich der Artilleriepark so weit von der Armee, denn dieser fordert nach uraltem Herkommen von jedem Dorf für jede Kanone eine Quantität Butter, ein Schaaf und eine Rupie, und läßt es selten bey dieser Forderung bewenden. Ueberdem müssen die Dörfer Leute stellen das Gepäcke fortzuschaffen, Wagen und Zugochsen liefern, wäre es auch nur um von den Einwohnern Geld zu erpressen. Diese Lieferungen und andere Erpressungen setzt der Dorfschulz oder Steuereinnehmer auf die Rechnung des Landesherrn, und zieht

sie ihm wieder zum Besten der Einwohner bey Berechnung der Steuern und Gefälle ab.

Die marattische Reuterei kann sehr schnelle und lange dauernde Märsche aushalten, und weder die Monsuns noch die ungünstigste Witterung kann sie auf ihren Zügen aufhalten. Bey außerordentlichen Fällen kann ein marattischer Reuter große Strapazen ausdauern. Er hält den ganzen Tag über keine ordentliche Mahlzeit, kömmt ein Kornfeld, so streift er einige Aehren ab, die er auf dem Pferde mit seinen Händen zerreibt, und sich damit nährt. Sein Pferd frißt was es unterwegens findet, doch bekömmt es auf langen Märschen etwas Opium. Führt die Armee etwa einen Train schwerer Artillerie, so wird sie dadurch nicht aufgehalten, weil die voraus geschickten Reuter überall Zugvieh zusammen treiben die Artillerie fortzuschaffen. Doch so schnelle Märsche sind außerordentliche Fälle; gemeinhin legen die Marattenheere täglich nur zwölf englische Meilen zurück.

Eine Marattenarmee braucht allerdings sehr viel Lebensmittel, aber ihre Fürsten denken nicht daran Magazine anzulegen, oder Vorräthe anzuschaffen. Ein jeder muß für sich sorgen. Die Getreidehändler schicken gemeinhin ihre Leute mit den Streifpartheyen aus, um in den benachbarten Ortschaften, Getreide und andere Bedürfnisse einzukaufen, daher leidet ein indisches Lager selten Mangel an Lebensmitteln, auch sind diese nur fünf Procent theurer als auf den Marktplätzen der Städte. Aber außerdem werden die Armeen von herumziehenden

Getreidehändlern versorgt, welche Banjaries *) heißen, und ein besonderer Stamm zu sein scheinen. Diese führen auf Ochsen Getreide aus den entferntesten Gegenden herbey. Sie ziehen in großen Caravanen mit Weib und Kind von einer Provinz zur andern, und wurden sonst so sehr geachtet, daß sie ungehindert mitten durch die streitenden Heere mit ihren Vorräthen zogen, aber seit kurzem haben sie vieles von ihrer alten Unverletzlichkeit verloren, und Tippo hat ihre herumwandernde Magazine bisweilen ausplündern lassen. Indessen da die Männer dieses Stammes immer gut bewaffnet reisen, und ihre Caravanen bloß an Lastthieren aus funfzig bis achtzigtausend Ochsen bestehen, so sind sie für sich allein im Stande Streifpartheyen abzuhalten. Für Getreide nehmen sie andere Waaren aus Dekan nach Hindostan zurück. Sie weben auch aus Hanf ein grobes dichtes Zeug, das allgemein gesucht, und zu Kornsäcken und Kameeldecken verbraucht wird. Zuweilen beschäftigen sich diese Banjaries auch mit dem Feldbau, und ich habe selber in einem wüsten Theil von Guzeratte eine ziemliche Anzahl derselben damit beschäftigt gefunden, die sich von ihrer Arbeit reichlichen Gewinn versprachen.

Die Infanterie der Maratten wird immer von europäischen Offizieren commandirt. Diejenigen welche Be-

*) Sie gehören zur dritten Klasse, oder der Kaste der Bics Akbars Landbuch nennt sie Bunnich, und bemerkt dabey, daß zu diesem Kornhändlerstamm vier und achtzig Unterabtheilungen gehören. Ausführlicher beschreibt diese Banjarries, welche mit beladenen Lastochsen umherziehen. Long Account of Captain Littles Detachment, S. 129.

fehlshaber ganzer Brigaden sind, haben ansehnliche Besoldung nebst andern Vortheilen. Der Oberste Perron, der dem vorher genannten de Boigne als Oberbefehlshaber der ganzen Infanterie des Scindiah folgte, und hernach Generalfeldmarschall des Nizams wurde, hatte monatlich fünftausend Rupien. Andere europäische Befehlshaber im Dienste dieses Fürsten erhalten alle Monate eintausend bis dreytausend Rupien, eben so reichlich werden sie von andern indischen Fürsten besoldet. Holkar bezahlt dem Befehlshaber seiner Infanterie monatlich dreytausend Rupien, und eben so viel erhielt der Oberste Boyd vom Peischwa. Dem verstorbenen Raymond, Befehlshaber der Infanterie des Nizam, war ein Lehn zur Bezahlung seines ganzen Korps angewiesen, das jährlich drey Millionen Rupien eintrug. Europäer die als Subalternoffiziere den Maratten dienen, bekommen monatlich von zweyhundert bis fünfhundert Rupien. Die Bezahlung geschieht zwar nicht pünktlich, sie ist aber gewiß und kein Verlust dabey zu befürchten, auch verlangt der gewöhnliche Dienst in Friedenszeiten wenig Kosten. Doch ist im Ganzen für Europäer, welche sich entschließen indischen Fürsten zu dienen, wenig zu gewinnen; weil diese in ewigen Kriegen verwickelt sind, und die Offiziere ihr Feldgeräth, Lastthiere und Knechte beständig bey der Hand haben müssen. Nur diejenigen, welche ein großes Korps kommandiren, können etwas zurücklegen. Wird aber ein Europäer krank oder durch Wunden zum Dienst untüchtig, so hat er keine weitere Belohnung zu erwarten. Es ist daher einem jeden Glücksucher zu rathen, lieber sein Fortkommen in den euro-

päischen Niederlassungen, als Dienste bey einem indischen Fürsten zu suchen.

Ich schätze, daß überhaupt in Indien bey den Armeen der verschiedenen, reguläre Truppen haltenden, Fürsten, etwa dreyhundert Europäer angestellt seyn mögen. Von diesen haben etwa sieben das Oberkommando ansehnlicher Korps, auch Gelegenheit einiges Vermögen zu erwerben. Sechzig andere dienen als Offiziere, und die übrigen meist Ausgetretene aus den europäischen Niederlassungen oder von Schiffen sind als Unteroffiziere und Artilleristen hin und wieder angestellt; und die meisten dieser Ueberläufer sind Franzosen. Da sie unter keiner Disciplin stehen, so machen sie ihren Landsleuten durch ihr zügelloses Betragen wenig Ehre, zeichnen sich aber durch Muth und Unerschrockenheit in Gefechten aus. Bey den Marattenfürsten genieſſen alle Europäer Vorzüge, welche sie den Hindus nicht verstatten. Alle europäischen Bedürfnisse, welche sie verlangen gehen durch das ganze Land zoll- und abgabenfrey. An den indischen Höfen darf sich keiner ohne Erlaubniß eines Palankins bedienen, aber ein Europäer braucht diese Vergünstigung nicht. Unter den Mahometanern kann er sich frey eines gelben Elefantensitzes bedienen, welche Farbe sonst nur den Nabobs verstattet ist. Reist er durchs Land, so wird sein ganzes Gepäcke von einem Ort zum andern kostenfrey weiter geschafft, und er genießt in Absicht seiner Person und seines Eigenthums völlige Sicherheit. Diese letztern Vorzüge erlangt man überhaupt allen indischen Militairpersonen.

Zum Besten derer, die künftig Indien bereisen, will ich hier noch einige dem Lande eigenthümliche Anstalten

anführen. Die Gutmüthigkeit der Hindus ist von jeher für die Bequemlichkeit der Reisenden besorgt gewesen. Dahin gehören die von Privatpersonen erbauten Herbergen und Ruheplätze, wie auch die am Wege gegrabenen Brunnen. Die Wohlthätigkeit der Indier zeigt sich auch bey andern von jeher gemachten Einrichtungen. In jedem Dorfe werden bloß zum Besten der Reisenden drey Personen auf öffentliche Kosten unterhalten. Der erste von diesen ist der Ishkaur einer von den niedrigen Klassen, der die Coolies oder Träger zur Fortschaffung der Reisenden und ihres Gepäcks besorgt. Findet er diese nicht unter den niedern Kasten, so sucht er sie unter den Goldschmieden aus, und geht auf diese Art alle Volksabtheilungen durch, bis er die erforderliche Mannschaft zusammenbringt, und kann er die nöthige Anzahl nicht erlangen, so muß zuweilen der Schulze als Lastträger dienen. Ich habe selber mehr als einmal gesehen, daß sich Braminen dieser Last unterwerfen müssen. Jedoch pflegt man nicht leicht einen Muselmann zu diesem Dienst zu zwingen, er mag noch so arm und unbedeutend seyn. Diese Träger wechseln am nächsten Orte mit andern ab, und sie erhalten für ihre Bemühung nichts weiter als etwas grobes Mehl, an ordentliche Bezahlung ist nicht zu denken. Die zweyte Person ist der Wegweiser gewöhnlich einer von den Bills oder wilden Waldbewohnern, welche wie oben bereits gesagt worden, rohe Barbaren sind, mit Pfeil und Bogen bewaffnet umherziehen, und unter dem Schutz irgend eines Fürsten stehen, dem sie einen Theil ihres Raubes abgeben. Von diesen werden zwey bis drey in jedem Dorfe auf Kosten des Ganzen unterhalten.

Der dritte gehört zu einer so angesehenen Kaste, daß jeder Indier das von ihm zubereitete Essen genießen kann, und dies Geschäft kann ein Mann so wohl, als eine Frau verrichten. Sie kaufen für den Fremden Victualien auf dem Markte ein, bereiten sie und erwarten dafür keine Belohnung. Ueberdem kann ein Reisender in jedem Dorfe, von dem Schulzen etwas Salz, Korn, Holz und einen Topf fordern sein Essen zu kochen.

Bisher habe ich die militärische Verfassung der Maratten beschrieben, es wird aber nöthig seyn auch zu zeigen, warum sie große Armeen halten, und wozu sie solche gebrauchen. Die Länder, welche sich der Herrschaft dieser Räuberbande unterworfen haben, so werden sie von allen indischen Schriftstellern genannt, sind neu eroberte Provinzen meist von kriegerischen bisher unabhängigen Völkern bewohnt, welche mit ihren neuen Herren höchst unzufrieden sind. Der ehemalige Kaiser von Delhi war nur ihr Oberherr dem Nahmen nach, und sie bezahlten ihm geringern Tribut, als den jetzt die Maratten von ihnen erzwingen. Jede Rupie muß diesen neueroberten, aber nicht überwältigten Ländern abgepreßt werden, und daher sind zum Eintreiben der Abgaben große Heere nöthig. Die Rasbuttenfürsten halten es unter ihrer Würde, den auferlegten Tribut gutwillig zu bezahlen. Ob sie gleich gewiß sind von den Maratten geschlagen zu werden, so wagen sie doch lieber einen Feldzug um vielleicht ihre alte Independenz wiederstellen zu können. Ihr Stolz wird bey dem Gedanken verwundet, einem Volke unterworfen zu seyn, vor dem sie doch als Glieder einer höhern Kaste Rang und Vorzüge besitzen.

Um so unruhige, widerspenstige Provinzen im Gehorsam zu erhalten, ist die ganze Kriegsmacht der Maratten immer beschäftigt, und ich zweifle ob die Eroberungen in Hindostan die Kosten einbringen, welche die großen Armeen verursachen.

Von allen Fürsten, die den Maratten-Tribut zahlen müssen, könnte sich der Rajah von Jyepor, der mächtigste der Rasbutten in Agimere am ersten von dieser Last befreyen. Er besitzt große Reichthümer, und seine Unterthanen gehören zu den tapfersten in Hindostan. Aber der jetzt regierende Rajah ist ein unbedeutender Prinz, der seine Zeit mit Frauenzimmern im Zenana tödtet, daher sonst Scindiah und Holkar sein Gebiet mit ihren Heeren zu überschwemmen pflegten. Vor etlichen Jahren zwang ihn Scindias Feldherr de Boigne vor den Thoren seiner Hauptstadt sieben Millionen Rupien zu zahlen, und er gab lieber diese große Summe her, ehe er sich in seiner Vestung belagern ließ.

In der unten versuchten Skizze habe ich von den Einkünften und den Truppen, welche die vornehmsten Marattenfürsten stellen können, eine Uebersicht gegeben. Die ganze Mannschaft ist gerade nicht allezeit vorhanden, aber ich bin überzeugt, daß sie so viel und noch mehr zusammenzubringen im Stande sind. Ihre Einkünfte betragen ebenfalls nicht alle Jahre die hier berechnete Summe. Diese richten sich nach den Jahren des Ueberflusses und Mangels, und wenn das Getreide zu sehr im Preise fällt, so hält es schwer die Abgaben vom platten Lande zu erhalten. Nach meiner Schätzung haben nachstehende Für-

den folgende Einkünfte, und können an Reutern und Infanterie zusammenbringen:

	Rupien.	Cavallerie.	Infanterie.	Zusammen.
Der Peischwa	4 Crore	40,000	20,000	60,000 Mann.
Scindiah	— 6 —	60,000	30,000	90,000 —
Bonsulo	— 3 — 50 Lac	50,000	10,000	60,000 —
Holkar	— 1 — 50 Lac	30,000	4,000	34,000 —
Guicawar	— 1 Crore	— 30,000	—	— 30,000 —
	16 Crore Rupien.	210,000	64,000	274,000 Mann.

Außer diesen ansehnlichen Einkünften von hundert und sechzig Millionen Rupien oder deutschen Gulden, verwahren manche Fürsten in ihren Bergschlössern einen ungeheuren Schatz, der aber ganz für die Circulation verloren ist, und den sie nur bey der dringendsten Gefahr anzugreifen wagen. Welche große Summen auf diese Weise bey den Marattenfürsten und ihren ersten Beamten vergraben liegen, kann man aus folgenden Thatsachen schließen. Nana der Staatssekretair beym letzten Peischwa, der im Dezember 1797 gestürzt wurde, und in Gujeratte gefangen saß, aber das Jahr darauf alle seine Würden wieder erhielt, gab selber seine Schätze auf zwanzig Crore, oder zweyhundert Millionen Rupien an, und versicherte, daß im Schatze des Peischwa noch größere Summen verwahrt würden.

Betrachtet man nach dem vorher gesagten den Marattenstaat im Ganzen, dessen ungeheuren Umfang, aber sehr geringe Bevölkerung, den rastlosen, unbezähmten Geist der eroberten Provinzen, und die Spaltungen unter den Oberhäuptern, und Staatsparteyen, so kann

nen ihn unmöglich für so furchtbar halten, als man ihn gewöhnlich in Europa und Indien anzusehen gewohnt ist. Der Marattenstaat ist eine Verbindung ohne Einigkeit, nicht auf Vertrauen, sondern auf Eifersucht und Mißtrauen gegründet, die Oberhäupter sind unfähig zum allgemeinen Besten zu handeln, und werden nur von Privatabsichten geleitet. Ihre Regierung ist in den Händen habsüchtiger Braminen, den treulosesten und bestechlichsten unter dem ganzen Menschengeschlechte. Ich wünsche meinem Vaterlande keinen Krieg mit den Maratten, sollte es aber dazu kommen, so kann ich ihm den glücklichsten Erfolg vorhersagen.

Inhalt des dritten Theils.

I. Grafset Saint Sauveur Beschreibung der ehemaligen venetianischen Besitzungen auf dem festen Lande und an den Küsten von Griechenland.

II. Felix Beaujour Schilderung des Handels von Griechenland, besonders der Stadt Thessalonich.

III. Tones Bemerkungen über die Maratten, vorzüglich ihre Verfassung und Kriegsmacht.

Beschreibung

der ehemaligen

venetianischen Besitzungen

auf dem festen Lande

und

an den Küsten von Griechenland.

Nach dem Französischen

des

Herrn Grasset Saint Sauveur.

Herausgegeben

von

M. C. Sprengel.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des Industrie-Comptoirs,
1801.

Getreidehändlern versorgt, welche Banjaries *) heißen, und ein besonderer Stamm zu sein scheinen. Diese führen auf Ochsen Getreide aus den entferntesten Gegenden herbey. Sie ziehen in großen Caravanen mit Weib und Kind von einer Provinz zur andern, und wurden sonst so sehr geachtet, daß sie ungehindert mitten durch die streitenden Heere mit ihren Vorräthen zogen, aber seit kurzem haben sie vieles von ihrer alten Unverletzlichkeit verloren, und Tippo hat ihre herumwandernde Magazine bisweilen ausplündern lassen. Indessen da die Männer dieses Stammes immer gut bewaffnet reisen, und ihre Caravanen bloß an Lastthieren aus funfzig bis achtzigtausend Ochsen bestehen, so sind sie für sich allein im Stande Streifpartheyen abzuhalten. Für Getreide nehmen sie andere Waaren aus Dekan nach Hindostan zurück. Sie weben auch aus Hanf ein grobes dichtes Zeug, das allgemein gesucht, und zu Kornsäcken und Kameeldecken verbraucht wird. Zuweilen beschäftigen sich diese Banjaries auch mit dem Feldbau, und ich habe selber in einem wüsten Theil von Guzeratte eine ziemliche Anzahl derselben damit beschäftigt gefunden, die sich von ihrer Arbeit reichlichen Gewinn versprachen.

Die Infanterie der Maratten wird immer von europäischen Offizieren commandirt. Diejenigen welche Be-

*) Sie gehören zur dritten Klasse, oder der Kaste der Bies Akbars Landbuch nennt sie Bunnidh, und bemerkt dabey, daß zu diesem Kornhändlerstamm vier und achtzig Unterabtheilungen gehören. Ausführlicher beschreibt diese Banjarries, welche mit beladenen Lastochsen umherziehen. More's Account of Captain Littles Detachment, S. 129.

fehlshaber ganzer Brigaden sind, haben ansehnliche Besoldung nebst andern Vortheilen. Der Oberste Perron, der dem vorher genannten de Boigne als Oberbefehlshaber der ganzen Infanterie des Scindiah folgte, und hernach Generalfeldmarschall des Nizams wurde, hatte monatlich fünftausend Rupien. Andere europäische Befehlshaber im Dienste dieses Fürsten erhalten alle Monate eintausend bis dreytausend Rupien, eben so reichlich werden sie von andern indischen Fürsten besoldet. Holkar bezahlt dem Befehlshaber seiner Infanterie monatlich dreytausend Rupien, und eben so viel erhielt der Oberste Boyd vom Peischwa. Dem verstorbenen Raymond, Befehlshaber der Infanterie des Nizam, war ein Lehn zur Bezahlung seines ganzen Korps angewiesen, das jährlich drey Millionen Rupien eintrug. Europäer die als Subalternoffiziere den Maratten dienen, bekommen monatlich von zweyhundert bis fünfhundert Rupien. Die Bezahlung geschieht zwar nicht pünktlich, sie ist aber gewiß und kein Verlust dabey zu befürchten, auch verlangt der gewöhnliche Dienst in Friedenszeiten wenig Kosten. Doch ist im Ganzen für Europäer, welche sich entschließen indischen Fürsten zu dienen, wenig zu gewinnen; weil diese in ewigen Kriegen verwickelt sind, und die Offiziere ihr Feldgeräth, Lastthiere und Knechte beständig bey der Hand haben müssen. Nur diejenigen, welche ein großes Korps kommandiren, können etwas zurücklegen. Wird aber ein Europäer krank oder durch Wunden zum Dienst untüchtig, so hat er keine weitere Belohnung zu erwarten. Es ist daher einem jeden Glücksucher zu rathen, lieber sein Fortkommen in den euro-

päischen Niederlassungen, als Dienste bey einem indischen Fürsten zu suchen.

Ich schätze, daß überhaupt in Indien bey den Armeen der verschiedenen, reguläre Truppen haltenden, Fürsten, etwa dreyhundert Europäer angestellt seyn mögen. Von diesen haben etwa sieben das Oberkommando ansehnlicher Korps, auch Gelegenheit einiges Vermögen zu erwerben. Sechzig andere dienen als Offiziere, und die übrigen meist Ausgetretene aus den europäischen Niederlassungen oder von Schiffen sind als Unteroffiziere und Artilleristen hin und wieder angestellt; und die meisten dieser Ueberläufer sind Franzosen. Da sie unter keiner Disciplin stehen, so machen sie ihren Landsleuten durch ihr zügelloses Betragen wenig Ehre, zeichnen sich aber durch Muth und Unerschrockenheit in Gefechten aus. Bey den Marattenfürsten geniessen alle Europäer Vorzüge, welche sie den Hindus nicht verstatten. Alle europäischen Bedürfnisse, welche sie verlangen gehen durch das ganze Land zoll- und abgabenfrey. An den indischen Höfen darf sich keiner ohne Erlaubniß eines Palankins bedienen, aber ein Europäer braucht diese Vergünstigung nicht. Unter den Mahometanern kann er sich frey eines gelben Elefantensitzes bedienen, welche Farbe sonst nur den Nabobs verstattet ist. Reist er durchs Land, so wird sein ganzes Gepäcke von einem Ort zum andern kostenfrey weiter geschafft, und er geniesst in Absicht seiner Person und seines Eigenthums völlige Sicherheit. Diese letztern Vorzüge erlaubt man überhaupt allen indischen Militairpersonen.

Zum Besten derer, die künftig Indien bereisen, will ich hier noch einige dem Lande eigenthümliche Anstalten

mführen. Die Gutmüthigkeit der Hindus ist von jeher für die Bequemlichkeit der Reisenden besorgt gewesen. Dahin gehören die von Privatpersonen erbauten Herbergen und Ruheplätze, wie auch die am Wege gegrabenen Brunnen. Die Wohlthätigkeit der Indier zeigt sich auch bey andern von jeher gemachten Einrichtungen. In jedem Dorfe werden bloß zum Besten der Reisenden drey Personen auf öffentliche Kosten unterhalten. Der erste von diesen ist der Ishkaur einer von den niedrigen Klassen, der die Coolies oder Träger zur Fortschaffung der Reisenden und ihres Gepäcks besorgt. Findet er diese nicht unter den niedern Kasten, so sucht er sie unter den Goldschmieden aus, und geht auf diese Art alle Volksabtheilungen durch, bis er die erforderliche Mannschaft zusammenbringt, und kann er die nöthige Anzahl nicht erlangen, so muß zuweilen der Schulze als Lastträger dienen. Ich habe selber mehr als einmal gesehen, daß sich Braminen dieser Last unterwerfen müssen. Jedoch pflegt man nicht leicht einen Muselmann zu diesem Dienst zu zwingen, er mag noch so arm und unbedeutend seyn. Diese Träger wechseln am nächsten Orte mit andern ab, und sie erhalten für ihre Bemühung nichts weiter als etwas grobes Mehl, an ordentliche Bezahlung ist nicht zu denken. Die zweyte Person ist der Wegweiser gewöhnlich einer von den Bills oder wilden Waldbewohnern, welche wie oben bereits gesagt worden, rohe Barbaren sind, mit Pfeil und Bogen bewaffnet umherziehen, und unter dem Schutz irgend eines Fürsten stehen, dem sie einen Theil ihres Raubes abgeben. Von diesen werden zwey bis drey in jedem Dorfe auf Kosten des Ganzen unterhalten.

Der dritte gehört zu einer so angesehenen Kaste, daß jeder Indier das von ihm zubereitete Essen genießen kann, und dies Geschäft kann ein Mann so wohl, als eine Frau verrichten. Sie kaufen für den Fremden Victualien auf dem Markte ein, bereiten sie und erwarten dafür keine Belohnung. Ueberdem kann ein Reisender in jedem Dorfe, von dem Schulzen etwas Salz, Korn, Holz und einen Topf fordern sein Essen zu kochen.

Bisher habe ich die militärische Verfassung der Maratten beschrieben, es wird aber nöthig seyn auch zu zeigen, warum sie große Armeen halten, und wozu sie solche gebrauchen. Die Länder, welche sich der Herrschaft dieser Räuberbande unterworfen haben, so werden sie von allen indischen Schriftstellern genannt, sind neu eroberte Provinzen meist von kriegerischen bisher unabhängigen Völkern bewohnt, welche mit ihren neuen Herren höchst unzufrieden sind. Der ehemalige Kaiser von Delhi war nur ihr Oberherr dem Nahmen nach, und sie bezahlten ihm geringern Tribut, als den jetzt die Maratten von ihnen erzwingen. Jede Rupie muß diesen neueroberten, aber nicht überwältigten Ländern abgepreßt werden, und daher sind zum Eintreiben der Abgaben große Heere nöthig. Die Rasbuttenfürsten halten es unter ihrer Würde, den auferlegten Tribut gutwillig zu bezahlen. Ob sie gleich gewiß sind von den Maratten geschlagen zu werden, so wagen sie doch lieber einen Feldzug um vielleicht ihre alte Independenz wiederstellen zu können. Ihr Stolz wird bey dem Gedanken verwundet, einem Volke unterworfen zu seyn, vor dem sie doch als Glieder einer höhern Kaste Rang und Vorzüge besitzen.

Um so unruhige, widerspenstige Provinzen im Gehorsam zu erhalten, ist die ganze Kriegsmacht der Maratten immer beschäftigt, und ich zweifle ob die Eroberungen in Hindostan die Kosten einbringen, welche die großen Armeen verursachen.

Von allen Fürsten, die den Maratten-Tribut zahlen müssen, könnte sich der Rajah von Jyepor, der mächtigste der Rasbutten in Agimere am ersten von dieser Last befreyen. Er besitzt große Reichthümer, und seine Unterthanen gehören zu den tapfersten in Hindostan. Aber der jetzt regierende Rajah ist ein unbedeutender Prinz, der seine Zeit mit Frauenzimmern im Zenana tödtet, daher sonst Scindiah und Holkar sein Gebiet mit ihren Heeren zu überschwemmen pflegten. Vor etlichen Jahren zwang ihn Scindias Feldherr de Boigne vor den Thoren seiner Hauptstadt sieben Millionen Rupien zu zahlen, und er gab lieber diese große Summe her, ehe er sich in seiner Vestung belagern ließ.

In der unten versuchten Skizze habe ich von den Einkünften und den Truppen, welche die vornehmsten Marattenfürsten stellen können, eine Uebersicht gegeben. Die ganze Mannschaft ist gerade nicht allezeit vorhanden, aber ich bin überzeugt, daß sie so viel und noch mehr zusammenzubringen im Stande sind. Ihre Einkünfte betragen ebenfalls nicht alle Jahre die hier berechnete Summe. Diese richten sich nach den Jahren des Ueberflusses und Mangels, und wenn das Getreide zu sehr im Preise fällt, so hält es schwer die Abgaben vom platten Lande zu erhalten. Nach meiner Schätzung haben nachstehende Für-

den folgende Einkünfte, und können an Reutern und Infanterie zusammenbringen:

	Rupien.	Cavallerie.	Infanterie.	Zusammen.
Der Peischwa	4 Crore	40,000	20,000	60,000 Mann.
Scindiah	— 6 —	60,000	30,000	90,000 —
Bonsulo	— 3 —	50 Lac 50,000	10,000	60,000 —
Holkar	— 1 —	50 Lac 30,000	4,000	34,000 —
Guicawar	— 1 Crore	— 30,000	— —	30,000 —
	16 Crore Rupien.	210,000	64,000	274,000 Mann.

Außer diesen ansehnlichen Einkünften von hundert und sechzig Millionen Rupien oder deutschen Gulden, verwahren manche Fürsten in ihren Bergschlössern einen ungeheuren Schatz, der aber ganz für die Circulation verloren ist, und den sie nur bey der dringendsten Gefahr anzugreifen wagen. Welche große Summen auf diese Weise bey den Marattenfürsten und ihren ersten Beamten vergraben liegen, kann man aus folgenden Thatsachen schließen. Nana der Staatssekretair beym letzten Peischwa, der im Dezember 1797 gestürzt wurde, und in Gefangenschaft saß, aber das Jahr darauf alle seine Würden wieder erhielt, gab selber seine Schätze auf zwanzig Crore, oder zweyhundert Millionen Rupien an, und versicherte, daß im Schatze des Peischwa noch größere Summen verwahrt würden.

Betrachtet man nach dem vorher gesagten den Marattenstaat im Ganzen, dessen ungeheuren Umfang, aber sehr geringe Bevölkerung, den rastlosen, unbezähmten Geist der eroberten Provinzen, und die Spaltungen unter den Oberhäuptern, und Staatsparteyen, so kann

man ihn unmöglich für so furchtbar halten, als man ihn gewöhnlich in Europa und Indien anzusehen gewohnt ist. Der Marattenstaat ist eine Verbindung ohne Einigkeit, nicht auf Vertrauen, sondern auf Eifersucht und Mißtrauen gegründet, die Oberhäupter sind unfähig zum allgemeinen Besten zu handeln, und werden nur von Privatabsichten geleitet. Ihre Regierung ist in den Händen habsüchtiger Braminen, den treuloseſten und bestechlichsten unter dem ganzen Menschengeschlechte. Ich wünsche meinem Vaterlande keinen Krieg mit den Maratten, sollte es aber dazu kommen, so kann ich ihm den glücklichsten Erfolg vorhersagen.

Inhalt des dritten Theils.

I. Grafset Saint Sauveur Beschreibung der ehemaligen venetianischen Besitzungen auf dem festen Lande und an den Küsten von Griechenland.

II. Felix Beaujour Schilderung des Handels von Griechenland, besonders der Stadt Thessalonich.

III. Tones Bemerkungen über die Maratten, vorzüglich ihre Verfassung und Kriegsmacht.

Beschreibung
der ehemaligen
venetianischen Besitzungen
auf dem festen Lande
und
an den Küsten von Griechenland.

Nach dem Französischen
des
Herrn Grasset Saint Sauveur.

Herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des Industrie-Comptoirs,
1801.

Vorrede.

Die Trümmer der ehemaligen griechischen Besitzungen, des jetzt erloschenen venetianischen Freystaats, oder die Inseln und Festungen, welche ihm von seinen weiland glänzenden Eroberungen, auf und längst den Küsten von Albanien, Livadien, und Morea übrig geblieben waren, gehörten größtentheils zu den unbekannten Ländern unsers Welttheils. Unsere besten Erdbeschreiber haben freylich die Namen und Lage der wichtigsten verzeichnet, aber ihre Eigenschaften und Merkwürdigkeiten nur kurz berührt, weil sie bey dem Mangel ausführlicher Landes- oder Ortsbeschreibungen nichts weiter anzugeben wußten. Auch was Herr la Bret im ersten Theil der Vorlesungen über die Statistik, worin er 1783 den damaligen Zustand von Venedig beschrieb, über diese vom Mutterlande so sehr vernachlässigten Nebenländer sammelte, besteht zum Theil in der Geschichte der größern Inseln und einzelnen geographischen Angaben, weil er über ihre Verfassung, Produkte, Bevölkerung ꝛc. in den von ihm benutzten Quellen keine Aufschlüsse erlangen konnte, oder er dergleichen Notizen aus dem vorigen Jahrhundert unsern Zeiten anzupassen Bedenken trug. Man darf in dieser Rücksicht unsern Verfasser nur mit dem Theil seiner eilften Vorlesung vergleichen, worin er die Distrikte aufzählt, welche die Türken im Passarowitzer Frieden an Venedig abtraten, und man wird die Armuth seiner Quellen bey den abgetretenen Festungen Batriato, Bonizza, Prevesa schwerlich verkennen.

Der berühmte Krieg, den Venedig von 1645 bis 1669 vier und zwanzig Jahre zur Vertheidigung der Insel Candien mit den Türken führen mußte, und der zweyte Krieg, den eben dieser Freystaat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Mitglied der christlichen Ligue gegen diesen gefährlichen Nachbar glücklicher endigte, veranlaßte Schaaren von Europäern nach Griechenland zu zie-

*

hen, theils um Ruhm in den Gefechten mit den Ungläubigen einzuernten, theils die Ueberbleibsel des Alterthums ungestörter beobachten zu können, Viele von diesen Reisenden haben nachher ihre Tagebücher in verschiedenen Sprachen dem Publikum mitgetheilt. Weil sie aber auf ihrem Wege nur einzelne venetianische Niederlassungen berührten, oder Griechenland überhaupt nebst Kleinasien und Egypten ihre größere Aufmerksamkeit anzog, so enthalten ihre Berichte, wie Spon und Wheler, oder des Neapolitaners Piacenza *) nur geringe Aufklärung über das ehemalige Gebiet der Venetianer in Griechenland.

Daher war Vincent Coronelli (Siehe dessen Memorie historio grafiche delli Regni della Morea, e luogi adjacenti. Venet. 1685. fol. Man hat auch von diesem Buche eine französische 1686 zu Amsterdam gedruckte Uebersetzung) von dem 1687 eine deutsche Uebersetzung in Nürnberg erschien, lange Zeit der Hauptführer in diesen Gegenden. Aber da er in Venedig unter den Augen einer ängstlichen, lichtscheuen Regierung schrieb, durfte er die Mißgriffe in der Behandlung dieser Nebenländer, die Bedrückungen der Unterthanen, und die Beschränkungen ihres Handels nicht berühren noch weniger rügen. Auch hat sich der Zustand dieser Länder seit der Zeit, da er seine Nachrichten sammelte, so verändert oder vielmehr verschlimmert, daß kaum ein Schatten von seiner Schilderung übrig geblieben ist.

*) Georg Wheler bereisete 1675 und 1676 die Levante, und ließ seine Reise 1682 in Folio englisch zu London drucken. Sie ist nachher häufig in französischer, holländischer und andern Sprachen übersetzt worden. Vor mir liegt eine französische Uebersezzung. Amst. 1689. klein Octav. Seine Reisebemerkungen sind häufig mit Jac. Spons Reise nach Dalmatien, Griechenland und der Levante zusammen erschienen. Beyde Werke sind zwar ähnlichen Inhalts, aber ganz von einander verschieden; Spon war auch früher in diesen Gegenden als Wheler. Franz Piacenza starb 1686 als Professor der Geographie in Modena. Nach seinem Tode kam von ihm in dieser Stadt heraus: L'Egeo redivivo o sia Chirographia dell' Arcipelago della Grecia, Morea e Peloponneso 1688. 4.

Neuere Reisebeschreiber von Griechenland, welche dorthin vor der letzten französischen Eroberung von Corfu kamen, haben sich gleichfalls nicht ausführlich darüber eingelassen. Doch in spätern Zeiten finden sich einige, welche diese zerstreuten Theile des venetianischen Gebiets zum Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen wählten. Von ihnen sind blos folgende zu meiner Kenntniß gekommen. Zuerst Christoph Tentori, der im Jahr 1790 den Staat von Venedig nebst seinen Nebenländern, in zwölf Bänden unter dem Titel: Storia civile, politica, ecclesiastica, corografica e topographica degli stati della Republica di Venetia, beschrieb. Da ich aber dies Werk nicht gesehen, noch davon eine nur etwas ausführliche Anzeige gefunden habe, so kann ich von dem Werth oder Inhalt dieses bänderreichen Werks nichts weiter hinzufügen. Nach ihnen haben die Gebrüder d'Arbois, die unter den französischen Truppen an der Einnahme der andern venetianischen Besitzungen, außerhalb des adriatischen Meerbusens Theil nahmen, diese schnellen Eroberungen der unzertrennlichen Republik, in dem Memoire sur les trois Departements de Corcyre, d' Ithaque et de la Mer Egee Paris 1798. 8. beschrieben. Sie schildern diese jetzt wieder verlornen Provinzen in gedrungener Kürze nach ihrer Ausdehnung, Bevölkerung, und ihren wichtigsten Produkten. Da sie ihre Nachrichten an Ort und Stelle sammelten, und ihre Beschreibung die erste war, welche die Vortheile dieser Eroberungen für Frankreich darzustellen versuchte, so ward sie mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Indessen haben die Verfasser ihren Gegenstand keinesweges erschöpft, sondern nur einen raschgezeichneten Ueberblick desselben geliefert, und war ihnen wohl auf hundert und vier Octavseiten mehr zu leisten übrig, da sie diesen beschränkten Raum, noch mit der Schilderung des wehrlosen Zustandes des venetianischen Staats überhaupt, dessen ausgeleerter Arsenäle, und eine Reihe von Vorschlägen angefüllt haben, diese Eroberung zur

Erweiterung des französischen Handels, und Ausbreitung der neuerlangten Herrschaft in der Levante zu benutzen.

Ausführlicher behandelt Herr Andreas Grasset Saint Sauveur denselben Gegenstand in seiner 1800 in Paris gedruckten Voyage historique, litteraire et pittoresque dans les Isles et possessions cidevant venetiennes du Levant, drey Bände, Octav, welche hier theils übersetzt, theils Auszugsweise verdeutscht sind. Herr Grasset lebte von 1781 bis 1796 als französischer Consul in Corfu, Zante und den übrigen Besitzungen, der Venetianer. Sein Amt und langer Aufenthalt an Ort und Stelle setzte ihn in den Stand, alle statistische Merkwürdigkeiten dieser Länder zu erfahren, ihre Verfassung zu beobachten, und die Ursachen ihres Verfalls zu entdecken. Daher wird man in seiner Beschreibung schwerlich etwas vermissen, was zur genauern Kenntniß derselben dient, und er übertrifft alle seine Vorgänger an Ausführlichkeit. Aber eben diese scheint seiner Beschreibung eher nachtheilig als vortheilhaft geworden zu seyn, weil er bey geringfügigen unbedeutenden Gegenständen zu lange verweilt, oder Begebenheiten einmischt, welche nur geringen Bezug auf venetianische Nebenländer haben, wie die Nachrichten von mehreren griechischen Seeräubern, welche dem levantischen Seehandel, während der letzten russisch-türkischen Kriege so schädlich wurden. Er hat sich über dem zu sehr in die Geschichte dieser Länder verloren, und nicht bloß ihre ältesten Schicksale, sondern auch die häufigen Abwechselungen ihrer Oberherrn in mittlern und neuern Zeiten, und die deswegen geführten Kriege nebst ihren nachtheiligen Folgen für die Einwohner behandelt. Er hat zwar bey dieser Arbeit die besten wenig bekannten Specialschriftsteller benutzt, wie bey Corfu den Quirini und Marmora, und bey Zante den Remondini, der Bischof dieser Insel war, und ihre Geschichte 1756 in Venedig drucken ließ. Allein, diese Führer leiteten ihn entweder von dem rechten Wege ab, oder er benutzte ihre Un-

terſuchungen ohne Prüfung und Auswahl. Zeiten und handelnde Perſonen ſind unter einander geworfen, und höchſt ſelten wird der Zeitraum angegeben, in welchem dieſe oder jene Begebenheiten vorfielen. Daher enthalten die hiſtoriſchen Abſchnitte des Originals, welche über Corfu beynahe den ganzen erſten Band, und über Zante und Cephalonien zum Theil den dritten anfüllen, ſo geringes Intereſſe für die meiſten Leſer, und noch weniger Belehrung. Von den älteſten Begebenheiten iſt darin nur das allgemein bekannteſte wiederholt, und die hier abgebildeten und beſchriebenen Münzen ſind längſtens durch die Bemühungen gelehrterer Münzkenner erläutert worden. Die neuere Geſchichte der angeführten Inſeln, vorzüglich von Corfu, iſt zu ſehr mit den Verwirrungen des griechiſchen Kaiſerthums, und den Revolutionen einzelner italieniſcher Staaten verflochten, dieſe Vorfälle ſind hier entweder zu kurz berührt, oder in andern Fällen zu ausführlich ausgeſponnen, daß man oft die Geſchichte des Königreichs Neapel, anſtatt der Inſel Corfu zu leſen, glaubt, hier war es hinlänglich, bloß die Perſonen auszuheben, die als Eroberer, Beherrſcher oder Prätendenten auf die venetianiſchen Beſitzungen wirkten. Ihr Einfluß auf den Flor oder Verfall ihrer Erbſtaaten hätte von den Verdienſten um ihre Eroberungen geſchieden werden müſſen. Um alſo die Geſchichte auch nur der größern Inſeln einigermaßen anſcheinlich zu machen, würden chronologiſche Berichtigungen, Zuſätze mancherley Art, und Umarbeitung ganzer Abſchnitte nöthig geweſen ſeyn, die man hier um ſo weniger erwarten durfte, da hier nicht die abwechſelnden Schickſale jener Länder, ſondern ihr neueſter Zuſtand dargeſtellt werden ſollte. Es ſind daher alle Abſchnitte, welche die Geſchichte des wichtigſten Theils der venetianiſchen Beſitzungen enthalten, in der Ueberſetzung weggeblieben.

In den übrigen habe ich den Verf. ſelbſt reden laſſen, außer wenn er ſich in Digreſſionen verlor, die ihn ganz

von seinem Gegenstande abführten, oder zu schnell ein Gegenmittel gegen die Gebrechen der ehemaligen Verfassung oder auffallende Ungerechtigkeiten zur Hand hatte, oder sich wortreiche Discussionen in wenige Zeilen zusammenziehen ließen. Manche hier erzählte Thatsachen möchte der Herausgeber nicht geradezu unterschreiben, aber da er außer Stande war dergleichen Unwahrscheinlichkeiten zu berichtigen oder zu widerlegen, so mag der Verf. für ihre Richtigkeit bürgen. Einen Verstoß dieser Art, welcher unten S. 135 aufmerksamen Lesern nicht unbemerkt bleiben wird, können wir jedoch nicht unangezeigt lassen. Dort sagt Herr Grasset, die Oehlexporte der Insel Paro könne man auf 276,676 Franken anschlagen, welche die Einwohner mit sechszehn Procent verzollen müßten. Diesen Zoll berechnet er mir zu 1754 Livres, da er doch seiner eigenen Angabe nach 44,278 Livres betragen muß.

Das Original ist mit neun und zwanzig Kupfertafeln versehen, welche griechische Münzen, Alterthümer, Ansichten einzelner Städte und Klöster auf den venetianischen Besitzungen, die Trachten der Einwohner nebst Abbildungen einiger Häfen und Rheden enthalten. Der Verf. hat noch eine Karte der westlichen Küste von Griechenland hinzugefügt, um die von ihm beschriebenen Gegenden zu übersehen. Sie unterscheidet sich auf keine Weise von den gewöhnlichen Karten dieser Länder, und ist im Ganzen zu klein gerathen, so daß man nicht einmal darauf alle in der Beschreibung angeführten Orte findet. Man wird zum Beyspiel dort, die am Meerbusen von Cattaro belegenen Dorfschaften Perasto, Risano, und Castelnovo vergebens suchen. Sie verdiente daher die Ehre des Nachstichs nicht. Dagegen hat die Verlagshandlung eine andere besorgt, wobey bey dem Mangel an genauen Karten von Griechenland und den benachbarten türkischen Provinzen, vorzüglich la Rochettes Karte zum Grunde liegt.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt. Beschreibung der Insel Corfu. Lage. Grösse. Kanal. Kleine Inseln. Klippen. Ankerplätze. Winde. Klima. Flüsse. Marmorbruch. Steinkohlen und Schwefelmine. Mineralisches Wasser. Erdbeben. Produkte. Fische. Vögel. Thierbevölkerung. Seite 3

Zweyter Abschnitt. Römische und griechische Kirche. 13

Dritter Abschnitt. Heirathsgebräuche. Leichenbegängnisse der Einwohner. 33

Vierter Abschnitt. Regierung. Adel. Gerechtigkeitspflege. 44

Fünfter Abschnitt. Kriegsmacht. Seemacht. 72

Sechster Abschnitt. Kultur und Produkte des Bodens. Industrie. Schifffahrt und Handlung. 103

Siebenter Abschnitt. Veränderungen in den Sitten. Luxus. 113

Achter Abschnitt. Gesellschaften. Cassinos. Theater. Karneval. Andere Festlichkeiten. Chiostra oder Pferderennen. 110

Neunter Abschnitt. Physischer und politischer Zustand der Insel Paxo und der Vestungen Bucintro und Parga. 128

Zehnter Abschnitt. Physischer und politischer Zustand von Prevesa. 145

Eilfter Abschnitt. Zustand von Vonitza. 160

Zwölfter Abschnitt. Beschreibung der Insel San-Maura. 169

Dreyzehnter Abschnitt. Physischer und politischer Zustand der Inseln Thiaqui und Cephalonien. 181

Vierzehnter Abschnitt. Physischer und politischer Zustand der Insel Zante und der Strophaden. 202

Funfzehnter Abschnitt. Beschreibung der Stadt Zante. Mahlerische Lage dieser Stadt. Die Vestung. Der Pallast des Proveditor. Griechische und lateinische Klöster. Bevölkerung. Griechische Kirchen. St. Markusplatz. Lateinische Kathedralkirche. Bischöflicher Pallast. Hauptwache. Wohnung des Commendanten. Addreßhaus. Bauhof. Gesundheitsbureau. Zollhaus. Leuchthurm St. Niklas. Damm. Fontego oder das öffentliche Kornmagazin. Der Markt. Hauptstraße. Kirchen. Begräbniß eines russischen Generals. Lazareth. Arsenal. Soldatenhospital. Gottesacker der Engländer. Bevölkerung der Stadt und der Insel. Judenviertel. Garnison. Seite 217

Sechszehnter Abschnitt. Lateinische und griechische Religion, Regierung, Sitten und Kleidung. 231

Siebzehnter Abschnitt. Ackerbau, Producte, Industrie, Handel, Schifffarth. 237

Achtzehnter Abschnitt. Blick auf den venetianischen Handel mit Frankreich. 243

Neunzehnter Abschnitt. Handel der Buchten von Catharo, und der Städte Peraste, Risano, und Castelnovo. 253

Zwanzigster Abschnitt. Physischer und politischer Zustand der Insel Cerigo und der Klippe Cerigotte. 256

Ein und zwanzigster Abschnitt. Regierung. Sitten. Gebräuche. Industrie. Handelsverhältnisse der Einwohner von Cerigo. 264

Beſchreibung
der
ehemaligen venetianiſchen Inſeln
an der
weſtlichen Küſte von Griechenland.

Nach dem Franzöſiſchen
des
Herrn Graſſet de Saint Sauveur.

Erſter Abſchnitt.

Beſchreibung der Inſel Corfu.

Lage. Größe. Kanal. Kleine Inſeln. Klippen. Ankerplätze. Winde. Klima. Flüſſe. Marmorbruch. Steinkohlen- und Schwefelmine. Mineraliſches Waſſer. Erdbeben. Produkte. Fiſche. Vögel. Thiere. Bevölkerung.

Die Inſel Corfu liegt im Eingange des adriatiſchen Meeres gegen die weſtliche Küſte von Epirus, von der ſie durch einen Kanal getrennt wird, der ungefähr zwey franzöſiſche Meilen breit, ſehr ſchön, ſicher, und von Norden nach Süden, oder umgekehrt, zu beſchiffen iſt. Die Inſel bildet beynah ein Dreyeck, und ihr Umfang beträgt ungefähr ſechzig franzöſiſche Meilen.

Der Länge nach vom ſüdöſtlichen Vorgebirge Blanc bis zum nordweſtlichen Sidero, erſtreckt ſie ſich ungefähr zwanzig Meilen; und in ihrer größten Breite, vom öſtlichen Cap Palaerum bis zum weſtlichen Cap Barbaro kann ſie zehen Meilen haben.

nem gröſsten Staate daſelbſt ein. Beide traten nun zusammen, der Erzbiſchof aber zur Rechten, in die Kirche. Dem biſchöflichen Thron gegenüber, war zur Linken im Chor der Sitz des Generals errichtet. Beym Herausgehn wurde daſſelbe Ceremoniel beobachtet; der General behauptete alsdann aber die rechte Hand.

Außer der Kathedralkirche gab es noch zwey andere Kirchen in Corfu; die eine war der heiligen Jungfrau, die andre, die ſonſt die Metropolitankirche geweſen war, dem heiligen Arſen gewidmet; in der alten Feſtung befand ſich auch noch eine Kapelle.

In der Stadt waren drey Klöſter vom Orden des heiligen Franziskus, deren Mönche ganz allein von den Rathsperſonen in Venedig abhingen, denen das geiſtliche Departement übergeben war. Dem Erzbiſchof brauchten ſie bloß den gehörigen Reſpekt zu beweiſen. Jedes Kloſter genoß eine gewiſſe Einnahme, die der Senat ihm angewieſen hatte; und das übrige erbettelten ſie ſich, mit dem ihnen eigenen Eifer. Aus dieſen Klöſtern nahm man die Feldprediger für die Marine. Zu dieſem Poſten drängten ſie ſich ſehr, weil er, vermittelſt der Waaren, die ihnen von den Kaufleuten zum Verhandeln mit gegeben wurden, eine gute Nebenrevenüe abwarf. Sie waren zu gleicher Zeit auch die Beichtväter des Schiffvolks.

Die Ceremonien der lateiniſchen Kirche waren ganz dieſelben, wie in der übrigen Chriſtenheit.

den nahen Wäldern von Albanien kann man das erforderliche Bauholz im Ueberfluß bekommen, und zwar ohne beträchtliche Kosten. Aus Furcht, ihrem Arsenal zu schaden, ließen die Venetianer den Vortheil, den der Hafen Gouin darbot, unbenutzt, und gebrauchten diesen Ort bloß zum Ausbessern der Schiffe, die sie mit großen Unkosten in ihrer Hauptstadt erbauen mußten. Der Eingang des Hafens von Gouin wird nach und nach durch den Sand verschlämmt, den das Meer und die Winde daselbst hinführen. Mit einer oder zwey solchen Maschinen, deren man sich zur Reinigung der Kanäle bedient, könnte man diesem Uebel leicht vorbeugen.

In dem mitternächtlichen Theile der Insel war vor Zeiten der Hafen der alten Stadt Chrisopolis gelegen. Dieser ist heut zu Tage nichts weiter als ein sehr fischreicher Teich, und führt jetzt den Namen seines Besitzers, Calichiopulo. Man sieht kaum noch einige Spuren dieser Stadt, deren Namen schon ihre ehemalige Pracht verkündet. Ihr Hafen ist entweder durch große Revolutionen, oder nach und nach verschlämmt worden; er würde gegenwärtig für die Marine von großer Wichtigkeit seyn.

Die herrschenden Winde sind im Herbste und Winter, der O., O. S. O., der S. und der S. O. Wind; im Frühling und Sommer der N., der N. N. O., der N. O. und der O. N. O. Wind. Diese Winde sind zuweilen sehr beständig; ihre erste Heftigkeit dauert aber gewöhnlich nur drey Tage. Die Lage mehrerer Ankerplätze sichert sie gegen die westlichen Winde.

Das Klima ist mild, aber sehr veränderlich; so daß oft auf einen hohen Grad der Hitze empfindliche Kälte folgt. Dieser Wechsel rührt von der Veränderlichkeit der Winde her. Die Nord- und Ostwinde bringen Kälte; da die letztern über den Schnee der Berggipfel von Epirus streichen; der Südwind hingegen wird von einer niederdrückenden Hitze, oder von Nebeln und Regen begleitet, die der Gesundheit sehr nachtheilig sind. Der Inselbewohner verwahrt sich gegen den schädlichen Einfluß dieser Witterung durch dicke Bekleidung, die ihn in einer gelinden, aber anhaltenden Transpiration erhält. Diese Ausdünstung wird ihm aber sehr nachtheilig, wenn die Nordwinde schnell in die Stelle des Südwindes treten, und die Kälte die offnen Schweißlöcher angreift. Um sich gegen Verkältung, Schnupfen und dergleichen Krankheiten, die hier sehr gewöhnlich sind, zu verwahren, muß man bey dem ersten Zeichen dieser Veränderung noch mehrere Kleidungsstücke anlegen.

Der beträchtlichste Fluß der Insel ist der Mensogni. Er nimmt seinen Lauf nahe an dem Vorgebirge Gardichi, von O. S. O., und fließt gegen N. N. W. ins Meer.

Südlich, im Innern des Landes, entspringt noch der kleine Fluß Potamo, sein Wasser ergießt sich nördlich ins Meer. An seinem Ausflusse liegt ein kleines Flecken gleiches Namens. Beyde Wässer verdienen kaum den Namen der Flüsse, da sie nicht einmal Kähne tragen können. Sie nutzen nur dadurch, daß sie einige Mühlen treiben, und die benachbarten Felder bewässern.

die wegen Mangel am Regen sonst sehr von der Dürre leiden würden. Man könnte sie aber schiffbar machen, und so der Kultur des Landes durch einen leichtern Transport aufhelfen.

Nördlich, beynah zwey Meilen tief ins Land hinein, erstreckt sich ein Bruch von grauem Marmor. Die Landbesitzer, auf deren Grund und Boden er sich befindet, vernachlässigten ihn lange Zeit. Endlich fiel es jemand ein, ihn bearbeiten zu lassen; aber kaum hatte er eine gewisse Quantität nach Neapel eingeführt, als sich der Senat dieses Bruches bemächtigte; um nur andern keinen Vortheil zu gewähren, denn seit dieser Zeit liegt er wieder unbenutzt. In den Zimmern eines venetianischen Nobili habe ich verschiedene gut bearbeitete Stücke dieses Marmors gesehen.

Im Jahr 1765 stieß man bey Ausbesserung der Festungswerke, am Fuße einer Bastion, in geringer Tiefe, auf eine Ader von Steinkohlen, die ganz den Englischen glichen. Sie brannten lange, ehe sie zu Asche wurden, und gaben beym Brennen einen starken Geruch nach Erdpech. Funfzig Schritte davon entdeckte man 1780 beym Graben einer Cisterne dieselbe Steinkohlenader. Dennoch fiel die venetianische Regierung nicht darauf, diese Grube zum Vortheil des Landes zu benutzen.

Westlich liegt im Innern der Insel ein Gebirge, zum Theil aus weißem Gestein bestehend, der wie Gyps aussieht, und viel Schwefel enthält. Die Schäfer der Gegend sind die einzigen, die daraus Nutzen ziehn; in-

dem sie sich seiner zum schnellen Anmachen des Feuers bedienen.

Dort befindet sich auch in der Mitte einer Ebene eine reiche mineralische Quelle, deren Wasser die benachbarten Bewohner zum Abführen gebrauchen. Die wiederholten Versuche der Aerzte haben die Wirksamkeit desselben außer allen Zweifel gesetzt; es wirkt aber nur dann am schnellsten und sichersten, wenn man es an Ort und Stelle gebraucht, so wie es frisch emporquillt.

Die Insel Corfu ist dem Erdbeben sehr unterworfen: ihre Erschütterungen sind aber nicht heftig, und richten selten Schaden an. Die Steinkohlen- und Schwefelminen scheinen auf einen unterirdischen Feuerbehälter hinzuweisen. Man hat übrigens bemerkt, daß die Erschütterungen fast immer denselben Gang nehmen; nämlich von N. W. nach S. O.

Die Produkte der Insel für die physischen Bedürfnisse der Einwohner fallen nicht so reichlich aus, wie sie es wohl könnten. Das Korn und übrige Getreide reicht nur auf drey, höchstens vier Monate hin.

Der Wein langt auch nur zu ihrem Verbrauche auf einige Monate; den übrigen lassen sie aus Dalmatien kommen.

Olivenöhl ist das Hauptprodukt. In gewöhnlichen Jahren werden davon 250,000 Krüge gewonnen. Außer der eigenen Consumtion bleibt den Landbewohnern noch so viel übrig, daß sie damit zum Theil die fremden Lebensmittel bezahlen, die nöthigen Kleider anschaffen, auch etwas zurücklegen können. Dieser Artikel könnte noch

mehr erweitert und vergrößert werden, wenn eine durch Handelsfreyheit belebte, thätigere Industrie den Operationen der Natur besser zu Hülfe käme.

Die Salinen sind auch nicht unbeträchtlich; denn außer dem, daß sie die Insel hinlänglich mit Salz versehen, gehen auch jedes Jahr mehrere Ladungen nach Venedig.

An Waldung ist die Insel ganz arm. Die Feurung und das Bauholz zu den Häusern und Ausbessern der Schiffe kommt aus Albanien. Die Planken und Bretter zur Schiffsverkleidung werden ihnen von Venedig zugeschickt. Man sieht auf der Insel weiter keine Bäume, als Olivenbüsche. Es hält sich daher hier auch kein wildes Thier und gewöhnlich nur sehr wenig Vögelwildpret auf.

Raubvögel sind sehr selten; höchstens trifft man einige Falken und Geyer an.

Tauben, Wachteln, Schnepfen, Krammetsvögel und dergleichen, giebt es natürlich auch nur wenige, weil sie wenig Getreide finden. Diese Vögel besuchen nur dann die Insel, wenn die Kälte sie aus Epirus treibt.

Wasserschnepfen, Papageyen Taucher, wilde Enten und Wasserhühner, halten sich wegen der vielen Moräste in Menge hier auf.

Fische sind im Ueberfluß da. Ihren Fang überlassen aber die faulen Corfuer den Neapolitanern, die von Otranto kommen. Gegen das Cap Sidero und das Cap

Blane fischten sie auch Korallen, aber nur in unbeträchtlicher Menge.

In dem See Calichiopulo fängt man einen Fisch, den die Griechen Chiefali nennen, wahrscheinlich wegen der Größe seines Kopfs: der von vortrefflichem Geschmack ist. Sein Rogen wird mit den Eyern eines andern Fisches, den man aus den See Bacintro bekommt, zusammengemengt, und daraus ein sehr gesuchter Caviar bereitet. Man salzt sie ein, räuchert sie und bewahrt sie in Oehl. Sie erhalten sich lange gut, wenn man sie nur gegen Feuchtigkeit sichert.

Die ganze Insel ist mit Bergen und Hügeln bedeckt, zwischen welchen man einige nicht sehr große Thäler antrifft. Wiesen mangeln gänzlich, daher können keine Kühe und Ochsen, sondern nur einige Ziegenheerden gehalten werden; deren Milch und Käse etwa auf zwey Monate langt. Das Schlachtvieh, als die Rinder, Hammel, und selbst das Federvieh bekommen sie, nebst Getreide, aus der Türkey.

Der Gartenbau wird sehr schlecht betrieben: daher die durch den Homer so berühmten Gärten des Alcinous nur noch in der Erinnerung existiren. Die Schuld hiervon liegt wahrscheinlich mehr in der Faulheit der Menschen, als im Boden. Eine Hauptursache ist auch der Mangel an Quellen und die daraus entstehende Schwierigkeit der Bewässerung. Die Cisternen trocknen oft ganz aus. Eben deshalb hat auch das Gemüse, ob es gleich reichlich wächst, sehr wenig Saft. Dies ist auch der Fall mit den Baumfrüchten; die Orangen und Citronen ausge-

nommen, die man aber durch das zeitige Abbrechen für die Gesundheit schädlich macht.

Die Insel wird in vier kleine Provinzen getheilt, welche die Insulaner Balies nennen. Die erste gegen Morgen ist Leschimo; die zweyte, die gegen Abend liegt, heißt Agiru; die dritte, die sich in der Mitte der Insel befindet, ist Mezzo; und die vierte gegen Mitternacht, Oros.

Die Provinz Leschimo war sonst durch die alte Stadt Gardichi, dem Sitz eines Bischofs merkwürdig. Sie lag ungefähr zwey Meilen-weit vom Meerufer; heut zu Tage ist sie nur ein kleiner Flecken, wo man noch die Spuren eines alten Forts findet. Dieser Theil der Insel hat ungefähr zwanzig Dörfer und acht bis neunhundert Seelen.

Das gegen Abend liegende Agiru, ist das fruchtbarste Gebiet. Es befinden sich in ihm wohl funfzehn Dörfer und acht tausend Seelen. Auf der Stelle, wo gegenwärtig ein Kloster griechischer Mönche steht, lag sonst eine Stadt, die durch die Sarazenen zerstört wurde. Auf ihre Ruinen ließ der Kayser Alexius Comnenus das kleine Fort des heiligen Engels bauen; 1403 versuchten die Genuesen bey ihrer Landung es einzunehmen, umsonst. Zur Zeit der venetianischen Regierung ist dieser Posten unter dem Commando eines vornehmen Insulaners, der vom Rath der Edeln ernannt wurde. Er residirte daselbst ein Jahr, und dann wurde wieder ein anderer in seine Stelle gesetzt.

Die Provinz Mezzo ist die größte; sie schließt die Stadt Corfu und einige dreyßig Dörfer in sich. Ihre

Das Klima ist mild, aber sehr veränderlich; so daß oft auf einen hohen Grad der Hitze empfindliche Kälte folgt. Dieser Wechsel rührt von der Veränderlichkeit der Winde her. Die Nord- und Ostwinde bringen Kälte; da die letztern über den Schnee der Berggipfel von Epirus streichen; der Südwind hingegen wird von einer niederdrückenden Hitze, oder von Nebeln und Regen begleitet, die der Gesundheit sehr nachtheilig sind. Der Inselbewohner verwahrt sich gegen den schädlichen Einfluß dieser Witterung durch dicke Bekleidung, die ihn in einer gelinden, aber anhaltenden Transpiration erhält. Diese Ausdünstung wird ihm aber sehr nachtheilig, wenn die Nordwinde schnell in die Stelle des Südwindes treten, und die Kälte die offnen Schweißlöcher angreift. Um sich gegen Verkältung, Schnupfen und dergleichen Krankheiten, die hier sehr gewöhnlich sind, zu verwahren, muß man bey dem ersten Zeichen dieser Veränderung noch mehrere Kleidungsstücke anlegen.

Der beträchtlichste Fluß der Insel ist der Mensogni. Er nimmt seinen Lauf nahe an dem Vorgebirge Gardichi, von O. S. O., und fließt gegen N. N. W. ins Meer.

Südlich, im Innern des Landes, entspringt noch der kleine Fluß Potamo, sein Wasser ergießt sich nördlich ins Meer. An seinem Ausflusse liegt ein kleiner Flecken gleiches Namens. Beyde Wässer verdienen kaum den Namen der Flüsse, da sie nicht einmal Kähne tragen können. Sie nutzen nur dadurch, daß sie einige Mühlen treiben, und die benachbarten Felder bewässern.

Zweyter Abschnitt.

Religion. Römische Kirche.

Es herrschte die römische und griechische Religion auf dieser Insel. Zur ersteru bekannten sich, die Regierung, die Land- und Seetruppen, und eine kleine Zahl Ausländer, die in Corfu ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten: zur andern die eingebohrnen Insulaner.

Die Kirche von Corfu war seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums der Sitz eines Bischofs; der Pabst Gregor III. erhob ihn im Jahr 1600 zum Erzbischof. Der neue Erzbischof wurde vom Senat vorgeschlagen, und vom Pabste bestätigt. Seine Einnahme betrug nach unserm Gelde 11 bis 12000 Livres. Das Kapitel bestand aus zehn Domherrn. Ihre Kanonikate konnten acht bis neunhundert Franken werth seyn. Diese Gelder wurden aus der Kasse der Republik gezogen, worin der Ertrag der Insel und die Gelder flossen, die jährlich von Venedig zur Bestreitung der noch übrigen Kosten des Civils, des Militairs und der Marine geschickt wurden. Jeder Domherr bekam noch überdies monatlich ungefähr hundert Pfund Zwieback.

Der Weihbischof, der von dem Kapitel erwählt wurde, genoß nicht mehrere Einkünfte, als seine übrigen Kollegen.

Die Kathedralkirche war zu gleicher Zeit die Pfarrkirche. Einer von den Domherren, den der Erzbischof ernannte, versah den Dienst des Pfarrers. Die gelegentliche Einnahme dieses Amts war eine Vermehrung seines Kanonikats. Der Erzbischof besaß mehrere Häuser, die zu Wohnungen für die Pfarrherren bestimmt waren; da diese aber als Eingebohrne der Insel unter den Ihrigen lebten, so wurden sie vermiethet, und die Miethe zur Unterhaltung der Kirche verwandt.

Der Erzbischof hatte seinen Sekretair und einen Kanzler, der gewöhnlich ein Notarius war, die die bischöfliche Jurisdiction versahen.

Jedes Jahr ernannte das Kapitel drey Syndici, oder Prokuratoren der Kathedralkirche, welche die Verwaltung der kleinen Einkünfte verschiedner Brüderschaften über sich nehmen mußten, deren Oberhäupter sie zu gleicher Zeit waren. Diese Syndici wurden aus dem Adel genommen, und die griechische Religion schloß sie nicht von diesem Dienste aus; sie folgten einer dem andern; während ihrer jährlichen Verrichtungen. Ehe sie ihren Dienst beym römischen Gottesdienst antraten, pflegten sie gewöhnlich zuvor, zu Beruhigung ihres Gewissens, einer griechischen Messe beyzuwohnen.

Ihr Kirchenstuhl war mit ihren Wappen geziert, und mit einem carmoisinrothen Tuch bedeckt, worauf ein Kruzifix zwischen zwey Wachskerzen stand. Sie empfiengen die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen: man beräucherte sie, und gab ihnen das Evangelium zum Küssen.

Der zum Erzbischof erwählte Prälat, hielt bey seiner Ankunft einen öffentlichen Einzug, wobey er von der Regierung und dem Militair empfangen wurde.

Nachher begab er sich im bischöflichen Staate, von dem Klerus, dem Hofstaate, dem Generalprovediter, den vornehmsten Land- und See-Officieren, den Syndici und den Vornehmen der Stadt begleitet, auf einen offnen Platz, wo ein Thron mit einem Baldachin für ihn errichtet war. Hier verrichtete er sein Gebet und theilte den bischöflichen Seegen aus. Von hier gieng der Zug in derselben Ordnung, unter dem Beyfallsgeschrey des Volks, und unter dem Lärm der Kanonen und Glocken, in die Kathedralkirche. Nachdem der Erzbischof hier wieder sein Gebet verrichtet hatte, wurde er in den erzbischöflichen Pallast eingeführt, dessen Pforten mit Blumen- und Laubguirlanden geziert waren. Ward ein Eingebohrner der Insel zum Erzbischof erwählt, so erwies man ihm noch mehrere Ehrenbezeugungen; indem man ihm auf der Esplanade Triumphbögen von Myrthen und Blumen errichtete, und seinen Weg mit Blumen bestreute.

Wenn der Erzbischof in seinem Staate und mit seinem Gefolge bey einer Wache vorbey kam, so mußten ihm die militairischen Ehrenbezeugungen gemacht werden.

Nach einem Befehl des Senats von Venedig, mußte der General mit seinem Gefolge, das auch wohl sein Hof genannt wurde, an den Hauptfesttagen dem Gottesdienst mit beywohnen. Der Erzbischof begab sich in seinen Feyerkleidern an der Spitze des Klerus zur Kirchthüre: zu gleicher Zeit traf auch der General in sei-

nem grösten Staate daselbst ein. Beide traten nun zusammen, der Erzbischof aber zur Rechten, in die Kirche. Dem bischöflichen Thron gegenüber, war zur Linken im Chor der Sitz des Generals errichtet. Beym Herausgehn wurde dasselbe Ceremoniel beobachtet; der General behauptete alsdann aber die rechte Hand.

Außer der Kathedralkirche gab es noch zwey andere Kirchen in Corfu; die eine war der heiligen Jungfrau, die andre, die sonst die Metropolitankirche gewesen war, dem heiligen Arsen gewidmet; in der alten Festung befand sich auch noch eine Kapelle.

In der Stadt waren drey Klöster vom Orden des heiligen Franziskus, deren Mönche ganz allein von den Rathspersonen in Venedig abhingen, denen das geistliche Departement übergeben war. Dem Erzbischof brauchten sie bloß den gehörigen Respekt zu beweisen. Jedes Kloster genoß eine gewisse Einnahme, die der Senat ihm angewiesen hatte; und das übrige erbettelten sie sich, mit dem ihnen eigenen Eifer. Aus diesen Klöstern nahm man die Feldprediger für die Marine. Zu diesem Posten drängten sie sich sehr, weil er, vermittelst der Waaren, die ihnen von den Kaufleuten zum Verhandeln mit gegeben wurden, eine gute Nebenrevenüe abwarf. Sie waren zu gleicher Zeit auch die Beichtväter des Schiffvolks.

Die Ceremonien der lateinischen Kirche waren ganz dieselben, wie in der übrigen Christenheit.

Griechische Kirche.

Die griechische Kirche zu Corfu hatte zu ihrem Oberhaupt einen Protopapa, der von dem gesammten Klerus und der Noblesse gewählt wurde. Diese Stelle bekam nur immer ein Geistlicher, der aus einer adlichen Familie abstammte. Auf das Verdienst des Bewerbers ward keine Rücksicht genommen, sondern nur auf seinen Credit und seine Freygebigkeit. Vor der Wahl gieng er, von seinen Anverwandten und Freunden begleitet, zu den Vornehmen und zu den Popen, um ihre Stimmen zu erbetteln, die sich über die tiefen Bücklinge freuten, die sie bey diesen Gelegenheiten öffentlich empfiengen. Die Feyerlichkeit der Wahl geschah in dem Saal, wo die Noblesse ihre Zusammenkünfte hielt, und der in der Mitte der großen Esplanade erbaut ist. In seinem Innern befanden sich ringsherum Bänke, und im Hintergrunde eine kleine hölzerne Balustrade, die eine mit einem Teppich bedeckte Tafel, und die Sitze des Generalproveditors, und der übrigen Häupter der Regierung verschloß. Die venetianischen Nobili, die zu ihrem Hofstaat gehörten, und ihre Adjutanten standen ihnen zur Seite. Dieses waren die einzigen Personen, die mit Waffen in den Versammlungen erscheinen durften. Der Adel und die Popen saßen auf den äußern Bänken. Ein Fante (Stadt- oder Rathsdiener), der in einen weiten Rock vom groben blauen Tuch gekleidet war, und eine eben solche Mütze aufhatte, auf deren silbernen Platte die Wappen der Stadt standen, nannte mehrmals mit lauter Stimme den Namen eines der Mitbewerber. Die Candidaten standen mit entblößten Häuptern ganz des

müthig an der Thüre, und suchten durch oft wiederholte tiefe Bücklinge ihre Mitbürger zu günstigen Stimmen zu bewegen. Zwey andre Fanten theilten nachher aus einem Korbe, den sie von der Tafel genommen hatten, die kleinen Stimmkugeln unter den Adlichen und Popen aus: der General allein bekam zwey. Ein vierter Fante sammelte nachher die Kugeln in einer Büchse, die nur eine äußre Oeffnung, innerlich aber zwey Abtheilungen hatte, so daß man es nicht sehen konnte, in welche die Kugel geworfen wurde. Beym Sammeln rufte der Fante immerfort den Namen des Candidaten aus, über den gestimmt wurde, und dieser hörte nicht auf, sich in einem fort tief zu verneigen.

Der General zählte nach dem Sammeln die Stimmen für und wieder. Er rufte darauf den Erwählten, der nicht lange auf sich warten ließ. Unter dem lauten Geschrey des Beyfalls und der Glückwünsche bedankte sich der Candidat bey dem General, dessen Stimme den Ausschlag gab. Dieser erwiederte seinen Dank mit einer kleinen Verbeugung und einem Tone, der seine Oberherrschaft über ihm zu erkennen gab. Unterdessen war das Volk zu dem Throne herbey geströmt. Die Fantes machten ihm die Wahl bekannt, warfen ihre Mützen empor, und begleiteten mit durchdringendem Pfeifengetöse das Jubelgeschrey der Umstehenden. Man bekleidete hierauf den neuen Protopapa, (Erzpopen) mit seinem Feyerlichen Habit. Es bestand aus einem langen Mantel von rothem Sammet, einem Unterrock mit engen Aermeln, einer Binde und einer Mütze von demselben Zeuge, und einem großen Hute, der mit demselben Sammte aus-

geschlagen, und mit zwey ungeheuren seidenen Troddeln verziert war. Der Hirtenstab war aus mehrern Stücken Elfenbein zusammengesetzt, und endigte sich in einen großen Knopfe. Sobald er eingekleidet war, setzte er sich auf einen Großvaterstuhl, den ihm der General zuschickte. Für diese Ehre mußte er sechzehn französische Livres bezahlen. Die Ursache dieses Tributs hab ich nicht erfahren können. Vier nervigte Fantes erhoben nun mit Entzücken das Kirchenhaupt auf ihre Schultern, auf denen er wegen den vielen Anstößen nicht eben ganz sicher saß. Er wurde nun sogleich von einem Haufen Volk umringt, dessen Zudrängen ihn zu berühren oft die Segnungen unterbrach, die er reichlich austheilte. Unter Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken wurde er auf diese Weise in die griechische Kathedralkirche getragen, wo eine lange Litaney gesungen oder vielmehr geschrien wurde. Man brachte ihn nachher auf dem Großvaterstuhl in seine Behausung, wo er mit mehrerer Ruhe die Glückwünsche seiner Verwandten und Freunde empfieng. Der Tumult bey diesem Zuge war so groß, daß die ihn begleitenden Truppen nicht im Stande waren, den General ganz gegen die convulsivischen Anfälle des freudigen und eifrigen Volkes zu schützen: sein herzoglicher Mantel und seine lange Perücke kamen ihm dabey sehr schlecht zu statten.

Die Neugierde trieb mich an, den Protopapa, den ich kannte, in sein Haus zu begleiten. Hier fand ich eine große Tafel mit einer Menge von Erfrischungen bereitet, woraus ich vermuthete, der Candidat müßte schon vorher von der Einwilligung seiner Wahl versichert

seyn. Mein Nachbar bestätigte meinen Zweifel über die Unparteylichkeit der Stimmensammlung, indem er mir sagte, daß sie mehr oder weniger theuer von den Candidaten erkauft würden.

Der Adel und die Geistlichkeit saßen bey diesem Schmause unter einander, und ließen es sich recht wohl schmecken. Es war lustig und ärgerlich anzusehen, mit welcher Gierde sie alle, selbst die, die sonst einen Anstrich von Bildung zeigten, über das Essen herfielen. Die Geistlichen wurden durch ihre langen und weiten Kleider zwar etwas in der Schnelligkeit des Zulangens gehindert, dafür konnten sie aber desto mehr Früchte und Gebackenes einsacken, als die andern. Als diese Gesellschaft sich gesättigt und ihre Taschen vollgefüllt hatte, so ließ man noch einige angesehene Personen aus andern Ständen hinzu. Alle wunderten sich sehr, wie ich in einem so interessanten Augenblicke so kaltblütig bleiben konnte. Nachher theilte man unter das Volk, das unter den Fenstern zu jubeln und zu schreien fortfuhr, einiges Brot und geringe Geldmünzen aus. Dieses sind die Ceremonien, die bey jeder neuen Wahl eines Protopapa statt fanden.

Der Protopapa vor Corfu genoß vor denen auf den andern Inseln den Vorzug, daß er den Titel des Großen führte. Er stund unmittelbar unter dem Patriarchen von Constantinopel, und hatte bischöfliche Gewalt. Er verrichtete alle Funktionen der Bischöfe, und besaß, wie sie das auszeichnende Vorrecht des Bischofs, den Hirtenstab beym Gehen auf die Erde stümmen zu dürfen.

Der Besitz dieses Postens dauerte nur fünf Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit trat er wieder in die Klasse der gewöhnlichen Popen zurück. Ein etwas höherer Grad von Ansehn, und das Recht, einen karmosinrothen Gürtel tragen zu dürfen, war alles, was nach den Gesetzen von dieser ehemaligen Würde übrig blieb.

Seine Einkünfte waren zufällig, und nur sein Talent, sie bey günstigen Gelegenheiten zu vergrößern, konnte ihm allein die Ausgaben ersetzen, die seine Ernennung kostete.

Die Kathedralkirche hatte auch ihre Domherren, wie die lateinische; sie genossen aber keine fixen Präbenden. Die Ehre, sich an der Spitze des Klerus zu befinden, war der einzige Vortheil ihres Kanonikats. Ihre Auszeichnung war ein violetter Gürtel, und ein dergleichen Cordon mit einer kleinen seidenen Troddel um ihren Hut. Die Heirathen, Taufen und Beerdigungen, warfen ihnen auch einige Einkünfte ab; gewöhnlich erhielt bey dergleichen Fällen der Protopapa eilf, und jeder Domherr drey Livres und eine Wachskerze.

Der allereinträglichste Artikel, und zu gleicher Zeit auch das kräftigste Mittel, um das Volk in dummer Leichtgläubigkeit zu erhalten, waren die Exkommunikationen. Unter dem geringsten Vorwande konnte ein Grieche seinen Nachbar exkommuniciren lassen; dieser konnte aber eben so leicht ein Gleiches gegen jenen bewirken; wodurch die Exkommunikation, die sein Feind über ihn hatte aussprechen lassen, aufgehoben wurde. Ein und derselbe Priester diente mit gleichem Eifer beyden Parteyen. Diese Blitze der griechischen Kirche kamen

ten Schwachköpfen, die davon Gebrauch machten, sehr theuer zu stehen.

Diese Ceremonie ward öffentlich auf der Straße dessen vorgenommen, der exkommunizirt werden sollte. War man reich genug, um die größern Kosten bestreiten zu können, so ließ man lieber den Protopapa selbst an der Spitze des Klerus das Anathema aussprechen, weil man es denn für wirksamer hielt. Er fand sich an dem angezeigten Ort in einem Trauerhabit ein, und hielt eine beynah ganz schwarze Kerze in seiner Hand. Vor ihm her wurde ein großes Kruzifix und eine schwarze Fahne getragen; auch sein Gefolge war ebenfalls in Trauer gekleidet.

Der Protopapa begleitete die Verfluchungen, die er aussprach, mit Gestikulationen, die mir völlig konvulsivisch schienen, und beym Weggehen schüttelte er den Staub von seinem Talare ab. Von diesem Augenblicke an war der Exkommunizirte von allen Kirchen, und von der Theilnahme an den Gebeten der Gläubigen ausgeschlossen, und er konnte nicht anders, als durch eine Gegenexkommunikation wieder in seine Rechte eingesetzt werden. War er nicht im Stande, die dazu erforderlichen Unkosten aufzutreiben, so war es oft der Fall, daß der Exkommunizirte seine Rache aufs höchste trieb, und endlich seinen Feind ermordete. Das Volk zitterte vor religiösem Schauer und Angst bey diesen Exkommunikationen, und war fest überzeugt, daß in dem Augenblick, wenn das Anathema ausgesprochen werde, die Erde erbebe. Ich sah Personen, die vor Schrecken laut schrieen,

und sich so geberdeten, als wenn sich wirklich die Erde unter ihnen erschütterte.

Nicht allein die Priester wandten dies Ansehn, das ihnen die herrschende Unwissenheit und die abgeschmackten Vorurtheile über das Volk gaben, bey jeder Gelegenheit zu ihrem Vortheile an; sondern auch die Regierung suchte es zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Ich war Zeuge, daß man diese Bannstüche gegen ganze Dorfschaften in solchen Fällen schleuderte, wo man sich fürchtete, die Gewalt der Waffen vergeblich zu brauchen. Dieses Mittel sonderte diese Dorfschaften gänzlich von allen andern Einwohnern ab, und die unglücklichen Exkommunizirten waren froh, wenn sie nach geleisteter Beobachtung der Befehle, wegen deren Widersetzung sie aus dem Schooße der Kirche ausgestoßen waren, durch die Bezahlung einer Contribution darin von neuem wieder aufgenommen wurden. Das Mittel der Gegenexkommunikationen fand, wie es sich von selbst versteht, gegen die Regierung nicht statt.

Der Protopapa hatte einen Diakonus und einen Subdiakonus unter seinen Befehlen, die er sowohl zu seinen häuslichen Diensten, als auch zu Kirchenverrichtungen gebrauchte. Seine Wohnung allein wurde auf Kosten der Stadt unterhalten.

Die Kathedralkirche hatte ihre Syndici oder Prokuratoren, deren Verrichtungen und Tracht eben dieselben waren, wie bey der lateinischen Kirche.

Die Anzahl der griechischen Kirchen war sehr beträchtlich. Für eine jede wurde der Priester jährlich in einer Versammlung der Pfarrkinder ernannt. Er bekam

müthig an der Thüre, und suchten durch oft wiederholte tiefe Bücklinge ihre Mitbürger zu günstigen Stimmen zu bewegen. Zwey andre Fanten theilten nachher aus einem Korbe, den sie von der Tafel genommen hatten, die kleinen Stimmkugeln unter den Adlichen und Popen aus: der General allein bekam zwey. Ein vierter Fante sammelte nachher die Kugeln in einer Büchse, die nur eine äußre Oeffnung, innerlich aber zwey Abtheilungen hatte, so daß man es nicht sehen konnte, in welche die Kugel geworfen wurde. Beym Sammeln rufte der Fante immerfort den Namen des Candidaten aus, über den gestimmt wurde, und dieser hörte nicht auf, sich in einem fort tief zu verneigen.

Der General zählte nach dem Sammeln die Stimmen für und wieder. Er rufte darauf den Erwählten, der nicht lange auf sich warten ließ. Unter dem lauten Geschrey des Beyfalls und der Glückwünsche bedankte sich der Candidat bey dem General, dessen Stimme den Ausschlag gab. Dieser erwiederte seinen Dank mit einer kleinen Verbeugung und einem Tone, der seine Oberherrschaft über ihm zu erkennen gab. Unterdessen war das Volk zu dem Throne herbey geströmt. Die Fanten machten ihm die Wahl bekannt, warfen ihre Mützen empor, und begleiteten mit durchdringendem Pfeifengetöse das Jubelgeschrey der Umstehenden. Man bekleidete hierauf den neuen Protopapa, (Erzpopen) mit seinem feyerlichen Habit. Es bestand aus einem langen Mantel von rothem Sammet, einem Unterrock mit engen Aermeln, einer Binde und einer Mütze von demselben Zeuge, und einem großen Hute, der mit demselben Sammte aus-

hindurch wurden die Glocken unaufhörlich fort geläutet. Den Abend vor dem Feste wurde unter dem Glockengeläute aller Kirchen und unter Kanonendonner, der Kasten, worin der ganze Leichnam des Heiligen sehr wohl aufbewahrt war, der Verehrung des Volkes ausgesetzt. Der Kasten war von Ebenholz und mit sehr gut gearbeiteten und vergoldeten Silberblechen bedeckt, und mit vielen kostbaren Steinen reichlich besetzt. Durch den gläsernen Deckel sah man den Heiligen im bischöflichen Gewande darin liegen. Dieser Ceremonie wohnte das ganze Gouvernement bey. Ein Commando von 60 Soldaten hatte die drey darauf folgenden Tage und Nächte vollauf zu thun, um das Volk in Ordnung zu erhalten, das mit mehrerm Tumulte als Andacht herbeyströmte, um den Schutz des Heiligen zu erflehen. Nachher erfolgte eine Prozession, zu der die Popen von allen andern Inseln und selbst von Morea in Haufen herbeyeilten. Der Kasten wurde auf einer Trage von sechs Popen in priesterlicher Kleidung getragen; den darüber erhobenen Himmel hielten abwechselnd der General, der Proveditor der Festung, der Bailo oder Stadtvoigt und die Syndici der Stadt. Vorher giengen die Hautboisten des Generals, welche wie seine übrige Bedienten die Staatslivree angezogen hatten. Die Truppen standen unter den Waffen, und ein Theil derselben begleitete den Zug. Er begab sich zuerst zu der alten Festung, deren verschiedene Batterien ihn mit ein und zwanzig Kanonenschüssen begrüßten; von da gieng er rings um die Esplanade; und als er zu dem gegen die See zu gelegenen Wällen der Stadt ankam, salutirten ihn alle Kriegsschiffe mit einer Ar-

seyn. Mein Nachbar bestätigte meinen Zweifel über die Unparteylichkeit der Stimmensammlung, indem er mir sagte, daß sie mehr oder weniger theuer von den Candidaten erkauft würden.

Der Adel und die Geistlichkeit saßen bey diesem Schmause unter einander, und ließen es sich recht wohl schmecken. Es war lustig und ärgerlich anzusehen, mit welcher Gierde sie alle, selbst die, die sonst einen Anstrich von Bildung zeigten, über das Essen herfielen. Die Geistlichen wurden durch ihre langen und weiten Kleider zwar etwas in der Schnelligkeit des Zulangens gehindert, dafür konnten sie aber desto mehr Früchte und Gebackenes einsacken, als die andern. Als diese Gesellschaft sich gesättigt und ihre Taschen vollgefüllt hatte, so ließ man noch einige angesehene Personen aus andern Ständen hinzu. Alle wunderten sich sehr, wie ich in einem so interessanten Augenblicke so kaltblütig bleiben konnte. Nachher theilte man unter das Volk, das unter den Fenstern zu jubeln und zu schreien fortfuhr, einiges Brot und geringe Geldmünzen aus. Dieses sind die Ceremonien, die bey jeder neuen Wahl eines Protopapa statt fanden.

Der Protopapa vor Corfu genoß vor denen auf den andern Inseln den Vorzug, daß er den Titel des Großen führte. Er stund unmittelbar unter dem Patriarchen von Constantinopel, und hatte bischöfliche Gewalt. Er verrichtete alle Funktionen der Bischöfe, und besaß, wie sie das auszeichnende Vorrecht des Bischofs, den Hirtenstab beym Gehen auf die Erde stümmen zu dürfen.

dions zu ihren Unternehmungen und Reisen zu verschaffen suchten.

Unter den Schätzen der Kirche bemerkte ich viele goldene Lampen; von denen die größte ein Geschenk des Sultan Solimanns war, das er ihr 1537 bey seinem Rückzuge machte, nachdem er Corfu vergeblich belagert hatte. Die Insulaner sagen; er habe sie mit Zaubermitteln voll gefüllt, um dadurch die Schätze, die er nicht erobern können, in Asche zu verwandeln. Dergleichen thörichte Märchen erweckt bey den abergläubischen Griechen der unbeschreibliche Haß, den sie gegen die Türken haben: und man findet selbst gebildete Leute, die sie für wahr halten.

Die Reliquien des heiligen Arsenius, der der erste Bischof auf der Insel war, wurden von den Lateinern und Griechen ebenfalls sehr verehrt. An seinem Namenstage verrichteten die Geistlichen von beyden Religionspartheyen den Gottesdienst gemeinschaftlich, in der ihm zu Ehren in der alten Festung erbauten Kirche. Die Menge der verschieden farbigen Wachskerzen, gewährte dem Auge ein schönes Schauspiel; desto mehr litten aber die Ohren durch den vermengten mißtönenden Gesang des lateinischen und griechischen Klerus.

In der Nacht vom grünen Donnerstage bis zum Charfreytage, hält der Klerus einer jeden Kirche und Kapelle sein heiliges Grab und seine Prozession; wobey der heilige Leichnam mit vielen brennenden Kerzen und mit dem möglichsten Pompe herumgetragen wird. Alle diese Prozessionen kommen nachher auf der großen Esplanade zusammen, und verwandeln die Nacht in einen schönen

den Schwachköpfen, die davon Gebrauch machten, sehr theuer zu stehen.

Diese Ceremonie ward öffentlich auf der Straße dessen vorgenommen, der exkommunizirt werden sollte. War man reich genug, um die größern Kosten bestreiten zu können, so ließ man lieber den Protopapa selbst an der Spitze des Klerus das Anathema aussprechen, weil man es denn für wirksamer hielt. Er fand sich an dem angezeigten Ort in einem Trauerhabit ein, und hielt eine beynah ganz schwarze Kerze in seiner Hand. Vor ihm her wurde ein großes Kruzifix und eine schwarze Fahne getragen; auch sein Gefolge war ebenfalls in Trauer gekleidet.

Der Protopapa begleitete die Verfluchungen, die er aussprach, mit Gestikulationen, die mir völlig konvulsivisch schienen, und beym Weggehen schüttelte er den Staub von seinem Talare ab. Von diesem Augenblicke an war der Exkommunizirte von allen Kirchen, und von der Theilnahme an den Gebeten der Gläubigen ausgeschlossen, und er konnte nicht anders, als durch eine Gegenexkommunikation wieder in seine Rechte eingesetzt werden. War er nicht im Stande, die dazu erforderlichen Unkosten aufzutreiben, so war es oft der Fall, daß der Exkommunizirte seine Rache aufs höchste trieb, und endlich seinen Feind ermordete. Das Volk zitterte vor religiösem Schauer und Angst bey diesen Exkommunikationen, und war fest überzeugt, daß in dem Augenblick, wenn das Anathema ausgesprochen werde, die Erde erbebe. Ich sah Personen, die vor Schrecken laut schrieen,

Lazarus handelten. Eine eben solche Dudelpfeiffe, wie die Bärenführer haben, begleitete nebst einer grossen Trommel diesen Gesang; dessen Refrain die Umstehenden wiederholten, die zuweilen auch mit tanzten. Besonders geschah dieser Gesang und Tanz vor den Thüren der Reichen; die dafür etwas Geld aus den Fenstern warfen; worin sich nachher der Fahnenträger und die Musikanten theilten. Wer die Fahne küssen wollte, mußte auch etwas bezahlen, und nach vollendetem Zuge wurden die aufgehangenen Kleinigkeiten, Spielwerke und Zierrathen an die Devoten verkauft, die damit ihre Bettstellen schmückten.

Am ersten Tage des Mays trugen eine Menge Landleute, die mit Flinten, Pistolen und Messern bewaffnet waren, einen mit Vorsicht entwurzelten Oliven- oder Orangenbaum in der Stadt herum. Die Dudelpfeiffe und die Trommel gingen vor dem Zuge her, und spielten verschiedene Tänze, die von einer ausgesuchten Zahl junger Leute aufgeführt wurden. Man begab sich nachher vor das Haus des ältesten Syndicus der Stadt, und pflanzte in seiner Gegenwart den Baum; worauf er diese Gesellschaft mit einem Mahle bewirthen mußte.

Die Kirchweihe war besonders auf dem Lande, ein groſses Fest. Die Popen schmückten dann schon einige Tage vorher mit ihren Eingepfarrten die Kirche innerlich und äußerlich mit Blumenguirlanden und Reisern aus. Rings um die Kirche herum ward von grünen Bäumen, Teppichen und Seegeltüchern ein bedeckter Gang aufgeführt, zu dessen Verzierung nicht allein Blumen, sondern die dazu sehr gern hergegebnen Bilder des ganzen Dorfes

keinen festen Gehalt. Viele von den Kirchen, besonders die, auf dem Lande, waren von Privatpersonen erbauet, die als Eigenthümer, den Popen für sich allein bestimmten den sie haben wollten. Sein Loos war von dem seiner Collegen in nichts weiter verschieden, als daß er seinen Dienst gewöhnlich auf Lebenszeit behielt.

Die reichste dieser Kirchen war die, worin sich die Reliquien des heiligen Spiridions fanden, für den die Lateiner, wie die Griechen, eine besondere Ehrfurcht zeigten. Die Abkömmlinge der Familie, die diese geehrten Ueberreste besaß, genießen noch gegenwärtig ein scheinbares Eigenthumsrecht über sie. Sie hatten das Recht, den sie bedienenden Popen zu ernennen. Dieses Amt wurde als eins der besten immer einem aus der Familie übertragen: der überdies die Aufsicht über die Verwaltung der Kircheneinkünfte hatte. Ihm war ein Kapitel von zehn Präbendarien zugeordnet, die gleiche Auszeichnungen mit denen der Kathedralkirche genossen. Drey Syndici hatten die Verwaltung über die der Kirche zugehörigen Fonds.

Das Fest des heiligen Spiridions wurde mit dem größten Pompe gefeyert. Acht Tage vorher wurden die Pforten, Fenster und der Thurm der Kirche mit Myrthen und Lorbeerreisern geziert. Auf der am Thurme befindlichen eisernen Ballustrade setzte man an den vier Ecken mit langen Stangen vier Flaggen auf, unter denen sich jedesmal die des heiligen Markus, die Russische und die Englische befand; zur vierten wählte man abwechselnd, die Dänische, Schwedische oder Holländische: niemals aber die Türkische oder Französische. Diese acht Tage

nehmen; sie zögern diese Mühe, da sie dafür gut bezahlt wurden.

Es fehlt auch auf dieser Insel nicht an griechischen Mönchs- und Nonnenklöstern. Diese genießen gewisse feste Einkünfte; deren Verwaltung nebst der Besorgung der äussern Angelegenheiten drey Administratoren übertragen ist, welche die Brüder oder Schwesterschaft jährlich von neuem ernennt. Diese Klöster sind eine wahre Last für den Staat; nur einige Nonnenconvente nehmen Postulantinnen auf, die darin bleiben, bis ihre Aeltern auf ihre Verheirathung denken. Ihre ganze Erziehung besteht darin, daß sie im Stricken und Filetmachen unterrichtet werden; selten lernen einige nähen, und noch seltener schreiben und lesen. Die Mädchen, die diese Kenntnisse aus dem Kloster bringen, werden als Wunder angestaunt. Wie es im Innern dieser Häuser zugeht, kann ich nicht sagen; da dies Erwähnte alles ist, was ich mit der größten Mühe von ihnen habe erfahren können.

Die Unwissenheit der Popen übertrifft alle Vorstellung, die man sich von ihr machen kann. Die höchsten, die ihre Sprache zu lesen und zu schreiben verstehen, gelten für Gelehrte. Ich habe viele gekannt, die von diesen Kenntnissen gar nichts wußten, die nicht im Stande waren, eine andere Messe und andere Gebete zu verrichten, als die sie auswendig gelernt hatten, und die ohne Rücksicht der Schicklichkeit bey jeder Gelegenheit nur diese hergesagt würden. So traf es sich oft, daß der Pope, wenn er um Regen bitten sollte, und ein solches Gebet nicht gelernt hatte, um heiteres Wetter betete. Ungeachtet dieser Verwechselung bekam der Unwissende eben

kanonirte und Musquetensalve; und die Galeeren und Galioten folgten ihm längst den Wällen am Ufer nach. Das Feuern hörte während dieser Zeit gar nicht auf. In den Straßen, wodurch die Prozession zog, waren die Fenster der Häuser mit verschiedentlich bunten Teppichen geziert. Sie dauerte übrigens sehr lange, da man sehr langsam marschierte, und der Zug auch oft durch Kranke aufgehalten wurde, die man zu ihrer Heilung unter den Kasten des Heiligen stellte. Sie fielen öfters in schreckliche Verzuckungen; welche die verschlagenen Popen gut zu benutzen wußten, um dabey die Leichtgläubigkeit der Religiösen in Contribution zu setzen. Während die Reliquien des Heiligen ausgesetzt waren, war auch die ganze Kirche voll Kranke, die daselbst geduldig die versprochene Besserung erwarteten.

Während dieser Zeit hatten die Popen viel zu thun, um dem devoten Publiko Genüge zu leisten, welches sich Evangeliumsbücher, Kerzen, Tücher, Bänder und dergleichen, durch sie mit dem heiligen Körper in Berührung bringen ließen, wofür sie aber auch gut bezahlt wurden.

Diese Reliquien wurden auch mit dem größten Vertrauen auf Hülfe bey großen allgemeinen Unglücksfällen öffentlich ausgesetzt.

Die Kirche besitzt einige Landgüter, die ihr von Privatpersonen geschenkt sind; und noch immer erhielt sie sowohl von den Einwohnern, als auch von religiösen Fremden und von den Kaufleuten ansehnliche Geschenke, die sich hiedurch des Beystandes des heiligen Spirio

in andern Werken hinlänglich unterrichten kann. Nur besondere Gebräuche, die über den Charakter des Volks und die Natur seiner Regierung Licht verbreiten, sind die Gegenstände, deren Beschreibung ich liefern will.

Dritter Abschnitt.

Heirathen.

Wenn ich hier die fremden Gebräuche beschreibe, die ich bey den Heyrathen und andern feyerlichen Verhandlungen beobachtet habe, so muß ich erinnern, daß sie nur auf dem Lande statt finden, wo man noch nicht, wie in der Hauptstadt zum Theil, italiänische Sitten und Sprache angenommen hatte. Die ehelichen Verbindungen, die das Glück einer ganzen Familie entscheiden, wurden in diesem Lande gewöhnlich von den Eltern verhandelt und geschlossen. Waren die Väter mit einander einig, so zahlte der Vater des Mädchen, dem Vater des jungen Mannes die Summe der Mitgift. Einige Tage darauf stattete dieser in Begleitung seiner Eltern bey seiner Geliebten den ersten Besuch ab, die umringt von den Ihrigen ganz sittsam und jungfräulich seine Huldigungen aufnahm. Er beschenkte sie mit einem Ringe und umarmte sie. Die Verbindung ward nun als unwiderruflich be-

Tag. Die Kirchen wetteifern, sich an Erleuchtung und Pracht einander zu übertreffen. Alle Kirchen sind offen; alle Straßen und öffentliche Plätze voll Menschen, die von einem heiligen Grabe und einer Prozession zur andern gehen. Die Damen, die sonst nur in einer vergitterten Loge in der Kirche sich aufhalten, haben diese Nacht alle mögliche Freyheit. Man benutzt sie auch; führt längst entworfene Pläne aus, macht neue Bekanntschaften, und erneuert die alten. Diese religiösen Nachtwandelungen endigen sich mit Schmausereien, von denen man nicht immer ganz friedlich nach Hause geht. Den Tag darauf erzählt man sich allerhand Neuigkeiten und Histörchen.

Aus einem besondern Aberglauben lassen sich viele in dieser Nacht ein Hemde verfertigen, daß eine ungleiche Zahl von jungen Mädchen, die alle Marie hießen, von Mitternacht an bis vor Tages Anbruch, zuschneiden, nähen, waschen und völlig fertig plätten müssen. Ein solches Hemde soll die unschätzbare Kraft besitzen, den, der es trägt, unverwundbar zu machen.

In den ersten Tagen des Aprils trug man eine Fahne herum, auf die der erstandene Lazarus dargestellt war. Sie war mit den lächerlichsten Verzierungen, mit falschen Perlschnüren, Schnupftüchern, Bändern, kleinen Spiegeln, Bildern, Spielsachen und Puppen behangen. Ihr Träger war nicht weniger bizarr angezogen, und hatte über seinen Kleidern einen rothen Weiberrock an, der mit Bandschleifen befestigt war. Er unterbrach oft seinen Gang, und führte einen muntern Tanz auf, wobey er die Fahne schwang. Er sang auch einige griechische Lieder, die von der Auferstehung des

Hierauf nahm der Bräutigam die Braut bey der Hand, und trat mit ihr hinter den Popen, und alle beyde faßten den Zipfel seines langen Talares an; die Anverwandten folgten ihnen paarweise nach. Jetzt ward die kirchliche Trauung nach griechischem Ritual vorgenommen. Nach ihrer Beendigung flocht man die beyden Kerzen der jungen Eheleute zu einem Kranze zusammen, so daß ihre beyden Enden einen Griff bildeten, der mit rosenfarbenen Bändern gebunden und umwunden wurde. Dieser Kranz wurde oben über das hochzeitliche Lager befestigt. Die Vereinigung der beyden Kerzen war ein Symbol des guten Verständnisses, das zwischen den Verehelichten immer herrschen sollte. Der Pope entfernte sich hierauf, nachdem er die Gaben der Freygebigkeit von den Getrauten und ihren Anverwandten empfangen hatte. Zufolge eines alten heiligen Gebrauchs, weinte die Braut in dem Augenblicke, der ihren Zustand änderte. Die Mutter und die Anverwandten beantworteten ihre Thränen ebenfalls mit Weinen, Lobeserhebungen und Ermahnungen. Unterdessen erscholl das ganze Dorf von Büchsen und Pistolenschüssen, und vom Jubelgeschrey seiner Einwohner. Die Verheirathete brach nun, von ihrer Mutter und der nächsten Anverwandtin geführt, auf, um sich in das Haus ihres Gemahls zu begeben, der schon zu ihrem Empfange vorangegangen war. Vor der jungen Frau, die von einem großen Zuge Landleute beyderley Geschlechts begleitet wurde, gieng ein Pfeifer und Trommelschläger, die Tänze spielten, welche von zwey jungen Leuten, die sich bey den Zipfeln eines Schnupftuchs angefaßt hatten, aufgeführt wurden.

Bey der Ankunft in ihrer neuen Behausung empfieng sie ihr Gemahl an der Spitze seiner ganzen Familie. Hier erneuerten sie in Thränen Complimente und Ermahnungen. Nachdem man die gewöhnlichen Erfrischungen eingenommen hatte, gieng man in die Kammer, wo das hochzeitliche Bett mit der möglichsten Sorgfalt aufgestellt war. Jeder betrachtete und untersuchte es aufs genaueste; einige erschöpften sich mit Segnungen und Glückwünschen, andere, die die schönen Geister spielten, erlaubten sich die plattesten Plaisanterien. Endlich gieng man aus einander, und überließ den jungen Eheleuten die Ruhe, die sie gewiß nöthig hatten und wünschten.

War die eheliche Pflicht vollzogen, so kündigte der Gemahl seinen Triumph mit einem Pistolenschuß an, und der Tambour verkündigte gleich dieses Glück und den Sieg dem ganzen Dorfe. Viele Gruppen von jungen Leuten brachten nun die Nacht mit Tanzen vor dem Hause zu, wobey man mitunter Flinten und Pistolen abfeuerte; sie wurden übrigens reichlich mit Erfrischungen bewirthet.

Den andern Morgen versammelten sich die Eltern und Anverwandten, um zu hören, wie die Sachen abgelaufen waren. Das Publikum ermangelte nicht, sich allerhand darüber zu erzählen. Die folgenden Tage empfieng und gab man Visiten. Das hochzeitliche Hemde war ein kostbares Andenken, das die Verheirathete mit Sorgfalt zeitlebens aufbewahrte. Den Morgen nach der Hochzeit ward dieses Hemde auf einem Tische ausgebreitet, und mit Backwerk, Kuchen und Weinflaschen umsetzt. Jeder besah es, um sich mit seinen Augen von

der Wahrheit des ehelichen Triumphes zu überzeugen, und nahm seinen Theil von der aufgetragenen Mahlzeit. Man tanzte nachher eine Stunde um den Tisch herum, und feuerte von neuem Flinten ab. Darauf wurde das Hemde auf einer hohen Stange als ein Siegeszeichen beym Spiel der Pfeife und Trommel, umringt von jungen Tänzern, in dem ganzen Dorfe herum getragen. Man gab es endlich der Mutter zurück, die es in eine kleine Kiste legte, und es so der Tochter wieder überlieferte. In andern Dörfern wurde das Hemde einzig und allein den Verwandten beyder Familien gezeigt. Diese Ceremonie diente, um sich von der Jungfrauschaft der Neuvermählten zu überzeugen. Es wäre das größte Unglück für ein Mädchen, wenn ihr Hemde keine Flecken zeigte. Sie wurde alsdann ihrer Familie sogleich wieder zurück gegeben, und hatte unter ihren Mitbürgern keine Achtung mehr zu erwarten. Daß diese geforderten Zeichen oft sehr betrüglich seyn können, davon konnte man keinen Griechen überzeugen.

In andern Gegenden herrschte auch die Gewohnheit, daß bey dem ersten Zusammenkommen des Schwiegersohns und Schwiegervaters, der erste von letztem durch eine derbe Ohrfeige adoptirt wurde, die jener mit bescheidener Ehrerbietung annahm.

Je tiefer ein Volk in der Finsterniß der Unwissenheit begraben liegt, je gröber und abgeschmackter sind auch die Geburten seines Aberglaubens.

So glaubte man hier, daß wenn in dem Augenblicke, wo die beyden Verlobten das Ja aussprechen, ein Feind in der Gesellschaft drey Knoten in eine Schnur

knüpfe, mit Anwendung einiger Worte, die ich nicht weiß, und sie dann ins Meer oder ins Feuer werfe, daß dann der junge Ehemann gebunden und unfähig werde, die eheliche Pflicht zu vollziehen. Um diesen Zauber zu zerstören, legte man ein Pistol, das mehrern Meuchelmördern gehört hatte, unter das Kopfkissen: ihm schrieb man die Kraft zu, daß es nicht allein die traurige Bindung lösen, sondern die Vollziehung der ehelichen Pflicht beschleunigen könne. Leider waren solche Instrumente gar nicht schwer und selten zu bekommen. Ein ander Mittel gegen diesen Zauber war dies, daß der Vater und die Mutter mit einem Fuße auf des Bräutigams Fuß treten mußten, in dem Augenblick, wenn er das Ja aussprach: jeder geschürzte Knoten mußte sodann ohne Wirkung bleiben. Ein anderer Gegenzauber bestand darin, daß man den Bräutigam vor der Trauung band; diese Bindung erhielt und löste sich nach Belieben, und die Eltern hatten dann nicht nöthig, jenen erwähnten Punkt der Ceremonie abzuwarten.

Blieb das Herz der Getrauten unempfindlich gegen die Liebe ihres Mannes, so war doch nicht alle Hoffnung des Triumphes für ihn verloren. Er bemühte sich dann, ihr einige Haare abzuschneiden, ohne daß sie es gewahr wurde, und stahl ihr eine Kleinigkeit, die sie noch als Mädchen besessen hatte; diese beyden Stücke warf er mit einem lebendigen schwarzen Hahne unter dem Gemurmel einiger mir unbekannten Worte in einem brennenden Ofen, den er sogleich verschloß. Sobald der Hahn verzehrt wurde, glaubte man, daß die Kälte der Person,

die dieses Opfer veranlaßt hatte, in die feurigste Liebe verwandelt werde.

Zu den Taufen der Kinder nahm man auch wie bey den Trauungen Gevattern, und zwar reiche Leute, die gutes Geschenk geben, und den Pathen unterstützen konnten. Die Weiber glaubten, daß man durch bloßes Betrachten und Ansehn, ihren Kindern ein Unglück zufügen könne. Solchen Blicken schrieben sie beynah alle Krankheiten zu, die in den Kinderjahren gewöhnlich sind. Um solchen Uebeln vorzubeugen, mußte man selbst beym Karessiren dem Kinde ins Gesicht speyen und sagen: „Gott bewahr es vor Unglück;" that man es nicht, so ermahnte die Mutter aufs dringendste dazu, indem sie schrie: „speyt es doch nur an!"

Leichenbegängnisse.

Ich werde auch hier, wie überall, nur die Gebräuche erzählen, wodurch sich die Einwohner dieser Inseln ganz besonders auszeichneten.

Die Achtung und Fürsorge für die Todten sind allen Zeiten und allen Religionen eigen. Die Art, wie man ihnen die letzte Verehrung beweist, war von jeher verschieden, und richtet sich noch heut nach dem Eindrucke, den der Gedanke von der Vernichtung des Menschen auf die Nationen macht. Man kennt die Ceremonien, die bey den alten Griechen üblich waren; die Empfindungen der Natur, Freundschaft und religiöser Sinn lagen dabey zum Grunde. Das, was den griechischen Ritus bey diesen Fällen ausmacht, werde ich nicht beschreiben, weil man dies schon in andern Werken findet.

Sobald einer starb, so fiengen seine Anverwandten sogleich an, an seiner Beerdigung zu arbeiten, ehe noch die natürliche Wärme des Körpers erloschen war. Dieser Gebrauch hatte etwas Empörendes; und ein Fremder konnte leicht daraus schließen, daß die Insulaner zärtlicher Zuneigung eben nicht empfänglich seyn möchten. In zwey Stunden nach dem Tode war nicht allein das Leichenbegängniß, sondern auch schon die Beerdigung vorüber.

Man nähte den Leichnam in eine Art Hemde ganz ein, so daß bloß der Kopf und die Hände herausragten, und legte ihm dann die besten Kleider oder seine Amtstracht an, wenn der Verstorbene in öffentlicher Bedienung gestanden hatte. So angezogen wurde er auf eine mit einem rothen Teppich bedeckte Bahre gelegt; unter sein Haupt ein Kissen, in seinen Händen ein Cruzifix, und in dem besten Zimmer öffentlich ausgestellt, bis der Klerus ankam. Von diesen Formalitäten konnte nur der Fall befreyen, wenn die Krankheit oder die Todesart es erforderten, daß der Leichnam in einen Sarg mußte verschlossen werden. War der Verstorbene von Adel, so wurde sein gezogener Degen kreuzweis mit der Scheide über den Körper gelegt. Vier Fantes der Obrigkeit trugen die Bahre, und die drey Syndizi der Stadt und ein Adlicher hielten die vier Zipfel des Leichentuchs.

War es ein Geistlicher, so saß er in seinem priesterlichen Ornate auf einem Lehnstuhl, und wurde von vier Popen getragen.

War es eine unverheirathete Mannsperson oder ein Mädchen, so setzte man auf den Kopf einen Blumenkranz mit einem rosenfarbenen Bande umwunden. Das

Geläute, die Anzahl der Lichter und des Gefolges hieng von den Kosten ab, die man darauf verwenden wollte.

Unterdessen hörte man im Hause des Verstorbenen nichts als Klagetöne und Schluchzen; besonders äußerten die Frauenzimmer die auffallendsten Kennzeichen des Schmerzens. Sie rissen sich die Haare aus, schlugen sich, und verwundeten ihr Gesicht. Man rief den Verstorbenen bey seinem Namen; man fragte ihn, warum er sein Haus, sein Weib und seine Kinder verlassen habe? Hatte er Leiden gehabt, so zählte man umständlich die Bemühungen und Sorgen her, die man für ihn gehabt und übernommen hatte. War es ein junger Mann, so sprach man von der Heirath, die er würde gemacht haben: von den glücklichen Folgen dieser Verbindung; von den Kindern, die er würde erzeugt haben. Alle diese Wehklagen ertönten in einer gewissen Cadence, und in einem sehr traurigen singenden Tone. Man gieng nachher zu den Lobeserhebungen des Verstorbenen über: man erinnerte sich seiner guten Eigenschaften und Tugenden. — O, er war so sanft, so edel, so ein guter Vater, und doch hat er sterben müssen! — Man erzählte die merkwürdigsten Umstände seines Lebens: Wozu hat dir diese oder jene schöne That geholfen? Was hat dir dein Sieg über deine Feinde, jene Reise, diese glückliche Spekulation genutzt? — Alle diese Fragen richteten sie an den Todten, und forderten ihn mit lautem Geschrey zu ihrer Beantwortung auf. Diese Klage- und Trauertöne schienen nachher von denen der Freude abgelöst zu werden. Die Gesichter verwandelten sich in der That und schienen zu lächeln; der Gesang bekam auch eine muntre

Sobald einer starb, so fiengen seine Anverwandten sogleich an, an seiner Beerdigung zu arbeiten, ehe noch die natürliche Wärme des Körpers erloschen war. Dieser Gebrauch hatte etwas Empörendes; und ein Fremder konnte leicht daraus schließen, daß die Insulaner zärtlicher Zuneigung eben nicht empfänglich seyn möchten. In zwey Stunden nach dem Tode war nicht allein das Leichenbegängniß, sondern auch schon die Beerdigung vorüber.

Man nähte den Leichnam in eine Art Hemde ganz ein, so daß bloß der Kopf und die Hände herausragten, und legte ihm dann die besten Kleider oder seine Amtstracht an, wenn der Verstorbene in öffentlicher Bedienung gestanden hatte. So angezogen wurde er auf eine mit einem rothen Teppich bedeckte Bahre gelegt; unter sein Haupt ein Kissen, in seinen Händen ein Cruzifix, und in dem besten Zimmer öffentlich ausgestellt, bis der Klerus anlam. Von diesen Formalitäten konnte nur der Fall befreyen, wenn die Krankheit oder die Todesart es erforderten, daß der Leichnam in einen Sarg mußte verschlossen werden. War der Verstorbene von Adel, so wurde sein gezogener Degen kreuzweis mit der Scheide über den Körper gelegt. Vier Fantes der Obrigkeit trugen die Bahre, und die drey Syndizi der Stadt und ein Adlicher hielten die vier Zipfel des Leichentuchs.

War es ein Geistlicher, so saß er in seinem priesterlichen Ornate auf einem Lehnstuhl, und wurde von vier Popen getragen.

War es eine unverheirathete Mannsperson oder ein Mädchen, so setzte man auf den Kopf einen Blumenkranz mit einem rosenfarbenen Bande umwunden. Da

Geläute, die Anzahl der Lichter und des Gefolges hieng von den Kosten ab, die man darauf verwenden wollte.

Unterdessen hörte man im Hause des Verstorbenen nichts als Klagetöne und Schluchzen; besonders äußerten die Frauenzimmer die auffallendsten Kennzeichen des Schmerzens. Sie rissen sich die Haare aus, schlugen sich, und verwundeten ihr Gesicht. Man rief den Verstorbenen bey seinem Namen; man fragte ihn, warum er sein Haus, sein Weib und seine Kinder verlassen habe? Hatte er Leiden gehabt, so zählte man umständlich die Bemühungen und Sorgen her, die man für ihn gehabt und vernommen hatte. War es ein junger Mann, so sprach man von der Heirath, die er würde gemacht haben: von den glücklichen Folgen dieser Verbindung; von den andern, die er würde erzeugt haben. Alle diese Wehklagen ertönten in einer gewissen Cadence, und in einem sehr traurigen, singenden Tone. Man gieng nachher zu den Lobeserhebungen des Verstorbenen über: man erinnerte sich seiner guten Eigenschaften und Tugenden. — Ach! er war so sanft, so edel, so ein guter Vater, und doch hat er sterben müssen! — Man erzählte die merkwürdigsten Umstände seines Lebens: Wozu hat dir diese oder jene schöne That geholfen? Was hat dir dein Sieg über deine Feinde, jene Reise, diese glückliche Spekulation genutzt? — Alle diese Fragen richteten sie an den Todten, und forderten ihn mit lautem Geschrey zu einer Beantwortung auf. Diese Klage- und Trauertöne [illegible] nachher von der [illegible] abgelöst zu werden.

Die Gesichter [illegible] in der That, und [illegible] zu lächeln; [illegible] auch eine muntre

so gut seine Bezahlung dafür, als der besser Unterrichtete.

Die griechische Kirche zu Corfu hat indeß auch Männer geliefert, die sich durch ihre Kenntnisse ausgezeichnet haben. Man fand auch noch eine kleine Anzahl geschickter Geistlichen, die meist solchen reichen Familien angehörten, die im Stande gewesen waren, sie nach Italien gehen zu lassen, um sich da die Kenntnisse zu erwerben, wozu in ihrem Vaterlande gar keine Gelegenheit war.

Der gröste Theil der griechischen Geistlichen mahlte eine Art Bilder, deren Verkauf ein Erwerbsmittel für sie war. Das Gemählde wurde auf ein stark mit spanisch Weiß belegtes Holztäfelchen aufgetragen: die Farben dazu wurden mit Eyweiß angemacht. Der Gegenstand war immer ein Heiliger; eine Madonna, der heilige Spiridion und so weiter. Schatten brachte man gar nicht an, und das Colorit war immer dasselbe. Alles was Fleisch seyn sollte, wurde schwarz gemahlt, und der Grund gewöhnlich vergoldet. Ehe sie diese Bilder verkauften, wurden sie eingeseguet. Ihr Abgang war ziemlich beträchtlich, da alle Griechen, besonders die Weiber, etwas darin suchten, über ihrem Bette eine grose Anzahl solcher Bilder aufzuhängen, vor denen sie Tag und Nacht eine Lampe brennend erhalten.

Die verschiedenen Ceremonien in der griechischen Kirche werde ich nicht beschreiben, da man sich darüber

in andern Werken hinlänglich unterrichten kann. Nur besondere Gebräuche, die über den Charakter des Volks und die Natur seiner Regierung Licht verbreiten, sind die Gegenstände, deren Beschreibung ich liefern will.

Dritter Abschnitt.

Heirathen.

Wenn ich hier die fremden Gebräuche beschreibe, die ich bey den Heyrathen und andern feyerlichen Verhandlungen beobachtet habe, so muß ich erinnern, daß sie nur auf dem Lande statt finden, wo man noch nicht, wie in der Hauptstadt zum Theil, italiänische Sitten und Sprache angenommen hatte. Die ehelichen Verbindungen, die das Glück einer ganzen Familie entscheiden, wurden in diesem Lande gewöhnlich von den Eltern verhandelt und geschlossen. Waren die Väter mit einander einig, so zahlte der Vater des Mädchen, dem Vater des jungen Mannes die Summe der Mitgift. Einige Tage darauf stattete dieser in Begleitung seiner Eltern bey seiner Geliebten den ersten Besuch ab, die umringt von den Ihrigen ganz sittsam und jungfräulich seine Huldigungen aufnahm. Er beschenkte sie mit einem Ringe und umarmte sie. Die Verbindung ward nun als unwiderruflich be-

kannt gemacht. Auf diesen Besuch folgten noch zwey andere mit demselben Ceremoniel und mit neuen Geschenken. Beyde Verlobte hatten Anverwandte oder Zeugen um sich, die jedesmal dem Besuche beywohnten, und den geschlossenen Contrakt unterzeichneten. Ihre Anzahl war nicht bestimmt. Diese Assistenten waren verbunden, den Verheiratheten ein Geschenk zu machen, wodurch zwischen den erstern und letztern eine Art bürgerlicher Verwandtschaft gestiftet wurde, deswegen suchte man sich reiche Personen dazu aus, deren Credit eine Hülfsquelle zum Fortkommen darbot.

Die kirchliche Ceremonie gieng im Hause der Braut vor sich. Man machte dazu einen Tisch in der bestens meublirten Stube zurecht. In der Mitte ward ein Evangelienbuch zwischen zwey Kerzen gelegt, und auf der einen Seite ein Präsentirteller mit einem Glase, einer kleinen Weinflasche und mit einem Stückchen Brot gestellt; auf der andern Seite gleichfalls ein Präsentirteller mit zwey wollenen Kränzen, die mit rosenfarbigen Bändern durchflochten waren. Die Eltern, Anverwandte und Freunde beyder Verlobten standen längs den Wänden der Stube, die Braut in der Mitte, zwischen ihrer Mutter und dem nächsten Anverwandten. Die verheiratheten Frauenspersonen standen auf beyden Seiten, nach dem Grade der Verwandtschaft. Die Mädchen befanden sich in einer andern Stube. Sobald der Pope angekommen war, warf er sich in Anwesenheit der Gesellschaft in seine priesterliche Tracht, und stellte sich vor den Tisch. Er gab alsdann den Verlobten und den Anverwandten Kerzen, die er eben eingeseguet hatte,

Hierauf nahm der Bräutigam die Braut bey der Hand, und trat mit ihr hinter den Popen, und alle beyde faßten den Zipfel seines langen Talares an; die Anverwandten folgten ihnen paarweise nach. Jetzt ward die kirchliche Trauung nach griechischem Ritual vorgenommen. Nach ihrer Beendigung flocht man die beyden Kerzen der jungen Eheleute zu einem Kranze zusammen, so daß ihre beyden Enden einen Griff bildeten, der mit rosenfarbenen Bändern gebunden und umwunden wurde. Dieser Kranz wurde oben über das hochzeitliche Lager befestigt. Die Vereinigung der beyden Kerzen war ein Symbol des guten Verständnisses, das zwischen den Verehelichten immer herrschen sollte. Der Pope entfernte sich hierauf, nachdem er die Gaben der Freygebigkeit von den Getrauten und ihren Anverwandten empfangen hatte. Zufolge eines alten heiligen Gebrauchs, weinte die Braut in dem Augenblicke, der ihren Zustand änderte. Die Mutter und die Anverwandten beantworteten ihre Thränen ebenfalls mit Weinen, Lobeserhebungen und Ermahnungen. Unterdessen erscholl das ganze Dorf von Büchsen und Pistolenschüssen, und vom Jubelgeschrey seiner Einwohner. Die Verheirathete brach nun, von ihrer Mutter und der nächsten Anverwandtin geführt, auf, um sich in das Haus ihres Gemahls zu begeben, der schon zu ihrem Empfange vorangegangen war. Vor der jungen Frau, die von einem großen Zuge Landleute beyderley Geschlechts begleitet wurde, gieng ein Pfeifer und Trommelschläger, die Tänze spielten, welche von zwey jungen Leuten, die sich bey den Zipfeln eines Schnupftuchs angefaßt hatten, aufgeführt wurden.

Bey der Ankunft in ihrer neuen Behausung empfieng sie ihr Gemahl an der Spitze seiner ganzen Familie. Hier erneuerten sie in Thränen Complimente und Ermahnungen. Nachdem man die gewöhnlichen Erfrischungen eingenommen hatte, gieng man in die Kammer, wo das hochzeitliche Bett mit der möglichsten Sorgfalt aufgestellt war. Jeder betrachtete und untersuchte es aufs genaueste; einige erschöpften sich mit Segnungen und Glückwünschen, andere, die die schönen Geister spielten, erlaubten sich die plattesten Plaisanterien. Endlich gieng man aus einander, und überließ den jungen Eheleuten die Ruhe, die sie gewiß nöthig hatten und wünschten.

War die eheliche Pflicht vollzogen, so kündigte der Gemahl seinen Triumph mit einem Pistolenschuß an, und der Tambour verkündigte gleich dieses Glück und den Sieg dem ganzen Dorfe. Viele Gruppen von jungen Leuten brachten nun die Nacht mit Tanzen vor dem Hause zu, wobey man mitunter Flinten und Pistolen abfeuerte; sie wurden übrigens reichlich mit Erfrischungen bewirthet.

Den andern Morgen versammelten sich die Eltern und Anverwandten, um zu hören, wie die Sachen abgelaufen waren. Das Publikum ermangelte nicht, sich allerhand darüber zu erzählen. Die folgenden Tage empfieng und gab man Visiten. Das hochzeitliche Hemde war ein kostbares Andenken, das die Verheirathete mit Sorgfalt zeitlebens aufbewahrte. Den Morgen nach der Hochzeit ward dieses Hemde auf einem Tische ausgebreitet, und mit Backwerk, Kuchen und Weinflaschen umsetzt. Jeder besah es, um sich mit seinen Augen von

der Wahrheit des ehelichen Triumphes zu überzeugen, und nahm seinen Theil von der aufgetragenen Mahlzeit. Man tanzte nachher eine Stunde um den Tisch herum, und feuerte von neuem Flinten ab. Darauf wurde das Hemde auf einer hohen Stange als ein Siegeszeichen beym Spiel der Pfeife und Trommel, umringt von jungen Tänzern, in dem ganzen Dorfe herum getragen. Man gab es endlich der Mutter zurück, die es in eine kleine Kiste legte, und es so der Tochter wieder überlieferte. In andern Dörfern wurde das Hemde einzig und allein den Verwandten beyder Familien gezeigt. Diese Ceremonie diente, um sich von der Jungfrauschaft der Neuvermählten zu überzeugen. Es wäre das größte Unglück für ein Mädchen, wenn ihr Hemde keine Flecken zeigte. Sie wurde alsdann ihrer Familie sogleich wieder zurück gegeben, und hatte unter ihren Mitbürgern keine Achtung mehr zu erwarten. Daß diese geforderten Zeichen oft sehr betrüglich seyn können, davon konnte man keinen Griechen überzeugen.

In andern Gegenden herrschte auch die Gewohnheit, daß bey dem ersten Zusammenkommen des Schwiegersohns und Schwiegervaters, der erste von letztem durch eine derbe Ohrfeige adoptirt wurde, die jener mit bescheidener Ehrerbietung annahm.

Je tiefer ein Volk in der Finsterniß der Unwissenheit begraben liegt, je gröber und abgeschmackter sind auch die Geburten seines Aberglaubens.

So glaubte man hier, daß wenn in dem Augenblicke, wo die beyden Verlobten das Ja aussprechen, ein Feind in der Gesellschaft drey Knoten in eine Schnur

Vierter Abschnitt.

Regierung.

Die Regierung der Insel Corfu, des Hauptortes der ehemaligen venetianischen Besitzungen in der Levante, war aus verschiedenen Mitgliedern zusammengesetzt, die vom Senat ernannt und aus dem venetianischen Adel genommen wurden.

Der Vornehmste hatte den Titel: Generalproveditor. Er gelangte zu diesem Posten, nachdem er die ersten Grade des militärischen Seedienstes durchgegangen war. Zuweilen ertheilte der Senat diese Stelle auch einem Senator. Er hatte das Oberkommando über die Land- und Seemacht, über die Justiz, über die Finanzen und Polizey. Diesem General gab der Senat noch einen Secretair zur Hülfe, der das Detail besorgen und die Berichte über die innern und äußern Staatsangelegenheiten abzustatten hatte. Einen Theil seiner Geschäffte verrichtete der Dolmetscher für die orientalischen Völker, der auch vom Senat ernannt wurde. Alle Sachen, worin Türken mit verflochten waren, gehörten zu seinem Ressort.

Der Senat erwählte auch einen Schatzmeister, der dem Generalproveditor von der Verwaltung der Finanzen Rechnung ablegen mußte. Aus seiner Kasse wurden die Staatsbeamten und die Seetruppen besoldet, und alle die verschiedenen Unkosten bestritten, deren Aufwand die Regierung nöthig fand. Er hatte auch die Aufsicht über die Proviant- und Munitionsmagazine der Land- und

Seemacht. Er ernannte Steuereinnehmer der andern Inseln. Diese Stellen waren sehr einträglich und daher auch sehr gesucht.

Der Generalproveditor erwählte sich einen Kanzler, der zur Instruction und Expedition der Prozesse bestimmt war. Den Eid der Treue leistete dieser Staatsbediente beim Senat. Diese Kanzler bildeten in Venedig ein Corps, in dem man nur vermittelst einer bestimmten Summe Geldes aufgenommen wurde. Sie avancirten von der Kanzlerstelle eines Provveditors zur andern; weiter erstreckte sich ihre Laufbahn nicht. Ein anderer Staatsbeamte führte unter dem Titel des Dispacciis die Correspondenz mit dem Senat, dem Rath der Zehner und den Staatsinquisitoren. Er arbeitete mit dem Secretair. Ein jeder dieser Minister hatte sein Büreau für sich, und eine Menge Unterbedienten unter seinen Befehlen.

Der General ernannte einen Obersten der Provinz, dem die Inspektion über die Garnisonen der Inseln anvertraut war.

Sonst waren ihm viet Adjutanten untergeordnet, von denen ein jeder seine besondern Verrichtungen hatte. Der erste, der aus dem Corps der Ingenieurs genommen wurde, hatte die Aufsicht über die Festungswerke, und legte dem Oberingenieur Rechnung ab.

Der zweyte war ein Artillerie-Offizier, der nicht nur die Geschäffte seines Faches besorgte, sondern hauptsächlich die Ceremonien studieren mußte, die in gewissen Festtagen der Generalproveditor zu beobachten verbunden war. Verstand er den Codex der Etiquette, dann galt er für einen verdienstvollen Mann. Er begleitete den

General bey allen seinen öffentlichen Verrichtungen und leitete seinen Gang. Ein anderer Offizier, war Cavalerizzo, Stallmeister seiner Excellenz, und hatte zugleich die oberste Aufsicht über die Hausdienerschaft des Generals.

Die beyden andern Adjutanten waren Offiziere der italiänischen oder sclavonischen Truppen; sie beförderten die Befehle, die Ordre des Generals nach den verschiedenen Posten. Sie standen in der Antichambre und meldeten wie gemeine Bedienten die Personen an, die Sr. Excellenz sprechen wollten; für diesen unangenehmen und wenig ehrenvollen Dienst entschädigten sie sich durch Erpressungen, die sie sich von den Unglücklichen geben ließen, die um Gerechtigkeit flehten, oder Gesuche anzubringen hatten.

Für die Besorgung der Marine, hatte der General auch einen Offizier um sich, den er sich selbst wählte.

Die zweyte Person beym Gouvernement war der Befehlshaber der Festung. Er hatte so wohl bürgerliche, als militairische Verrichtungen. Als Capitain der Festung stand er nach dem General an der Spitze des ganzen Militärs, und hatte die besondre Aufsicht über verschiedene Posten und Festungsarbeiten; die dabey dirigirenden Offiziere mußten ihm Rechnung ablegen. Die Insel Paxo und Parga gehörten zu seinem Departement. Die Gouverneurs von beyden Inseln standen unter seinen Befehlen, wie wohl er nur den von Paxo zu ernennen hatte. Als zweyter Proveditor besaß er die nächtliche Polizey; das, was während der Nacht vorfiel, wurde vor seinem Tribunal entschieden. Ein Kanzler und ein Adjutant

hielten, wie die Venetianer sagen, la Corte, seinen Gerichtshof.

Der Baile war Richter aller bürgerlichen Prozesse, und besorgte zugleich die Polizey des Tages. Ihm waren zwey Räthe zur Seite gesetzt, die, wie er, venetianische Nobili waren. Unter ihm standen alle die Staatsbeamten, die vom Rath der Noblesse ernannt wurden; als die Syndizi, die Gesundheitsproveditoren, die über die Straßen gesetzten Aufseher, u. s. w. Er hatte auch einen Kanzler und einen Adjutanten.

Die neue Festung hatte einen adlichen Venetianer zum Commendanten, den der Senat erwählte; er führte den Titel: Erster Capitain, oder Capitaingrande; ein einziger Adjutant machte seinen Hof aus.

Alle diese verschiedenen Beamte standen unter dem Generalproveditor. Dieser bekleidete seinen Posten drey Jahr, die andern nur zwey Jahr; sie kehrten dann auf ihre Kosten nach Venedig zurück, um neue Aemter vom Senat zu erlangen. Ihre Gehalte waren sehr mäßig, auch nur mit einigen kleinen Vorrechten verknüpft; sie suchten sich aber auf andere Art zu entschädigen, und bedachten in allem nur ihr Interesse; wie dies bey allen Regierungen der Fall ist, bey denen so wie bey dieser alles für Geld erkauft werden kann.

Ihre Wohnungen waren öffentliche, dem Staat gehörige Gebäude.

Der neue Generalproveditor wurde immer ein Jahr vor dem Abtritt seines Vorgängers ernannt. Er konnte so schon vorher alle Vorbereitungen und Maßregeln treffen, um den möglich größten Nutzen aus seinem Gene-

rakat ziehen zu können. Sonst reiste er von Venedig nach seiner Provinz mit einer kleinen Eskadre von Schiffen oder Galeeren; aber seit einigen Jahren wurde ihm zu seiner Fahrt nur ein Schiff, selten eine Fregatte oder Schebecke bewilligt. Wenn er in dem Hafen einfuhr, wurde er von den Schiffen und Galeeren desselben salutirt, und die ganze Garnison trat unter das Gewehr. Sobald er ans Land gestiegen war, begab er sich mit seinem Gefolge ins Palais. Sein Vorgänger erwartete ihn daselbst mit dem größten Ceremoniel in seiner Staatstracht; diese bestand aus dem sogenannten herzoglichen Mantel, einem langen römischen Talar von rothem Sammte, gefüttert mit Goldstoff; aus einer ungeheuren Perücke, so wie sie unter Ludewig XIV. Mode waren, und einem Hute; das Unterkleid, die Strümpfe und die Schuhe waren auch roth. An seiner Seite hatte er einen Degen mit einem gewaltig großen goldnen Knopf, und in seiner Hand den Commandostab. Gravitätisch gieng er seinem Nachfolger bis an die Treppe entgegen, beyde traten dann zu gleicher Zeit in den Audienzsaal, der alte General aber zur Rechten, und setzten sich in großen Lehnstühlen von rothem über und über mit Gold gestickten Sammte vor eine Tafel, auf der das Evangelienbuch auf einem Kissen von Goldstoff lag. Die ganze Versammlung blieb stehen. Der Kanzler des neuen Generals las mit lauter Stimme das Dekret des Senats, das ihm das Gouvernement der Inseln übertrug. Nachdem dies verlesen war, übergab ihm der Adjutant des vorigen Generals den Stab, als das Zeichen des Commandos. — Der Stab war bey den Venetianern das

auszeichnende Symbol der Autorität. Nur Personen die hohe Aemter bekleideten durften ihn tragen, und diese ermangelten auch nicht von dieser Formalität Gebrauch zu machen. Der Ex-General gieng sogleich in ein anderes Zimmer, wo er den Ornat ablegte, den er nicht mehr tragen durfte; nämlich den rothen Mantel. Die übrigen Stücke behielt er an und konnte sie so lange tragen, bis er nach Venedig abreiste. Bey dieser Ceremonie wurden, wie gewöhnlich bey jeder andern, Erfrischungen auf Unkosten des Ex-General aufgetragen. Denselben Tag zog er aus dem Palais in ein anderes Haus, wo er seine Abreise erwartete; ihm allein bewilligte der Senat ein Schiff zu seiner Rückkehr.

Einige Zeit nach seiner Ankunft, feyerte der neue Generalproveditor seinen öffentlichen Einzug; wozu die Zubereitungen auf Unkosten der Stadt giengen.

Ich will hier das Fest umständlich beschreiben, welches bey dem Antritt des letzten Generalproveditor statt fand.

Es war Herr Widmann. Im Julius 1794 kam er in Corfu an. Man hatte ihn mit der größten Ungeduld erwartet; da er im Dienst der Marine sich einen so guten Ruf erworben hatte, daß man allgemein überzeugt war, er werde fern von den Räubereyen seines Vorgängers, das Glück seiner Regierung in der Beförderung des Wohls der Insulaner suchen. In dieser allgemeinen Erwartung übertrafen die Zubereitungen, die zu seinem Einzug gemacht wurden, alle vorigen Festlichkeiten dieser Art, an Pracht.

Einige Tage nach seiner Ankunft errichtete man einen Triumphbogen aus hölzernen Säulen, die wie Marmor gemahlt waren und von der alten Festung, durch die Wasserstraße, und der Länge nach queer über die Esplanade gieng. Auf der Façade standen lateinische, griechische und italiänische Inschriften zu Ehren des neuen Generals. Vorn befanden sich vier Statüen, die die Gerechtigkeit; die Macht; den Ueberfluß, und die Religion darstellten. Der Saal des Raths diente zu einem Concertsaal, wo das Orchester, größtentheils Liebhaber, Symphonien aufführte. Die Hauptstraßen der Stadt waren mit Stoffen von verschiedenen Farben ausgeziert, und mit einer Menge Gemählde geschmückt, die jeder begierig hergab. Auf dem Gipfel der Häuser sah man Fahnen und Schiffsflaggen wehen. In kleinen Entfernungen von einander waren auf der Wasserstraße mehrere Orchester und Credenztische mit Erfrischungen hingestellt. In den Portalen mehrerer Häuser hatte man das Bildniß des Generals angebracht; umkränzt mit Blumenguirlanden und Lorbeerzweigen; unter denselben las man Verse zu seinem Lobe. Der zur Feierlichkeit bestimmte Tag wurde beym Aufgang der Sonne mit 21 Kanonenschüssen verkündet, die von jeder Batterie der Festung und auf den Schiffen und Galeeren abgefeuert wurden. Diese letzten zogen zugleich mit ihren Flaggen und Wimpeln in Parade auf. Gegen 10 Uhr des Morgens begaben sich die vornehmsten der Regierung, die Commendanten der Marine, mit allen venetianischen Edelleuten in Staatsuniform; die vornehmsten Offiziere der Landtruppen an der Spitze des Stabs der Garnison; die Syndici der

Stadt und alle Staatsbeamten begleitet von einem zahlreichen Gefolge der Vornehmsten des Landes ins Palais, wo der General in Feierkleidern sie in der Mitte seines ganzen Hofstaats empfieng. Nach einer kleinen Rede, die der älteste Syndicus der Stadt hielt, setzte sich der Zug in Bewegung. Vor dem General giengen seine Adjutanten, sein Oberster oder Major der Provinz, seine Minister, seine Kapelle und seine ganze Dienerschaft in Paradelivrée; zur Seite und hinter ihm marschirten seine Garden und mehrere Compagnien Soldaten; seine Wagen und die Kutschen anderer Großen folgten in der Linie mit langsamem Schritte nach. Wie der General aus den Thoren der Festung trat, salutirten alle Batterien mit 21 Kanonenschüssen, die von den Schiffen und Galeren sogleich beantwortet wurden. Sobald er auf der Esplanade erschien, feuerten drey Regimenter italiänischer, sclavonischer Truppen und Artillerie dreymal, und machten darauf verschiedene militärische Evolutionen. So kam der General umgeben von einem Haufen Volks unter den Triumpfbogen; er trat nur auf Teppiche, die von den Juden so wie er vorwärts schritt vor seinen Füßen ausgebreitet wurden. Er begab sich nun in die Kirche des Heil. Spiridions, wo ihn der Protopapa und der ganze griechische Klerus nachgieng. Der Sarg des Heiligen war offen, und nach einem kurzen Gebete gieng er in derselben Ordnung in sein Palais zurück. Den ganzen Tag über tanzten viele Gruppen junger Leute auf der Esplanade, wo die Stadt Wein und Erfrischungen austheilen ließ. Auch wurden verschiedene Spiele gespielt; von denen die Cocagne das sonderbarste ist, das nach der

Tag liefen die Tambours, begleitet von zwey Soldaten die statt der Bajonette kleine Wimpel auf ihren Gewehren trugen, durch die ganze Stadt, und besuchten die Häuser der Beamten, wo sie sich diesen eingeführten Tribut reichen ließen. Jede Wache, und jede Klasse von Soldaten sammelte auf diese Weise Geschenke. Diese Sitte allein reicht schon hin um sich einen Begriff von dem Verfall und der Verachtung zu machen, worin sich das Militär bey den Venetianern befand.

Die Einführung der andern Glieder der Regierung wurde mit denselben Formalitäten wie die des Generals vollzogen; nur genossen sie nicht die Ehre des öffentlichen Einzuges und das Recht der feyerlichen Gastmähler.

Der Provedítor der Festung trug einen schwarzen Talar wie der General, dasselbe Kleid, die rothen Strümpfe und die große Perücke. Das Costüm des Bailo und der Räthe war ganz dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie blos ein schwarzes Kleid trugen. Der erste Capitain oder Commendant der neuen Festung trug die Uniform der Marine. Die beyden erstern waren verbunden, zwey Livreebedienten und einen Laufer zu halten; die Räthe und der erste Capitain durften nur einen Bedienten haben.

Adel.

Der Adel entstand auf der Insel Corfu, so wie bey andern Völkern. Unter den verschiedenen Oberherrn, die diese Insel beherrschten, erhielt er in günstigen Zeiten Vorrechte zum Geschenk, oder er erkaufte sie in kritischen Umständen. Das ehrenvollste, was er dabey erwerben

konnte, war dies: daß er Versammlungen halten, auch andern den Adel ertheilen konnte. Es gab eine Zeit, wo diese Berathschlagungen ohne Beysein des Gouverneurs geschahen; aus Furcht vor Conspirationen nahm ihm aber der Senat von Venedig dies Recht, und erlaubte ihm nur in Gegenwart des Proveditors zusammen zu kommen.

Es wurde keiner in den Adelsstand erhoben, der nicht zu einer ausgezeichneten Familie gehörte, die Sitz und Stimme im Rath hatte. Die Familie des Bewerbers mußte beweisen, daß sie seit drey Generationen kein Handwerk oder mechanisches Gewerbe getrieben hatte, und daß sie überdies ein gewisses Einkommen besäßen. Es mußte eine Summe von 200 venetianischen Dukaten oder Zechinen, die ungefähr 2400 Franken betragen, vorausbezahlt werden. Dieses Geld wurde im Leihhause niedergelegt. Die Unkosten die man zu Erkaufung der Stimmen und zur Feyerlichkeit der Wahl nöthig hatte, waren auch sehr beträchtlich. Der Erwählte mußte noch fünf Jahre warten, ehe er den Versammlungen beywohnen durfte, und nach Verlauf von zehn Jahren konnte er sich erst um irgend ein Amt bewerben.

Der Senat von Venedig hatte sich das Recht vorbehalten Adliche ohne Zuziehung des Raths von Corfu erwählen zu können: jedoch mußte dieselbe Summe von 200 Goldzechinen niedergelegt, und auch die andern erwähnten Bedingungen erfüllt werden. In diesem Fall gieng aber das erforderliche Geld nach Venedig, was in dem ersten im Lande blieb. Nichts war hier gewöhnlicher, als Grafen, die aber vor dem Landadel Vorzüge verlangten. Man kann kein Volk finden, wo der Adel

so thöricht und kindisch von diesem Vorrecht eingenommen war, als hier: Jeder rühmte sich von den berühmtesten Familien abzustammen. Sie stiegen sogar mit ihren Verfahren bis in die Zeiten der alten Griechen und Römer herauf, und viele leiteten ihren Ursprung von orientalischen Kayfern her. Das ottomannische Reich würde, so groß es auch ist, in sehr kleine Stücken zerfallen seyn, wenn alle von diesen Leuten einen Antheil hätten bekommen sollen, die hier einen Anspruch darauf zu haben vorgaben. Sie führten daher auch in ihren Wappen den kayserlichen Adler. Ihre Säle glänzten von Stammbäumen und mit den Gemählden ihrer Urväter, die die Eitelkeit der vorgeblichen Nachkommen bewiesen. Von ihrem Lande und der Stadt Corfu hegten sie auch eine große Idee, weil sie nie eine größere gesehen hatten, oder davon nichts wissen wollten; sie setzten sie immer Rom, Paris und London zur Seite. Von ihrem Vermögen sprachen sie auch nur unter großen Vergleichungen. Diese kleinlichste Großthuerey ist aber die allgemeine Krankheit vieler Einwohner der Levante.

Jedes Jahr erwählte man in einer allgemeinen Versammlung des Adels, die fünfhundert Adlichen, die allein den Rath ausmachten, und die verschiedenen Aemter besetzten.

Die drey vorzüglichsten waren die Syndici der Stadt. Ihnen war ein Theil der Polizey, die Aufsicht über die Kornmagazine und über den Preis und die Güte der Lebensmittel anvertraut, die auf die Märkte gebracht wurden. Auch hatten sie die Gerichtsbarkeit in kleinen Prozessen, deren Gegenstand die Summe von zehn Ze-

chinen nicht überstieg. Von ihrer Sentenz appellirte man an das Tribunal des Generalproveditors. Es war dies aber niemals sehr rathsam, noch für den Beutel vortheilhaft. Unter ihren Befehlen standen die Glieder des Marktamts, die vom Adel ebenfalls, aber aus der Klasse der Bürger ernannt wurden. Ihr Geschäfft war unter den Augen ihrer Obern das Gewicht der Bäcker, Fleischer, Fisch- und Kornhändler zu untersuchen. Sie zogen hinter ihren Vorgesetzten, die mit einem langen schwarzen Talar, und einer großen Perücke gravitätisch voran giengen, ziemlich schmutzig, aber mit einem großen Degen einher. Der Krämer oder Victualienhändler, der über einen Betrug ertappt wurde, verlor seine Waare, und wurde zuweilen auch festgesetzt. Diese Syndici hatten auch die Aufsicht über die Straßen, und ihre Reparatur. Die dazu erfoderliche Kasse war ihnen anvertraut; ihre Einkünfte bestanden in einer kleinen Abgabe, die von dem auf der Insel eingeführten Getraide bezahlt wurde. Das Getreide, das man in den öffentlichen Magazinen zur Vorbeugung einer Brotnoth aufzuschütten pflegte, kauften die Syndici ein. Hierzu war auch eine besondere Kasse vorhanden. Die dazu nöthigen Fonds wurden sehr vortheilhaft angelegt, denn man verkaufte das Korn um einen viel höhern Preis als man es eingekauft hatte. Diese Syndici hatten ferner unter den Befehlen des Bailo eine allgemeine Aufsicht über die Stadtpolizey. Die Unterposten waren auch mit Adlichen besetzt, die der adeliche Rath ernannte.

Sie hatten endlich auch das Recht, den Gerichten des Proveditors über Leben und Tod beyzuwohnen, die

Revision der Criminalprozesse zu verlangen, ihre Fehler zu rügen, und die gefällten Sentenzen aufzuheben. Sie machten aber davon aus Furcht, sich dadurch den Haß und die Rache des Proveditors zuzuziehen, keinen Gebrauch.

Die Syndici hatten keinen festen Gehalt, sie wußten sich aber auf andere Art schadlos zu halten. Die Ehre ihres Postens bestand darin, daß sie an der Spitze des Adels den Generalproveditor bey allen öffentlichen Verrichtungen begleiteten, und in der Kirche unmittelbar hinter dem venetianischen Adel saßen.

Ursprünglich spielten diese Magistratspersonen eine eben so wichtige als ehrenvolle Rolle; sie waren die Vertheidiger ihrer Mitbürger beym Oberherrn; und giengen damals oft selbst nach Venedig, um in dem Schooße des Senats die Klagen und Beschwerden der Insulaner niederzulegen. In den letzten Zeiten hielten sie sich schon geehrt genug, wenn sie sich dem Generalproveditor nähern durften, und bey Feyerlichkeiten zu seiner Tafel zugelassen wurden, deren Unkosten sie größtentheils trugen.

Nach diesen sogenannten Syndicis kamen die drey Sanitätsräthe: man nannte sie Proveditori alla Sanità. Sie hatten unter ihren Befehlen einen Kanzler; der ein Verzeichniß über die Ankunft und Abfahrt der Fahrzeuge, und über die Berichte der Capitaine hielt, von denen man täglich dem General und den andern Behörden Abschriften zuschickte. Sie sollten über alles wachen, was auf die Gesundheit der Einwohner Einfluß haben konnte; ein Arzt unterrichtete sie hierüber, und die vorfallenden Ereignisse mußten sie dem General melden. Sie standen in unmittelbarem

Briefwechsel mit dem Sanitätstribunal in Venedig, und empfiengen von ihm Befehle. Ihre Zusammenkünfte hielten sie in einem kleinen Hause am Ufer des Meers, an das eine griechische Kapelle stieß; die dem Heil. Rochus gewidmet war.

Das Tribunal, wo sie ihre Sitzungen hielten, war mit ihren Wappen ausgeziert, und sie genossen dieselben Ehrenbezeugungen als die Syndici; nur hatten sie kein besonderes Costüm.

Die traurigen Verheerungen der Pest hätten zur Errichtung dieses Collegiums Veranlassung gegeben; dessen Hauptzweck war, ihre Einführung von den Ottomannen und andern Nationen der Levante zu verhindern. Die Venetianer waren die ersten, die die dazu nöthigen Vorbauungsmittel trafen: deren Einrichtungen und Gesetze nachher von andern Nationen angenommen wurden.

Es gab hier auch ein solches Gebäude, wo die Waaren, die aus der Levante kamen niedergelegt, und die Reisenden einquartiert wurden, bis nach Verlauf einer gewissen Zeit aller Verdacht einer Ansteckung wegfiel. Die Art, wie dieses Lazareth in den letzten Zeiten der venetianischen Regierung unterhalten wurde, zeigte deutlich, daß man seine Nothwendigkeit und Nützlichkeit ganz vergessen hatte. Diese Anstalt, die Schutzwehr für die Gesundheit der Insulaner, und ihr Zufluchtsort; wenn die Noth sie zwang, ihre Lebensmittel bey ihren Nachbarn zu suchen, stand unter diesen Proveditori alla sanità, deren geringer Eifer und Unwissenheit leider gleich viel dazu beytrugen, ihren Zweck ganz zu vernachlässigen.

Die Lage dieses Lazareths war die glücklichste zur Beförderung seines Zweckes. Es war auf einer kleinen Insel gebaut, die ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt lag, und deren geringer Umfang sehr ihre Bewachung erleichterte. Sie war einem Prior anvertraut, der das vorstellt, was zu Marseille der Capitain des Lazareths ist. Er kaufte in Venedig diesen Platz, und die damit verbundenen Einkünfte auf fünf Jahre. Die letztern wurden dadurch sehr geschmälert, daß man sehr leicht für eine mäßige Summe die Erlaubniß ungehindert in die Stadt zu kommen, von den Gesundheitsräthen erkaufen konnte.

Das Lazareth bestand in einem ziemlich schlecht gebauten viereckigten Gebäude; vor dessen Eingang sich ein kleiner Damm befand, an dem die Schalupen anlegten; zugleich war daselbst auch ein Bad für die Kranken, und zum Waschen ihrer Kleider eingerichtet. Das Innere war in mehrere Zimmer abgetheilt, die sehr unreinlich gehalten wurden. Die Wache bestand aus zehn oder zwölf italienischen Soldaten. Es befand sich dort auch eine kleine griechische Kirche, die dem Heil. Rochus geweiht war. Die Einkünfte des Popen, der sie bediente, bestanden in einer kleinen Abgabe, von den Waaren, welche die Quarantaine halten mußten.

Noch stehen auf dieser Insel die Ruinen einer kleinen lateinischen Kapelle, die man auf die Grabstäte eines Ambassadeurs von Venedig gebaut hatte, der hier an der Pest gestorben war.

Die Behandlungsart der Angesteckten, die ich selbst bey einem venetianischen Schiffe, das die Pest von Ale-

xandrien brachte, mit angesehn habe, war folgende. Auf die Erklärung des Schiffers, daß die Pest am Bord sey, schickten die Gesundheitsräthe sogleich eine Galiote zu dessen Bewachung und Verhinderung aller Communikation mit den Einwohnern. Einige Tage nachher ließ man die Equipage und alle Effekten auf der kleinen Insel des Lazareths ausladen. Die Unglücklichen warfen ihre Kleider ab, um ein Hemde aus grober Leinewand anzuziehn, das mit Theer getränkt war. Alle Tage mußten sie sich zweymal in Gegenwart der Gesundheitsräthe und des ersten Arztes der Hospitäler baden, und ihre Haabseligkeiten selbst lüften. Viere von ihnen starben. Man verbrannte alles, was sie um sich gehabt hätten: ihre Körper wurden von ihren Gefährten in tiefe Gruben geworfen, und sogleich mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Das Schiff wurde gänzlich entwaffnet, und auf zwanzig Tage lang in die Tiefe versenkt; man zog es nachher wieder hervor, aber vor dem achten Tag durfte sich ihm Niemand nähern. Nach dieser Zeit gieng die Equipage wieder an Bord. Fünf Galeerensclaven erhielten ihre Freyheit und eine kleine Summe Geldes, um die gestorbenen Matrosen zu ersetzen. Das Schiff gieng nun, unter Begleitung einer Fregatte, die es nie aus dem Gesichte verlieren durfte, nach Venedig ab, wo es wieder eine Quarantaine von zwey und achtzig Tagen auszuhalten hatte.

Die Zeit der Quarantaine, die auf den ehemaligen venetianischen Inseln gehalten wurde, war so kurz, daß man sie bey den italienischen und französischen Anstalten, wo die Schiffe hernach eintrafen, gar nicht in Anschlag brachte.

Wenn das Gouvernement Nachricht erhielt; daß sich in einer der Gegenden, mit denen die Insel in besonderer Verbindung stand, Spuren der Pest zeigten, so wurden drey außerordentliche Gesundheitsaufseher angestellt, die die andern in ihren Verrichtungen unterstützten. Alle Stellen der Küste, wo man heimlich landen konnte, wurden von Insulanern bewacht. Man bemannte auch eine gewisse Anzahl Barken, deren jede von Adlichen kommandirt wurde, die sich alle vier und zwanzig Stunden ablösten. Sie mußten auf dem Meere die Wache halten, und die Landposten visitiren.

Zuweilen errichtete man selbst zwischen den verschiedenen Inseln eine Quarantaine; wenn man nämlich erfuhr; daß einige Personen durch Nachlässigkeit der Wache, oder Bestechung der Aufseher aus den Sicherheitsanstalten entflohen waren. Ein großer Theil des Volks, der von der Zufuhr von einer Insel zur andern lebte, litt dadurch immer großen Schaden. Denn die Unkosten der Quarantaine übertrafen so sehr den kleinen Gewinn, den sie machen konnten; daß sie der Seefahrt, wodurch sie sich ihren Lebensunterhalt verschafften, ganz entsagen mußten.

Der Rath ernannte auch drey Richter der ersten Instanz. Vor ihr Tribunal gehörten die Prozesse, deren Gegenstand nur die Summe von zehn Zechinen betrug. Von ihrer Sentenz appellirte man an den Generalproveditor, was aber in keiner Rücksicht zu rathen war. Diese Richter hielten alle Tage in dem Saal des Raths ihre Sitzungen.

Die drey Administratoren des Leihhauses, die die Fonds desselben verwalteten, wurden auch vom Adel erwählt.

Drey Aufseher wachten unter den Befehlen der Syndici, über die Unterhaltung und Reinlichkeit der Straßen.

Drey Friedensrichter mußten den Folgen plötzlich entstehender Zänkereyen oder Streitigkeiten zuvorkommen, oder ihnen Gränzen setzen. Sie suchten die Parteyen in Güte zu vereinen; widersetzten sie sich aber, so legten sie ihnen Arrest auf, und gaben davon sogleich dem Provveditor Nachricht. Dieses Tribunal war wegen der vielen kleinen Händel errichtet worden, die zuweilen unter dem größten Theil zweyer oder mehrerer Familien geführt wurden; da aber die Schiedsrichter mehrentheils in dem Streit mit verflochten waren, so gewährte diese Einrichtung gar nicht ihren beabsichtigten Nutzen.

Die Gouverneurs-Stellen von Parga, Paxo, und dem Schloß des heiligen Engels wurden auch von dem Adel besetzt. Die Befehle ertheilte aber nur der Provveditor der Festung.

Alle diese Posten waren, wie das Syndicat, mit keinem festen Einkommen verbunden, und darum wurden sie Ehrenämter genannt, und nur mit Adlichen besetzt. Die andern Subalternenstellen, deren Anzahl auch sehr groß war, erhielten Personen aus dem Bürgerstande.

Es traf sich zuweilen, daß der Erwählte den Posten, mit dem er beehrt wurde, nicht seinem Gesuche, sondern dem allgemeinen Wunsche seiner Mitbürger verdankte; weigerte er sich in diesem Falle, ihn anzuneh-

men; so mußte er eine Geldstrafe von zweyhundert Zechinen erlegen. Solche Beyspiele ereigneten sich aber sehr selten.

Gerechtigkeitspflege.

Das Gesetzbuch, das in Corfu und in den andern venetianischen Inseln eingeführt war, war das römische Recht. Der Generalproveditor besaß die höchste richterliche Gewalt; er konnte nicht nur in Civilsachen, sondern auch über Leben und Tod der Insulaner entscheiden. War man mit seinem Urtheil nicht zufrieden, so hatte man noch in allen Prozessen das Mittel, an die verschiedenen Tribunale in Venedig appelliren zu können. Dann konnte man aber zum wenigsten gewiß seyn, daß durch langsamen Gang der Sache, sowohl der Kläger, als auch der Beklagte ruinirt wurden. Dessenungeachtet ergriff man dieses Rechtsmittel sehr oft in Civilprozessen, aber sehr selten bey criminellen Vorfällen. Eine schädliche Nachsicht, deren Beweggrund der niedrigste Eigennutz war, machte, daß das Schwert der Gerechtigkeit sich selten über die Schuldigen erhob. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts auf diesen Inseln, wurden nur drey oder vier Todesurtheile gefällt. Sie trafen die schrecklichsten Verbrecher, die dessenungeachtet dem Tode würden entgangen seyn, wenn sie gehörig große Summen hätten zahlen können, oder wenn sie ihre Schandthaten an Fremden ausgeübt, oder die Regierung den Unwillen der Einwohner nicht hätte befürchten dürfen. Vor ungefähr fünf und dreyßig Jahren wurde im Canal von Corfu die Mannschaft eines fremden Schiffes von Leuten

aus der Burg Manduchio, an deren Spitze sich ein Adlicher befand, ermordet. Man ergriff beynah alle Mörder und auch den Adlichen. Durch Bezahlung einer großen Summe verschaffte sich der Letzte sogleich wieder seine Freyheit; bey den andern, die nur weniger geben konnten, verwandelte man die Todesstrafe in Galeerenstrafe auf einige Jahre, und nur ein junger Bauer, der vielleicht die wenigste Schuld hatte, wurde hingerichtet, um doch einigermaßen den Gesetzen Genüge zu leisten. Der adliche Anführer dieser Mörderbande mußte sich bloß auf einige Zeit aus dem Lande entfernen. Sein Mantel, den man am Bord gefunden, und wodurch man ihn entdeckt hätte, wurde in der Kanzley des Generals aufgehoben, und dem jedesmaligen Nachfolger übergeben. Auf diese Art wurde seine Familie gezwungen, jährlich einen Tribut zu entrichten, damit die Sache nicht von neuem wieder aufgewärmt würde. Hätte man diese Strafbaren nach Venedig geschickt, so wären sie gewiß dem Tode nicht entgangen; denn die venetianische Politik hätte eine solche Nachsicht, wodurch sie compromittirt werden konnte, nicht zugelassen.

Die Gerechtigkeit schlummerte indeß nicht immer so auf diesen Inseln. In den Zeiten, wo äußere Gefahren die Verwalter derselben von ihrem Mißbrauch abhielten, sah man sie den Gesetzen gemäß handeln. Sonst sind die Zeiten des Krieges für die Völker sehr traurig; hier fand unter der venetianischen Regierung das Gegentheil statt. Der Friede war für die Insulaner nicht die glückliche Zeit der Sicherheit und der innern Ruhe; Mißbräuche und willkürliche Eingriffe nahmen dann durch

die Nachlässigkeit oder schändliche Politik des venetianischen Senats aufs schrecklichste überhand; denn er bekümmerte sich nur dann ernstlich um diese Inseln, wenn Gefahr war, ihren Besitz verlieren zu können. Die Gouverneurs, denen man in solchen Zeiten das Kommando übertrug, waren Senatoren, die durch ihre Moralität und ihre Kenntnisse sich auszeichneten, und deren Richtschnur eine Bürgschaft war, daß sie aus Eigennutz den anvertrauten Posten nicht verrathen würden. Bey ihrer Rückkunft nach Venedig mußten sie überdies Rechenschaft von ihrer Verwaltung geben, und sich öffentlich gegen die Klagen und Beschuldigungen der Insulaner verantworten. Dieser Gebrauch war das sicherste Mittel allen Mißbräuchen vorzubeugen. Alles dies hat sich bald geändert; das Gesetz, nach dem der Generalprovedditor von seiner Verwaltung Rechnung ablegen soll, ist in Vergessenheit gerathen, und dem unterdrückten Insulaner gewährte man kein Gehör, um die Gerechtigkeit des Senats anflehn zu können. Wenn es in den letzten Zeiten auch einige Oberbefehlshaber gab, die von den schrecklichen Verbrechen ihrer Vorgänger und Nachfolger frey waren, so beförderten sie doch durch ihre Sorglosigkeit und Unerfahrenheit, die sie den Händen ihrer untreuen Minister überlieferten, dieselben Unordnungen.

Als dem venetianischen Senat durch den Verlust eines Theils seiner Länder, und den Verfall der Marine, die Gelegenheiten zur Versorgung seines zahlreichen, vom Glück nicht begünstigten, Adels sehr vermindert ward, vertheilte man die Regierung dieser Inseln

und der andern Besitzungen in der Levante, unter eine Menge venetianischer Patrizier, die unter der Aufsicht des Generalproveditor standen. Diese Agenten, die nicht allein arm, verschuldet, und mit großen Familien verbunden waren, sondern überdies noch den thörichten Dünkel hatten, einen ihrer patrizischen Würde gemäßen Aufwand führen zu müssen, suchten nur bey ihrem mittelmäßigen Gehalt, der zu diesen Forderungen nicht hinreichte, alle Mittel zur Bereicherung hervor, sie mochten nun recht oder unrecht seyn. Sie berechneten schon vorher, ehe sie die ihnen anvertrauten Posten antraten, wie viel sie erwerben könnten, und benutzten nachher jede Gelegenheit desto begieriger, da die Verwaltung ihres Amts nur bestimmte Jahre dauerte. Daß ein solches Amt zum Besten der Unterthanen, und nicht zu ihrem Vortheil errichtet sey, kam ihnen nie in den Sinn.

Jedes Jahr machte der Generalproveditor eine Reise nach allen Inseln, unter dem scheinbaren Vorwande, die Verwaltung der verschiedenen Gouverneurs zu untersuchen, eingeschlichenen Mißbräuchen abzuhelfen, und den Insulanern zu ihrem versagten Recht zu verhelfen. Diese Reisen geschahen mit vielem Pomp, und waren in der That nichts weiter, als eine Spekulation, auch die Einwohner der andern Inseln in Contribution zu setzen.

Eine der reichlichsten Quellen für die Habsucht dieser Gouverneurs waren die Untersuchungen, die unter dem Vorwande des Staatsinteresses angestellt wurden. Man kennt das schreckliche Tribunal und die grausamen Prozeduren der Inquisition von Venedig; dieses Amt verrichtete auf diesen Inseln der Sekretair des General-

proveditor. An den Eingängen seines Hauses war in der Mauer ein verschloßner Kasten angebracht, wozu nur er den Schlüssel hatte. In diesem konnte jeder Denunciationen, die er unterschreiben mußte, ohne Gefahr verrathen zu werden, hineinstecken. Auf diese Art wurde oft der rechtschaffenste Mann unvermuthet, und ohne den Urheber und die Ursache seines Unglücks zu wissen, in den Schlund der Inquisition gestürzt. Geld war hier der Köder, womit man den Cerberus einschläfern konnte; der Sekretair bestimmte selbst die Summe, die für ihn und für den General ausgezahlt werden mußte. Der Unglückliche hatte nachher noch den Schrecken, daß ihm unter Bedrohung von Todesstrafe ewiges Stillschweigen aufgelegt wurde; und so konnte er dann in den Schooß seiner Familie zurückkehren.

Die Inquisition von Venedig unterhielt auf den Inseln eine unzählige Menge geheimer Spione, die nicht allein die Insulaner, sondern auch die Mitglieder des Gouvernements beobachten mußten. Die Zahl solcher niedriger Agenten ist wohl das sicherste Thermometer der Verdorbenheit, Schwäche und des Verfalls einer Regierung.

Zuweilen schickte der Senat auch Staatsinquisitoren nach den Inseln. Ihre Sendung, die Folge einer geheimen Politik, erfüllte alles mit Schrecken. Sie waren eine wahre Geißel für die Insulaner; ohne ein äußeres Kennzeichen zu tragen, verbargen sie selbst ihren Charakter. Sie waren mit der größten Macht versehn, und ihr Despotismus kannte keine Gränze.

Alles war zu Venedig für Geld zu haben; die geringsten Aemter wurden verkauft, nur die nicht, die für

die venetianischen Patrizier bestimmt waren; diese sah man übrigens bloß als Mittel an, den verarmten Familien aufzuhelfen, und ihnen Gelegenheit zur Bereicherung zu geben. Daher entstanden die Räubereyen und Plünderungen, deren Opfer die armen Insulaner waren.

Wie weit die Habsucht des Gouverneurs auf den Inseln gieng, läßt sich schwerlich beschreiben.

In Zante war ich Zeuge, wie Landleute sich die Freyheit, einen gewissen Mord zu begehen, im voraus von einem Proveditor erkauften. Ich habe einen Tarif für die Erlaubniß Waffen tragen zu können gesehn; für ein Gewehr mußte dreymal mehr bezahlt werden, als für ein paar Pistolen, für diese wieder mehr als für einen Dolch. Ich sah einen Proveditor, der sich von Unglücklichen, die seine Geldgierde in Ketten hatte schmieden lassen, die Erlaubniß erkaufen ließ, den Körper eines ihrer Gefährten beerdigen zu dürfen, der schon zwey Tage todt war, und dessen Fäulniß ihr Leben in Gefahr setzte. Ich war Augenzeuge, wie das eben so barbarische Weib dieses Kannibalen eine weinende Mutter, die mit sechs jungen Kindern zu ihren Füßen lag, von sich stieß, weil sie um die Befreyung ihres Mannes aus dem Gefängnisse bat, in das er war geworfen worden, weil er zwölf Franken oder drey Thaler nicht bezahlen konnte; wovon er die Hälfte von seiner Excellenz mit der Verpflichtung erborgt hatte, den doppelten Betrag in Früchten wieder zu erstatten, deren Preis willkürlich bestimmt wurde. Man nahm diesen Unglücklichen alles, bis auf ein Brot von zwey Pfunden.

Aus Schonung für meine Leser, will ich nicht mehr dergleichen Geschichten anführen, von denen mir eine unzählige Menge zu Gebote stände.

Der eben so unkluge als grausame Grundsatz der venetianischen Aristokratie war: die Provinzen so viel als möglich von der Hauptstadt entfernt zu halten, und zwar in einem Zustande der Unterjochung und moralischer Abstumpfung, damit ihr knechtischer Gehorsam gesichert wäre, und ihnen gar nicht einmal der Gedanke an die Abschüttelung des Joches einfallen könne.

Hiernach wird man sich gar nicht wundern, wenn die größten Unordnungen auf diesen Inseln herrschten; sich jeder selbst Recht zu schaffen suchte; ganze Familien in öffentlichem Kriege lebten, und um eine Kleinigkeit Personen zu bekommen waren, die den Gegner heimlich aus dem Wege schafften. Jeder folgte seinen Leidenschaften.

Fünfter Abschnitt.

Kriegsmacht.

Corfu, die Hauptinsel der Republik Venedig, war zugleich auch der Vereinigungsort ihrer levantischen Land- und Seemacht.

Das Ingenieurcorps, die Artillerie, und die italiänische und sklavonische Infanterie bildeten zusammen die Garnison.

Das erste Corps bestand aus Offizieren, die in Compagnien eingetheilt waren. Sie fiengen vom Fähn-

durch an und stiegen so zu den höhern Posten, die alle nach dem Alter des Dienstes auf gleiche Art mit den Offiziersgraden der andern Truppen rangirten. Diese Ingenieurs erhielten ihren Unterricht in der Militairschule zu Verona. Ihre Aufnahme in dieses Collegium sollte eigentlich eine Belohnung für die Dienste ihrer Familien seyn, war aber meistentheils nur die Folge von Begünstigung und Familienverbindungen. Auf diese Art wurden auch gröstentheils die Offiziersstellen der andern Truppen besetzt. Nachdem diese militairischen Eleven, den zu ihrem Fache gehörigen Unterricht einige Jahre hindurch erhalten hatten, mußten sie sich in Gegenwart der weisen Männer oder gran Savi *), (du sage-grand de Venise), der das Kriegsdepartement verwaltete, einer Prüfung unterwerfen. Ihre hierin bewiesenen Talente und Fortschritte sollten über ihre Aufnahme in den Dienst entscheiden. Die sich durch Talente am meisten auszeichneten, oder am meisten begünstigt wurden, kamen zum Ingenieurcorps, das die gröstten Besoldungen und vorzügliche Achtung genoß.

Diese Ingenieurs waren in den festen Plätzen der Republik vertheilt. Sie besorgten die Ausbesserung und Erweiterung der Festungswerke, und selbst den Bau der

*) Unter diesem Namen war sonst ein wichtiges Collegium vorhanden, das aus sechszehn Personen bestand. Alles was im groſsen Rath von Venedig beschlossen ward, mußte vorher von ihnen geprüft und überlegt werden. Von den weisen Männern wurden alle Verordnungen des Senats ausgefertigt, sie hatten die Aufsicht über die Armee und das Seewesen, und ihr Einfluß auf alle wichtigen Staatsangelegenheiten war sehr groß. S. le Brets Vorlesungen über die Statistik. Erster Theil. S. 251 ꝛc.

anstossenden Häuser, die dem Gouvernement gehörten. Die Kosten, die sie in ihrem Anschlage forderten, liess man ihnen ohne strenge Prüfung reichen; oft forderte man ihnen nicht einmal den Riß zu dem zu errichtenden Werke ab. Diese Nachlässigkeit begünstigte die großen Verschleuderungen die dem öffentlichen Schatz sehr zur Last fielen. Die zwölf Ingenieurs die sich zu Corfu befanden, wurden nach Erforderniß der Umstände, oder nach der Caprice des Generals oft nach den andern Inseln geschickt. Er verschaffte ihnen dadurch Gelegenheiten sich etwas erwerben zu können. Sie mußten ihn auch zuweilen auf seinen Reisen begleiten, von denen sie aber gar keinen Nutzen hatten. Der größte Theil der Ingenieurs erwarb sich in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen, und deshalb wurde die Aufnahme in dieses Corps sehr gesucht.

Auf diese folgte die Artillerie. Davon stand ein Regiment von neun Compagnien, jede von funfzig Mann, in Corfu. Außer der Sorge für den Unterhalt und für die Dienstübungen der Soldaten hatten die Offiziere noch die Aufsicht über die Geschütz- und Munitionsmagazine. Am Bord der Kriegsschiffe wurde ihnen auch die Besorgung des Pulvers und der Artillerie anvertraut.

Die italiänische Infanterie bestand aus neun Regimentern, deren jedes so viele Compagnien und Mannschaft hatte, als ein Artillerieregiment. Man theilte diese Infanterie in Provinzial- und geworbene Regimenter von unbestimmten Namen. Die ersten führten den Namen von den Städten, wo sie im Kriege errichtet waren. Ihre Zahl stieg auf viere, das Regiment Verona, Padua,

Rovigo und Treviso. Diese Städte hatten noch das Vorrecht, die vakanten Stellen dieser Regimenter mit ihrem Adel besetzen zu können. Diese Offiziere genossen auch immer den Vorzug, wenn sie sich mit andern von gleichem Range um höhere Grade bewarben.

Die geworbenen Regimenter erhielten ihren Namen von dem Obersten, der an ihrer Spitze stand. Jeder vornehme venetianische Unterthan oder Ausländer konnte diese Stelle erhalten. In Ansehung der Uniform fand zwischen ihnen und den Provinzialregimentern kein Unterschied weiter statt, als daß der jedesmalige Anfangsbuchstabe des Obersten auf dem Rücken der Soldatenmontur genäht war. Diese Soldaten wurden zum See- und Landdienst gebraucht.

Ferner befanden sich in Corfu zwey Regimenter Sklavonier, die Anzahl ihrer Compagnien und ihrer Manuschaft war beynah dieselbe, wie bey den andern Regimentern. Sie genossen eine grössere Achtung als diese; die sie vielleicht in frühern Zeiten, jetzt aber so wenig, wie die erstern verdienten. Ihr Dienst war übrigens derselbe. Die Art, wie anfänglich die sklavonischen Compagnien gebildet wurden, konnte dazu beytragen, daß sie Soldaten hatten, die sich, wenn auch nicht im Manövriren, doch in der Bravour und in Subordination auszeichneten. Jeder Capitain errichtete seine Compagnie, und rekrutirte sie in seinem Vaterlande. Sie nahmen nur junge Leute an, die sie kannten, und diese begaben sich gern unter die Befehle eines Landsmannes, von dessen guter Behandlung sie überzeugt waren. Der Soldat, der wieder zu den Seinigen zurückkehrte, wurde nur

dann gut aufgenommen und von seinen Bekannten geachtet, wenn er ein gutes Zeugniß von seinem Chef mitbrachte. Dieser nützliche Gebrauch ist nach und nach ganz abgekommen. Die sklavonischen Regimenter werden wie die übrigen zusammengebracht. Der größte Theil der Soldaten waren zwar Sklavonier, sie wurden aber, ohne Rücksicht auf ihre vaterländische Gegend, angeworben, und mit Ausländern vermischt.

Alle diese Truppen wurden aus den italiänischen Städten der Republik rekrutirt. Auf der Insel Lido, die ungefähr anderthalb Meilen von Venedig entfernt liegt, sammelte man die Rekruten, die nach der Levante bestimmt waren. Sie konnten selten gute Soldaten abgeben; denn größtentheils waren es Deserteurs aus benachbarten Staaten; oder Verbrecher, die zur Strafe lebenslänglich dienen mußten. Viele waren schon ungesund, und die tauglichern verloren durch die schlechte Nahrung, Unreinlichkeit ihrer Quartiere, und durch das ungewohnte Clima ihre Gesundheit. Alle zwey Tage bekam jeder Soldat drey Pfund schwarzen Schiffszwieback, und ungefähr vier Sous nach französischem Gelde. Die Kleidung, die sie erhielten, bestand in einem Hemde von der gröbsten Leinewand; in einem Rocke, Weste und Beinkleidern von schlechtem Tuche; in wollenen Strümpfen, die oft schon getragen waren; in Schuhen, die aus dem schlechtesten Leder gemacht wurden, und in einem ledernen Kasket.

Die Uniform der Artillerie war eisengrau, die Aufschläge schwarz, Weste und Beinkleider gelb.

Die italiänische Infanterie hatte weisse Röcke mit blauen Aufschlägen.

Die sklavonische Uniform war eine Mischung von levantischer und ungrischer Tracht. Der Rock bestand in einem langen Ueberrock, der über die Waden reichte, und war dunkelroth; die Weste, ein Gilet mit zwey Reihen Knöpfen besetzt, und die Beinkleider lang und anliegend; beyde Stücke waren blau. Die Stelle der Schuh und Strümpfe vertraten kleine Halbstiefeln; auf dem Kopf hatten sie eine Filzmütze, die mit schwarzem Tuch überzogen war, und an der seitwärts ein rother Zeuglappen herabhieng.

Jeder Soldat hatte auch einen kleinen Mantel, und statt des Bettes eine wollene Decke zum Einhüllen.

Alle drey Jahr bekamen sie neue Montur, und in den Casernen und Quartieren, die gröstentheils nur aus Ruinen bestanden, herrschte die gröste Unsauberkeit.

Die Republik verwandte so viel auf das Militair, daß die Soldaten eben so gut wie bey andern Nationen in Löhnung und Kleidung hätten können gehalten werden. Dieser Verfall und das Elend der Truppen entstand daher nur aus der hier überall herrschenden Verkäuflichkeit, aus dem geringen Eifer, der Unerfahrenheit und Unfähigkeit der Personen, denen die militairische Verwaltung anvertraut war.

Den Zwieback für die Truppen lieferte gewöhnlich ein Jude; nach dem Contrakt sollte er ihn zwar von der besten Art anschaffen, und die bewilligte Summe war dazu hinreichend; da er aber dem venetianischen Nobili, der ihm die Lieferung zugewandt hatte, eine ansehnliche

Summe und noch andern Personen Geschenke geben mußte, so konnte er ihn nur von der schlechtesten Sorte liefern, wenn er einigen Gewinn haben wollte. War er nicht schon aus verdorbenem Mehl zubereitet, so verdarb er doch gewiß in den Magazinen zu Venedig, wo man ihn eine lange Zeit liegen ließ, ohne die gehörige Vorsicht anzuwenden, das Verderben zu verhüten. Den Zwieback des heiligen Markus hielt man sonst für den besten auf der See; er erhielt sich lange, ohne zu verderben, wenn er nur trocken aufbewahrt wurde, und hatte überdies einen bessern Geschmack und gab bessere Nahrung, als andere Gattungen. Er sah schwarz aus, war nicht wie der französische in dünne Kuchen, sondern in dicke Stücke gebildet und härter gebacken als dieser, daher er beym Anfeuchten auch mehr aufschwoll. Seine Zubereitung wurde von der Regierung eben so geheim gehalten, als die Operationen in ihren Glasfabriken. Die Arbeiter, die in den dazu eingerichteten Bäckereyen angestellt waren, durften auch eben so wenig wie die Glasarbeiter aus der Stadt herausgehn. Man hat Beweise, daß sich dieser Schiffszwieback viele Jahre erhalten hat, ohne zu verderben; er ließ sich daher am besten zur Verproviantirung einer Festung gebrauchen.

Die Soldaten bekamen nicht allein schlechtern Zwieback als ihnen bestimmt war, sondern nicht einmal die gehörige Quantität; denn die Capitains, die den Sold und die Lebensmittel für ihre Compagnien auf einen ganzen Monat bekamen und sie nach und nach austheilen sollten, behielten immer einen Theil davon zurück.

Mit den Montirungsstücken gieng es eben so. Die Regierung bezahlte für gute, und schlechte wurden ausgetheilt. Alles was der Soldat während den drey Jahren, da er wieder neu gekleidet wurde, brauchte, mußte er sich von seinem Capitain geben lassen. Dieser zog den Werth von der Löhnung ab; und so blieb dem Soldat oft nichts als sein Zwieback übrig, der zu seiner Erhaltung nicht zureichte. Trieb er irgend ein Gewerbe, um sein Leben zu fristen, so mußte er seinem Offiziere von dem Ertrag etwas für die Erlaubniß abgeben, auch den bezahlen, der seine Dienste verrichtete. Unter gleichen Bedingungen dienten viele in den Häusern als Dienstboten, oder arbeiteten auf dem Felde. Die nichts weiter hatten, als die kleine Entschädigung, die sie von denen bekamen, deren Dienste sie verrichteten, lebten im größten Elende, das sie oft zu Verbrechen verleitete. Sie konnten sich zu ihrer Nahrung nichts weiter anschaffen, als etwas gesalznen Käse und rohes Gemüse oder Zwiebeln. Sie waren sehr froh, wenn sie sich etwas zu einem Glase Wein ersparen konnten, um auf wenige Augenblicke ihren Verstand und das Gefühl ihrer Leiden zu vertrinken.

Zu dieser elenden Kost gesellte sich auch die Unreinlichkeit; sie hatten kein Hemde zum Wechseln und schliefen meistentheils auf bloßer Erde, da sie ihre Mäntel verkauft hatten. Aus dieser Lebensart mußten natürlich viele Krankheiten entstehn, die ihr Elend noch vermehrten. Man sah daher selten, daß ein Soldat gesund von der Armee kam.

Die Regimenter hatten keine Feldscherer, folglich auch keine Feldapotheken; es war daher unmöglich einem Blessirten oder Kranken schnell Hülfe zu leisten. Sie mußten erst viele Tage schmachten, ehe sie in ein Hospital gebracht worden konnten. Diese schienen auch mehr für die Bereicherung ihrer Verwalter eingerichtet zu seyn als für die Erhaltung des Lebens derer, die das ihrige für den Staat aufgeopfert hatten. Das Hospital in Corfu lag am Ufer des Meers in einer Tiefe, wo die Luft nicht zum gesundesten war. Es war in verschiedene, sehr niedrige Säle abgetheilt, durch deren kleine Fenster kaum etwas frische Luft eindringen konnte. Die Lager bestanden aus Stroh und einer Matte, ohne Linnen und Vorhänge. Auf die Verschiedenheit der Krankheit nahm man gar keine Rücksicht. Die erste Medizin die jedesmal vorgeschrieben wurde, war die Diät; und dieser Befehl des Arztes wurde mit der schrecklichsten Pünktlichkeit befolgt. Theure Arzneymittel waren gänzlich verbannt. Die Säle wurden sehr selten gereinigt. Vier oder fünf Soldaten von der Wache, die am Eingang des Hospitals standen, bedienten die Kranken; wofür sie etwas weniges erhielten. Der Soldat, der ins Hospital kam, erhielt von dem Tage an weder seine Portion Zwieback, noch seine Löhnung; beydes erhielt der Administrator. Kamen sie etwa wieder gesund heraus, so hatten sie dies einzig und allein ihrer Natur und nicht der genossenen Hülfe zu verdanken. Der Grund dieser elenden Beschaffenheit des Hospitals lag noch darin, daß der Vorsteher desselben, seine Unterbedienten und selbst die Gesundheitsoffiziere ihre Stellen erkaufen mußten.

Ich will jetzt zu dem militairischen Dienst übergehn. Zu dem, was ich schon von den Ingenieurs gesagt habe, kann ich nichts mehr hinzusetzen.

Der Artillerieoffizier mußte seine Soldaten in den Evolutionen und in der Behandlung der Waffen und der Kanone unterrichten. Diese Kanoniers waren mit einer Musquete und einem Bajonette bewaffnet. Die sie kommandirten besaßen selten Diensteifer und die erforderlichen Kenntnisse. Die Hoffnung, sich unter seinen Gefährten auszeichnen zu können, die besonders beym Militair ein großer Sporn ist, fehlte dem venetianischen Offiziere gänzlich. Er mochte seinen Dienst schlecht oder gut versehn, so ward er deswegen nicht mehr und nicht weniger geachtet. Von solchen Truppen ließ sich daher nur wenig erwarten, und die Republik konnte daher nur durch ihre Politik mit den benachbarten Mächten den Frieden erhalten.

Das Avancement gieng nach dem Alter des Dienstes. Zuweilen erhob der Senat auch wegen einer auszeichnenden Handlung einen Offizier zu einem höhern Grade; so daß er den Titel und die Einkünfte desselben genoß, ohne die höhere Stelle wirklich zu bekleiden.

Sobald eine Capitainsstelle erledigt wurde, mußten sich die Offiziere, die darauf Anspruch machen konnten, einer öffentlichen Prüfung vor einem Major, Obristlieutenant und Obristen unterwerfen, und Beweise von ihren theoretischen und praktischen Kenntnissen ablegen, und eine Compagnie exercieren. Die Candidaten unterließen nicht, schon vorher ihren Richtern die Cour zu machen und alle möglichen Mittel anzuwenden, ihre

Gunst zu gewinnen. Die abgelegten Proben wurden von den Richtern mit vieler Nachsicht beurtheilt; der Bewerber brauchte nur etwas Dreistigkeit zu zeigen und er ward aufgenommen. Eben ein solches Examen stellte man auch bey der Erledigung einer Majorsstelle an. Es erstreckte sich dann auf die militairische Taktik, auf die Vertheidigung und den Angriff der Festungen, der Läger, und über die verschiedenen Positionen vor dem Feinde, u. s. w. Diese Prüfung endigte sich mit dem Manövriren eines ganzen Bataillons. Der neue Major hatte übrigens von seinen Richtern nicht mehrere Strenge zu befürchten als der Capitain. Die Nachlässigkeit und Unwissenheit der höhern Staatsoffiziere, die bey dem Avancement entschieden, ermunterte die Bewerber eben nicht sehr ihre Kenntnisse zu zeigen. Sie stiegen so nach und nach zu den obersten Graden ohne mehr zu wissen, als sie in den untersten gewußt hatten. Was konnte man nun von dem gemeinen Mann erwarten, da die, welche sie bilden und kommandiren sollten, so unwissend und nachlässig in ihrem Dienste waren? Die Republik Venedig hatte für ihre Truppen die Grundsätze und Maximen des Grafen Schulenburg angenommen. Dieser General hat in einem Werke, das den Titel: le Maréchal führt, die militairische Taktik vom Dienste des gemeinen Mannes an, bis zu dem des Generals aufs umständlichste abgehandelt. Dieses Werk sollte jeder venetianische Offizier besitzen und studieren.

Wenn die Rekruten in Venedig angekommen waren, so wurden sie sogleich unter die Compagnien der verschiedenen Regimenter vertheilt. Man gab dann dem

italiänischen Infanteristen seine Flinte und Bajonett; dem Artilleristen, wie ich schon gesagt habe, eine kurze Musquete. Der Sklavonier erhielt außer der Flinte einen langen, schweren Säbel, der ihn im Exerzieren sehr hindern mußte. Der so bewaffnete Rekrute wurde nun, ohne weitern Aufschub wie der best unterrichteste Soldat zum Dienst gebraucht. Die Sorge seiner weitern Ausbildung überließ man dem Corporal seiner Compagnie. Dieser konnte beym besten Willen ihn nicht mehr lehren, als er selbst wußte; was gewöhnlich nicht vom Belang war. Hieraus kann man sich schon die Unordnung und Verwirrung vorstellen, die bey dem Manövriren eines ganzen Corps herrschte. Der Soldat war ganz unschuldig bey den Fehlern, die er in den Evolutionen machte, da er sie oft gar nicht einmal dem Namen nach kannte; und doch ließ der Offizier, um seine eigne Unwissenheit den Augen des Publikums zu verbergen, so einen Unglücklichen deshalb aufs ärgste fuchteln.

Hunger und die schlechteste Behandlung die sich nur denken läßt, waren das Loos des venetianischen Soldaten, während der sechs Jahre, die seine Kapitulation dauern sollte. Wer sich den Abschied erkaufen wollte, mußte sechs Zechinen geben, und doch wurde er dafür nicht immer bewilligt. Selten ward der Soldat nach einer sechsjährigen Dienstzeit losgelassen. Die Geldprellerey des Capitains beraubte ihn von neuem seiner Freyheit. Sie schossen ihm, wie schon oben erwähnt worden, seine Bedürfnisse vor; und nicht genug daß sie schon hierbey ihren Gewinn hatten, brachten sie es auch dahin, daß die Soldaten beständig ihre Schuldner waren, und keine

Gunst zu gewinnen. Die abgelegten Proben wurden von den Richtern mit vieler Nachsicht beurtheilt; der Bewerber brauchte nur etwas Dreistigkeit zu zeigen und er ward aufgenommen. Eben ein solches Examen stellte man auch bey der Erledigung einer Majorsstelle an. Es erstreckte sich dann auf die militairische Taktik, auf die Vertheidigung und den Angriff der Festungen, der Läger, und über die verschiedenen Positionen vor dem Feinde, u. s. w. Diese Prüfung endigte sich mit dem Manövriren eines ganzen Bataillons. Der neue Major hatte übrigens von seinen Richtern nicht mehrere Strenge zu befürchten als der Capitain. Die Nachlässigkeit und Unwissenheit der höhern Staatsoffiziere, die bey dem Avancement entschieden, ermunterte die Bewerber eben nicht sehr ihre Kenntnisse zu zeigen. Sie stiegen so nach und nach zu den obersten Graden ohne mehr zu wissen, als sie in den untersten gewußt hatten. Was konnte man nun von dem gemeinen Mann erwarten, da die, welche sie bilden und kommandiren sollten, so unwissend und nachlässig in ihrem Dienste waren? Die Republik Venedig hatte für ihre Truppen die Grundsätze und Maximen des Grafen Schulenburg angenommen. Dieser General hat in einem Werke, das den Titel: le Maréchal führt, die militairische Taktik vom Dienste des gemeinen Mannes an, bis zu dem des Generals aufs umständlichste abgehandelt. Dieses Werk sollte jeder venetianische Offizier besitzen und studieren.

Wenn die Rekruten in Venedig angekommen waren, so wurden sie sogleich unter die Compagnien der verschiedenen Regimenter vertheilt. Man gab dann dem

italiänischen Infanteristen seine Flinte und Bajonett; dem Artilleristen, wie ich schon gesagt habe, eine kurze Musquete. Der Sklavonier erhielt außer der Flinte einen langen, schweren Säbel, der ihn im Exerzieren sehr hindern mußte. Der so bewaffnete Rekrute wurde nun ohne weitern Aufschub wie der best unterrichteste Soldat zum Dienst gebraucht. Die Sorge seiner weitern Ausbildung überließ man dem Corporal seiner Compagnie. Dieser konnte beym besten Willen ihn nicht mehr lehren, als er selbst wußte; was gewöhnlich nicht vom Belang war. Hieraus kann man sich schon die Unordnung und Verwirrung vorstellen, die bey dem Manövriren eines ganzen Corps herrschte. Der Soldat war ganz unschuldig bey den Fehlern, die er in den Evolutionen machte, da er sie oft gar nicht einmal dem Namen nach kannte; und doch ließ der Offizier, um seine eigne Unwissenheit den Augen des Publikums zu verbergen, so einen Unglücklichen deshalb aufs ärgste fuchteln.

Hunger und die schlechteste Behandlung die sich nur denken läßt, waren das Loos des venetianischen Soldaten, während der sechs Jahre, die seine Kapitulation dauern sollte. Wer sich den Abschied erkaufen wollte, mußte sechs Zechinen geben, und doch wurde er dafür nicht immer bewilligt. Selten ward der Soldat nach einer sechsjährigen Dienstzeit losgelassen. Die Geldprellerey des Capitains beraubte ihn von neuem seiner Freyheit. Sie schossen ihm, wie schon oben erwähnt worden, seine Bedürfnisse vor; und nicht genug daß sie schon hierbey ihren Gewinn hatten, brachten sie es auch dahin, daß die Soldaten beständig ihre Schuldner waren, und keine

Hoffnung zur Befreyung hatten. Forderte der Soldat dessen ungeachtet nach Verlauf der sechs Jahre seinen Abschied, so mußte er entweder auf der Stelle seine Schuld bezahlen, oder von neuem sich unter das Joch schmiegen. Die Furcht den kleinen Gewinn zu verlieren den die Compagnie-Chefs von jedem Soldaten machten, gab zu dieser schändlichen Art von Prellerey Veranlassung. Die Entfernung der Inseln von der Hauptstadt gab noch zu andern Betrügereyen Gelegenheit. Starb ein Soldat, desertirte er oder kaufte er sich los, so blieb sein Name dennoch drey bis vier Monate auf der Liste der Dienstthuenden Soldaten, und der Capitain zog die ganze Zeit hindurch seine Löhnung und Brotportion. Ich habe Compagnien gesehn, die nur aus funfzehn Mann bestanden, und doch ward der Sold und die Portionen vollständig ausgezahlt.

An die regulirten Truppen welche die Republik zu Corfu unterhielt, schloß sich die Bürgermiliz. Es war ein Corps von fünfhundert Mann, die aus der Klasse der Handwerker genommen und von Landadlichen befehligt wurden. Sie nannten sich Scolari, militairische Lehrlinge. Sie bekamen keinen Sold und keinen Proviant, nur von der allgemeinen Steuer wurde ihnen etwas erlassen. Ihr ganzer Dienst bestand darin; daß sie den Artilleristen bey dem sonntäglichen Manövriren mit den Kanonen etwas Hülfe leisteten. Sie hatten keine Uniform, und jeder konnte sich auf seine Kosten bewaffnen. In den Fällen wo die Anzahl der regulirten Truppen für den Dienst nicht zureichte, war die Bürgermiliz ver-

pflichtet sich zu stellen. Jeder Soldat bekam dann täglich ein Pfund Zwieback.

Die Dorfschaften formirten auch eine besondere Miliz. Sie waren in Compagnien getheilt, die von Insulanern kommandirt wurden, deren Chef gewöhnlich ein verabschiedeter Obrister war. Diese Miliz nannte sich Cernide. Sie stand auf demselben Fuß als die Bürgermiliz; und ward besonders zur Erhaltung der Sicherheit und Ruhe im Innern der Insel gebraucht.

In Corfu hielt sich ein Generalsergeant und mehrere Brigadiers auf; von denen einer die Verrichtungen des Commandanten der Festung versah. Selten schickte hierzu die Republik einen Generallieutenant. Der Senat bewilligte diesen Offizieren der Armee nach der Verschiedenheit ihres Grades, eine gewisse Anzahl Freywächter. Diese Soldaten existirten nicht, ihre Unterhaltungskosten und Sold war aber jenen als ihr Gehalt angeschlagen. In den Landtruppen diente kein venetianischer Edelmann, nicht so wohl wegen der geringen Achtung in der sie standen, als weil das Gouvernement sich fürchtete einem Theil seiner Mitglieder eine solche Macht in die Hände zu geben. Ueberall karakterisirte Mißtrauen die venetianische Politik.

In Corfu war gar kein Arsenal zur Verfertigung, auch nicht einmal zur Ausbesserung der Kriegsgeräthschaften. Alles bis auf die Lavetten mußte von Venedig geschickt, und in den Magazinen verschlossen werden. Ein großer Theil der Festungsartillerie war nicht einmal montirt.

Der venetianische Truppenetat zeigte den Nachbarn am deutlichsten, wie friedlich die Republik gesinnt war; er reichte bloß hin die Unterthanen im Gehorsam zu erhalten, die so schon durch die geheimen Operationen einer grausamen und im Dunkeln handelnden Regierung in knechtischer Furcht und Schrecken lebten.

Kunst und Natur haben zur Vertheidigung und zur Festigkeit von Corfu das Ihrige beygetragen. Die im Schatz des heiligen Markus verschlossenen Reichthümer hätten der Republik Truppen und Generäle verschafft, wenn sie einen mächtigen Nachbar hätte befürchten müssen.

Seemacht.

Nach dem Verluste von Cypern, Candia und Morea wurde Corfu natürlicherweise zum Vereinigungsort der venetianischen Seemacht in der Levante erwählet.

Sie war in zwey Eskadren getheilt; die erste hieß armata sutile; sie bestand aus Galeeren, Galioten und andern kleinen Ruderfahrzeugen: die zweyte hieß armata grossa und bestand aus Kriegsschiffen, Fregatten und Schebecken.

Die Armata sutile behauptete, als die älteste, den Vorraug; ihr Ursprung verschwand in den frühsten Zeiten der Schifffahrt. Die Beschaffenheit der Küsten und der verschiedenen Ankerplätze der venetianischen Seestaaten hatte ihre Beybehaltung unter mancherley Abänderungen veranlaßt, da man sie hingegen bey andern Nationen nach und nach abgeschafft hat. Ihr Zustand richtete sich

nach dem Steigen und Fallen der venetianischen Macht. In den letzten Zeiten hatte sie wenig zu bedeuten, und man zählte im Hafen von Corfu nur sechs bis sieben Galeeren, ebensoviel Galioten und einige Brigantinen. Diese Anzahl reichte indeß hin, um auf den Kanälen die diese ehemaligen venetianischen Inseln unter sich bilden, die Schiffahrt und den Handel zu schützen.

Die vornehmsten Offiziere dieser Eskadre, deren Oberbefehlshaber der Generalproveditor war, waren folgende.

Der Capitain di golfo; oder Viceadmiral. Alle Jahr gieng er in der guten Jahrszeit mit einem kleinen Geschwader von Galeeren, Galioten und Brigantinen in See; um an den Küsten von Dalmazien und im Golfo zu kreuzen. Seine viereckige Flagge wehte am großen Mast.

Der Proveditor d'armata, oder Generallieutenant, dessen viereckige Flagge sich am Fockmast befand. Er kreuzte an den Küsten von Albanien und in dem Canal von Corfu.

Der Governator degli condannati, Befehlshaber der Verbrecher oder Chef der Eskadre. Seine Flagge wehete vom Hinter- oder Besansmast. Ihm war die Bewachung der Gewässer zwischen den Inseln anvertraut.

Jede Galeere wurde von einem Capitain, der ein venetianischer Nobili war, kommandirt; dessen Flagge eine dreyeckige Gestalt hatte.

Alle Verzierungen des Vorder- und Hintertheils jeder Galeere giengen auf Kosten dessen, der sie kommandirte, und wurden dem Vorgänger von seinem Nachfol-

ger abgekauft. Manche behielten sich auch etwas den Bildhauerarbeiten zurück und brachten sie an ihren Häusern als Trophäen ihres ehemaligen Dienstes an.

Die Admiralgaleere hieß Bastarda, und war viel größer als die andern. Sie wurde nur vom Generalproveditor bestiegen, und trug immer selbst im Hafen die Ehrenzeichen des Oberbefehlshabers, nämlich die beyden viereckigen Flaggen am Haupt und Fockmast, und drey vergoldete Laternen am Hintertheil. Befand sich der Capitain di golfo in Corfu, so wehte seine Flagge nur am Fockmast. Diese Abstufung mußte auch unter allen andern Befehlshabern beobachtet werden, wenn sie mit ihren Obern zusammen stießen. Mit lächerlicher Sorgfalt suchten sie diese Kränkung ihrer Eitelkeit zu vermeiden.

Die Galeeren waren auf dem Vordertheil mit einem Achtzehn-Pfünder und vier Sechs-Pfündern, die Flanken und das Hintertheil mit Steinstücken bewaffnet. Die Equipage bestand aus dreyßig Matrosen; einer Compagnie sklavonischer Soldaten, und einigen Artilleristen. Die Ruderbänke waren mit hundert und zwanzig bis hundert und dreyßig Verbrechern besetzt, und so bestand die ganze Mannschaft ungefähr aus zweyhundert und funfzig Köpfen.

Die Galioten hatten auf dem Vordertheil vier Sechs-Pfünder, und waren mit zwey Compagnien sklavonischer Soldaten bemannt, die sowohl Soldaten als Matrosen- und Ruderdienste versahen. Sie hatten keinen Feldprediger und keinen Schiffschirurgus, und wurden von einem sklavonischen Capitain kommandirt.

Die Brigantinen, eine Art halber Galioten, waren mit zwey großen Steinstücken bewaffnet, und mit achtzehn Sklavoniern bemannt, die ein Fähndrich kommandirte.

Die Uniform der Galeeren war Scharlach; das Unterfutter, die Aufschläge, wie auch die Weste und Beinkleider waren weiß, und diese wie der Hut mit goldnen Tressen besetzt. Die Offiziere hatten nach der Verschiedenheit ihres Grades statt der Tressen, mehr oder weniger reich gestickte Borten. Jeder von den Schiffscapitains hatte zwey junge venetianische Adliche bey sich, die den Titel führten: Nobili di galera.

Die Armata grossa bestand gewöhnlich nur aus sechs oder sieben Kriegsschiffen, von 64 bis 74 Kanonen; drey bis vier Fregatten von 30 bis 36 und aus einigen Schebecken von 26 bis 30 Kanonen: diese Anzahl ward aber bey der geringsten Bedrohung der Republick vermehrt.

Diese Eskadre stand so wie die Galeeren unmittelbar unter dem Generalproveditor, ihre übrigen Offiziere waren:

der Capitain delle navi, Viceadmiral,
der Amirante', Generallieutenant: und
der Patrona, Chef der Eskadre.

Alle diese Befehlshaber ließen ihre Flaggen in derselben Ordnung wie auf den Galeeren wehen.

Jeder von ihnen hatte einen Kanzler, der die Verbrechen untersuchte, die auf der Eskadre, in der Division oder auf dem Schiff begangen wurden. Zur See konnte von ihren Sentenzen nicht appellirt werden, selbst dann nicht, wenn sie das Leben absprachen.

Die Verwaltung der für die Flotte bestimmten Gelder war einem Intendanten anvertraut, der Sopramasser hieß. Alle Commissaire und Schreiber der zur Eskadre gehörigen Fahrzeuge standen unter seinen Befehlen.

Auf jedem Kriegsschiff, jeder Fregatte oder Schebecke befand sich ein venetianischer Edelmann, der den Titel des Governator di nave (Schiffscapitain) führte; in seiner Ermangelung wurde das Kommando zwischen einem Obersten der Landtruppen und einem Seeoffizier getheilt, und der letztere Capitain genannt.

Die Uniform der Kriegsschiffe war in allen Stücken wie auf den Galeeren, nur nicht scharlach, sondern dunkelblau.

Der Titel Capi da mar war die Benennung aller Befehlshaber der Flotte. Sie mußten wie der Generalproveditor wenigstens drey Musikanten haben, die ihre Livree trugen; zwey Laufer und zwey Bedienten.

Sie hatten auch wie die Generäle der Galeeren, zwey junge venetianische Patrizier bey sich.

Die Capitaine der Galeere und der Kriegsschiffe durften nur zwey Bedienten haben.

Die Marine war das einzige militairische Corps, in dem der venetianische Adel seinem Vaterlande dienen durfte. Die sich hierzu bestimmten, wurden in der zu Venedig errichteten Marin-Schule unterwiesen. Aus ihr kamen sie als Nobili di nave ó di galera auf die Galeere, oder auf Kriegsschiffe. Sie durften sich gar keinem Examen über ihre Fortschritte und Talente unterwerfen. Die Schiffe bestiegen sie nur dann, wenn sich

ihre Befehlshaber einschifften, und schienen überhaupt nur zur Vermehrung des Hofstaats derselben bestimmt zu seyn, die ihnen auch auf dem Laude Tisch und Wohnung gaben; Diese Nobili di nave thaten gar keine Dienste, und der gröſste Theil von ihnen hatte einen schrecklichen Abscheu vor allen ernstlichen Beschäftigungen, welches wahrscheinlich von dem närrischen Stolze herrührte, den man ihnen schon in der früheſten Jugend einflöſste. Sie kamen von Venedig, ohne die geringsten Kenntnisse von dem Stande zu haben, den sie erwählt hatten, und wie der Dünkel gewöhnlich ein treuer Gefährte der Unwissenheit ist, so glaubten auch sie alles zu wissen. Ihr ganzes Verdienst bestand darin, daſs sie mächtigen Familien angehörten.

Die Laufbahn als Nobile di nave dauerte vier Jahre, nachher wurde er zum Governator di nave oder der Galeere ernannt. Er kommandirte alsdann ein Kriegsschiff oder eine Galeere, deren einfachste Manövers ihm oft ein Geheimniſs waren. Er hatte am Bord die höchste Macht über die Equipage und über das Militair. Die Offiziere muſste er an seinem Tische speisen. Nachdem er den Dienst eines Governator di nave drey Jahre lang verrichtet hatte, gieng er nach Venedig zurück, wo er sich mit seines Gleichen um den Posten eines Patrona bewarb, von dem er nachher zum Viceadmiral stieg, und endlich bis zum höchstem Grade der Armata grossa gelangte. Bey den Galeeren fiengen diese höheren Grade mit dem Posten des Governator degli condannati an, und endigten mit dem des Capitain di golfo. Da, wo diese Leute Kenntnisse gebrauchten, muſsten sie Hülfe bey

den Subalternen suchen; mit deren Augen allein sie nur sahen was nöthig war. Zu diesen höhern Posten, die viel Aufwand erfoderten, stiegen nur solche Adliche, die sehr reich waren, und bey dem mäßigen Gehalte noch das Erforderliche aufbringen konnten. Die Governatori di nave, die nicht so reich waren, verließen die Marine, um an einem der Tribunäle zu Venedig, oder bey einem Provinzialgouvernement angesetzt zu werden. Hatten sie ihr Vermögen verbessert, so konnten sie die Laufbahn der Marine wieder antreten. Dies geschah aber selten.

Seeoffiziere wurden alle die genannt, die sich mit der Regierung des Schiffs beschäftigten. Ihr Corps bestand aus den Capitains, Lieutenants, ersten, zweyten, dritten und vierten Piloten, Pilotinen und den Eleven des Steuerwesens, die sämmtlich unter den Befehlen des venetianischen Adels standen, der in der Marine diente. Seit einigen Jahren hatte ihnen der Senat bewilligt, Uniform, aber ohne Tressen tragen zu dürfen. Sie wurden aus den Kauffartheyschiffen genommen, und erhielten ihre Bestellungen vom Seedepartement des großen Raths zu Venedig. Ihre Anstellung kostete ihnen zwar eine ansehnliche Summe, diese wußten sie aber mit beträchtlichen Interessen wieder zu gewinnen, wenn sie bis zum Capitain gestiegen waren; denn alsdann hatten sie wie die Capitains der Landtruppen die Vertheilung der Provisionen und des Solds, so wie den Verkauf der nöthigen Kleidungsstücke. Alles was der Matrose brauchte, mußte er von ihnen nehmen, und überdies handelten sie auch mit Wein, Brantwein, Käse und gesalzenem Fleische. Pöckelschöpsenfleisch, das besonders stark abgieng,

hieß Castradina. Zu diesem Handel hielten sie sich einen besondern Unterbedienten, der auch seinen Vortheil dabey bedachte. Jeder Capitain der Truppen, aus denen die Garnison bestand, trieb einen ähnlichen Handel; und der Platz dazu war die erste Batterie, die deshalb gar nicht ihrer Bestimmung gemäß zu gebrauchen war. Von den Materialien, die am Bord gebraucht wurden, zogen die Capitains auch einen kleinen Gewinn.

Der Generalproveditor und jeder Capo da mar suchte sich einen aus seinen Offizieren heraus, dem er das Detail seines Dienstes übertrug, welcher Amiraglio, der kleine Admiral genannt wurde.

Der dem Capitain delle navi zugeordnete Offizier, hielt sich im Hafen Govin auf, wo unter seiner Aufsicht das Kalfatern der Schiffe besorgt wurde. Es war dies einer der einträglichsten Posten. Die Erhaltung und Ausbesserung der Fahrzeuge brachte große Summen ein. Alle Arbeiter, die er nach seiner Willkühr bezahlte, hiengen unmittelbar von ihm ab. Er hatte ferner die Polizey des Hafens, und der Fischfang gehörte ihm auch. Die Admiralstelle bey dem Arsenal von Venedig war der höchste Posten, den diese Capitains erhalten konnten.

Ungeachtet des Verfalls, worin sich die Republik befand, hatte sie doch noch Quellen genug, um eine Marine unterhalten zu können, die ihren Nachbarn Respekt einflößen mußte. Ihr Territorium war reich an Schiffsholz, Hanf, Eisen u. s. w., und so auch an Matrosen. Dieselben Mißbräuche, die bey den Landtruppen herrschten, fanden aber auch bey den Schiffsequipagen statt.

Der größte Theil der Matrosen waren Unglückliche, die entweder aus Noth oder Verbrechen, oder von dem Arm der Gerechtigkeit zu diesem Dienst gezwungen wurden. Die besten Matrosen dienten auf den Kauffarteyschiffen.

In Venedig versammelte man alle Matrosen, und theilte sie besonders nach der Gegend, aus der sie her waren, in drey Klassen.

Die Schiffe giengen aus dem Hafen Quieto nach Istrien, wo sie ihre Rüstung, Artillerie, und ihre Mannschaft so ziemlich vollzählig aufnahmen. Bey ihrer Ankunft war diese aber immer beträchtlich vermindert. Dies war nicht bloß eine Folge der Nachlässigkeit, sondern eine Spekulation der Capitains, von denen man nie Rechenschaft, noch ein Journal über ihre Fahrt abforderte. Obgleich die Fahrt nicht von langer Dauer ist, so fuhr man doch in jedem dalmatischen Hafen ein. Der Anblick des Landes, die schon ausgestandenen Leiden und die Bedrohung der künftigen, erregte in den meisten Matrosen die Sehnsucht nach ihrer Freyheit, und der Capitain selbst begünstigte ihre Flucht, wenn sie ihm nur das ließen, was sie zu fordern hatten. Die Rationen und Löhnungen der Deserteurs, deren Abgang in den Listen nicht angegeben wurde, genoß nun der Capitain so lange, bis eine Revüe am Bord des Schiffes gehalten wurde. Die Generäle theilten gewöhnlich diesen Gewinn, und waren daher sehr nachsichtig gegen diese Betrügereien, die man übrigens auch mit allerhand Scheingründen zu bemänteln suchte.

So bald die Schiffe auf der Rhede von Corfu geankert waren, eilten die Land- und Seeoffiziere in die

Stadt; und es blieb nur so eine kleine Anzahl Matrosen am Bord, daß sie das Fahrzeug kaum bedienen konnten, wenn je ein Sturm ausgebrochen wäre, was man doch besonders auf einer Rhede immer befürchten muß. Sie verließen sich deshalb auf den guten Ankergrund, und auf den Schutz, den der Felsen von Vido gewährt. Die neue Garnison wurde sogleich ausgeschifft, und in die Casernen der Festung einquartiert.

Sollte ein Schiff eine weitere Reise machen, so ernannte der Generalproveditor den Offizier der Truppen und der übrigen Mannschaft. Dieser Capitain bekam den Titel eines Direttore, wenn das Fahrzeug von keinem venetianischen Adlichen bestiegen wurde, und hatte das Commando über das ganze Militair. Man übergab ihm zugleich eine Instruktion über die Einrichtung und Absicht seiner Fahrt, die der General unterzeichnete. Der Seecapitain erhielt auch eine besondere Instruktion für sich. Kam es wirklich auf eine kriegerische Unternehmung an, so waren die Befehle immer so gestellt, daß man sie nach den verschiedenen Umständen erklären konnte. Die Verantwortung fiel dann jedesmal auf den Offizier. Diese elenden Kunstgriffe verriethen recht offenbar die Schwäche der immer schwankenden und in Furcht lebenden Republik.

Da die Herrschaft auf dem Schiffe zwischen dem Direttore und dem Schiffscapitain getheilt war, so entstanden daraus, wenn diese beyden nicht einig waren, oft die verdrüßlichsten Unannehmlichkeiten für das Militair und die Matrosen, und der Dienst mußte folglich dadurch leiden. Waren sie einstimmig, so machten sie gemein-

schaftliche Tafel, zu der die vornehmsten Offiziere mit zugelassen wurden; waren sie es nicht; so besorgte jeder für sich seinen Tisch, und die dazu nöthige Provision und Feuerung. Der Heerd war gemeinschaftlich. Ein Soldat kochte für den Capitain der Landtruppen, und ein Matrose für den Schiffscapitain. Jede Partey suchte den Kochtopf ihres Obern am besten zu bedenken und zu vertheidigen, und so kam es in der Küche oft zu heftigen Schlägereyen zwischen den Soldaten und Matrosen, wobey das Essen verschüttet wurde, und der arme hungrige Offizier um sein Mittagsbrot, und um den Antheil an den Kosten der Zubereitung kam.

Der Soldat und Matrose, deren Kost und Kleidung äußerst schlecht waren, mußten sich zu ihrer Lagerstätte irgend einen Winkel im Schiffe aufsuchen. Die hieraus entstehenden Uebel wurden noch durch die herrschende Unreinlichkeit vermehrt, welche die Luft verpestete, die sie einathmeten. Man sorgte nicht für ihre Reinigung, sondern beschleunigte ihr Verderben durch eine unbegreifliche Unsauberkeit. Epidemische Krankheiten waren daher auf diesen Fahrzeugen gar nicht selten.

Für Medikamente, die Verpflegung der Kranken, und für das, was die Leiden der Menschheit in dergleichen traurigen Zuständen lindern kann, war hier eben so schlecht gesorgt, wie in den Lazarethen. Jedes Schiff hatte zwar seinen Chirurgus, aber selten besaß er die erforderlichen Kenntnisse, und wenn er auch eine Ausnahme machte, so fehlten ihm doch die gehörigen Mittel, sie anwenden zu können.

Die Fahrten der venetianischen Marine erstreckten sich auf bloßes Umherkreuzen in den Gewässern, die der Republik gehörten. Dieses Kreuzen erfüllte nie seinen Zweck. Denn erstlich machte die Beschaffenheit der Mannschaft und der Schiffe es oft unmöglich, die See eine beträchtliche Zeit halten zu können, und ferner unterblieb dies auch wegen des persönlichen Interesse der Befehlshaber. Jeder Capitain nahm eine Ladung Waaren mit, deren Verkauf ihm desto vortheilhafter war, da er keine Fracht und Zölle bezahlen durfte. Ihr Absatz und der neue Ankauf anderer Artikel zur Rückreise, erforderte einen bald mehr bald weniger langen Aufenthalt in den verschiedenen Häfen. So glichen diese Streifzüge der venetianischen Schiffe völlig den Reisen unserer Handlungscapitaine, die eine Karavane nach der Levante unternahmen.

Der Herbst und der Winter wurden auf die Ausbesserung der Schiffe verwandt, die in dem Hafen Gouin geschah. Dieser Hafen ist ungefähr zwey Meilen von Corfu entfernt; sein Umfang beträgt beynah eine Meile. Er ist gegen alle Winde gesichert, und hat einen sehr engen Eingang. Die Schiffe warteten zum Ein- und Auslaufen einen ruhigen Zeitpunkt ab, und wurden von Galeeren herein bugsirt. Man konnte dort überall ankern und ganz nahe ans Land kommen. Sie wurden dann zum Ausbessern auf einen Damm gezogen, den eine ins Meer laufende Landzunge bildete. An süßem Wasser fehlte es den Schiffen daselbst nicht. Der Flecken Gouin ist unbeträchtlich; seine Einwohner bestanden bloß aus Handwerkern und Handlangern, die für die Marine

arbeiteten, und ihn während des Sommers verlassen mußten, weil die Luft wegen der vielen nahen Moräste und Untiefen des Hafens sehr ungesund war, und anhaltende Fieber hervorbrachte. Alle Gebäude, die man hier zum Dienst für die Marine errichtet findet, sind das Werk verschiedener Capitani delle navi. Der eine hat die Ringmauer, der andere das Haus des Commandanten, ein dritter ein Magazin u. s. w. aufgebaut. Ihre Namen und Wappen prangen an diesen Gebäuden, ob sie gleich immer auf Unkosten der Republik aufgeführt wurden.

Das Gebäude des hier residirenden Capitan delle navi war sehr mittelmäßig. Es enthielt sieben bis acht Stuben und einen großen Saal, wo die Waffen der auf dem Kiel liegenden Schiffe aufgestellt wurden. Die Offiziere, die Beamten und der Amiraglio bewohnten kleine schlecht gebaute Häuser. Ein großer Schuppen war der Aufbewahrungsort der Masten, und zugleich die Arbeitsstätte für die Zimmerleute und Schreiner. Die Schmiede war nicht größer als die gewöhnliche Werkstatt eines Kleinschmidts: in einer andern bereitete man den Schiffstheer zu. In einem großen Magazine, das aber auch schlecht gebaut war, befanden sich Taue, und alles das was zum Takelwerk gehört. Es war aber so schlecht versehen, daß man wegen der nöthigen Materialien häufig seine Zuflucht zu den Magazinen in Corfu nehmen mußte; und da man sie nur zur See konnte kommen lassen, so wurden die Arbeiten hierdurch oft sehr verzögert. Deshalb legte man auch 1786 eine bequeme Straße von Corfu nach Govin an, die 1790 vollendet ward.

Aus Mangel an Arbeitern und Materialien konnten die Schiffe hier bloß kalfatert werden; um einen neuen Kiel zu bekommen, mußten sie nach Venedig gebracht werden: und doch kann kein Ort zur Anlegung von Schiffswerften besser und günstiger liegen als Gouin. Aus einer elenden Politik versagte sich die Republik die großen Vortheile, welche sie dort hätte erlangen können.

Jeder Capitain bestieg nur immer ein und dasselbe Schiff; wurde dies zum Abtakeln nach Venedig geschickt, so hörte sein Dienst auf. Um ein neues Commando zu erhalten, mußte er wieder neue Kaufgelder darauf verwenden. Doch konnte er dieses auf einige Zeit sparen, wenn er durch Geschenke die Aufseher, die über die nothwendigen Ausbesserungen der Schiffe gesetzt waren, bewegen konnte, ihm ein Certifikat auszustellen, daß sein Fahrzeug die See noch halten könne. Diese Schiffe blieben dann zuweilen noch einige Jahre ohne Aktivität in dem Hafen bey Corfu, und wurden erst dann nach Venedig geschickt, wenn sie gar nicht mehr zu gebrauchen waren. Alles was zum Takelwerk gehört, wurde jährlich von Venedig nach Corfu abgesendet, und das schadhafte dahin wieder zurückgeliefert. Von den Unterschleifen, die hierbey begangen wurden, kann man sich gar keinen Begriff machen.

Venedig hatte für seine Seemacht kein besonderes Seereglement; in allen Theilen des Dienstes entschied bloß das alte Herkommen. Die Generale übten eine unumschränkte Herrschaft aus, und die Governatori di nave, und die sopra comiti di galera besaßen auch eine sehr weit ausgedehnte Macht.

Sobald die Republik bey einem ausgebrochenen Krieg unter den andern europäischen Seemächten wegen der Sicherheit ihrer Gewässer und der levantischen Besitzungen besorgt war, eilte sie, die Anzahl ihrer Schiffe zu vermehren. Dies konnte sehr geschwind geschehen, da man in dem Arsenal von Venedig immer welche in Bereitschaft liegen hatte. In diesen Fällen ward ein Capitan delle navi straordinario zum Oberadmiral der Marine ernannt, der von dem Generalproveditor gar nicht abhieng. Wenn die kriegführenden Mächte in die Republik drangen, sich über ihre Bewaffnung zu erklären, oder eine Partie zu ergreifen; so suchte sie zu ihrer Ausflucht mit einer der barbarischen Mächte zu brechen, von der sie nichts zu fürchten hatte, und wo der Nachtheil ganz allein auf den levantischen Handel fiel. Machten die Umstände diesen Scheinkrieg nicht mehr nothwendig, so erkaufte man wieder den Frieden für jeden Preis. Auf diese Art brach sie in dem letzten Kriege zwischen Rußland und der Türkey mit Tunis, und unter dem Vorwand dieses Bruchs hielt sie eine beständige Observationsflotte, und vermied jede Erklärung für eine oder die andere Partey.

In dieser Epoche vertraute sie ihre Seemacht dem Chevalier Emo, der sich als Capitan delle navi straordinario nach Corfu begab. Dieser Admiral, der vielleicht mehr Staatsmann als Krieger war, benahm sich mit einer solchen Geschicklichkeit und Feinheit, daß er dem Ansehn seiner Stelle auch nicht das geringste vergab. Er bediente sich seiner unumschränkten Macht und des

Zutrauens des Senats, um die Mißbräuche und Mängel der Marine abzustellen, und sie, so zu sagen, neu umzuschaffen. Bis jetzt hatte sie bloß aus Kriegsschiffen und Fregatten bestanden, er ließ auch kleine Fahrzeuge als Corvetten, Kütter, und Goletten zu ihr stoßen, die die hohe See halten und bessere Dienste leisten konnten als die Schebecken. So viel als es die Verfassung von Venedig zuließ, änderte er auch die Bauart der Schiffe nach den neuern bessern Grundsätzen. Er bewirkte die Aufnahme fremder Baumeister und Arbeiter im Arsenal von Venedig, und hatte dergleichen beständig an Bord eines Schiffes. Er feuerte die jungen venetianischen Patrizier zur Nacheiferung an, unterdrückte ihren Dünkel, entriß sie dem Hang zu Vergnügungen und zum Müßiggang, und nöthigte sie an dem Dienst Theil zu nehmen. Er widmete besondere Aufmerksamkeit auf die Seeoffiziere; er zeichnete den Verdienstvollen aus, und belebte das ganze Corps mit einem neuen Geist, indem ihnen höhere militairische Grade vom Senat verschaffte. den Dienst der Galeeren, die kostbar waren und zu nichts nutzten, ließ er durch Galioten von einer neuen Bauart errichten, die die hohe See befahren, und hundert Sklaven als Equipage aufnehmen konnten. Hiezu fügte Kanonierschaluppen, die eine vier und zwanzigpfündige Kanone führten. Seinen Plan, die Armata sottile nützlich umzuändern, und mit der Armata grossa zu vereinen, konnte er aber nicht durchsetzen, weil dadurch eine Menge Versorgungen für den venetianischen Adel gegangen wären. Durch diese Beabsichtigung des gemeinen Besten machte sich indeß der Ritter den gan-

zen venetianischen Adel zum Feinde. Er verbesserte auch das Loos der Matrosen, ließ ihren Sold vermehren, verminderte so viel als er konnte die Bedrückungen, die sie von den Offizieren erlitten, und ließ ihnen einen vollständigen Winter und Sommeranzug reichen. Er legte auch in Corfu ein Hospital für die Marine an. Den Hafen Govin hätte er gern auf das beste benutzt, und alle die Anstalten daselbst errichtet, für die er geeignet ist; die Verfassung von Venedig hemmte aber jeden seiner Schritte. Er beschloß auch die Anzahl der Matrosen zu vermehren; die ganze Schiffsmannschaft auf den Fuß zu setzen, wie man sie bey andern Seetruppen fand, und ein von den Landsoldaten ganz abgesondertes Corps Marinen zu errichten. Dalmatien konnte diese Mannschaft liefern, die um desto vorzüglicher gewesen wäre, da die Einwohner meist seekundige Leute sind. Dieser Admiral beschäfftigte sich auch mit der Abfassung besonderer Kriegsartikel für die Marine, aber der Tod raubte ihn vor dessen Beendigung der Republik. Er starb zu Malta, und wie man sagt, an den Folgen einer Vergiftung. Die Größe seines Ruhms, die den Senat verdunkelte, macht diese Vermuthung nur allzuwahrscheinlich.

Nach seinem Tode bekam Gondolmer das Commando über die venetianischen Flotte. Er hatte den Ritter Emo auf allen Seezügen begleitet, besaß aber weder die Talente seines Vorgängers, noch Empfänglichkeit für dessen Plane. Mit erstaunlicher Schnelle fiel daher die Marine wieder in ihr Nichts zurück.

Die Insulaner dienten nie auf den Schiffen der Republik; wenn sie zum Dienst aufgefordert wurden, so pflegten sie Fahrzeuge auf ihre eigene Kosten auszurüsten.

Sechster Abschnitt.

ultur und Produkte des Bodens. Industrie. Schifffahrt und Handlung.

Die Volksmenge der Insel Corfu beträgt höchstens, ie schon oben angegeben ist, 60000 Seelen. Der nfte Theil davon bewohnt die Hauptstadt; die andern id auf dem Lande und an den Küsten zerstreut. Wenn an die Geschichte und die Revolutionen von Corfu stu rt, so sieht man daß in den ältern Zeiten die Anzahl ner Einwohner bey weitem beträchtlicher gewesen seyn ß. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß im Alter im hier viele Städte vom ersten Range blühten, die Größe und Pracht die einzige übertrafen, die jetzt noch handen ist.

Trotz dieser größeren Menge hatten sie die nöthigen ensmittel im Ueberfluß und konnten damit nicht nur Nachbaren, sondern auch ganze Armeen ihrer Bundesossen versehen. Die Lager des Octavius und Anto wurden durch ihre Unterstützung oft der Hungers-

noth entrissen. In weniger entfernten Zeiten finden wir auf Corfu nie das schreckliche Bild des Hungers; seine eignen Hülfsquellen sicherten es gegen diese Geissel der Menschheit. Heut zu Tage aber lebt es in Rücksicht der ersten Lebensbedürfnisse ganz von der Gnade und Willkür seiner Nachbarn. Der Boden hat seine Natur nicht verändert; seine Fruchtbarkeit und die Milde des Clima sind nicht zerstört, noch durch die traurigen Ereignisse verändert worden, die dieses Eiland in den Zustand der Dürftigkeit versetzt haben. Die Erde hat einzig und allein die nervigten Arme verloren, die ihre Kräfte unterstützten. Unterstützungen und Aufmunterungen haben gar nicht oder nur sehr schwach den gesunkenen Landbau wieder beleben können. Die venetianische Regierung hatte zwar das Gesetz gegeben: daß das Land, das fünf Jahre unbebaut gelegen hatte, dem als Eigenthum zugehören sollte, der ihr diese Vernachlässigung anzeigte; es hatte aber keinen Nutzen, da sie nicht zu gleicher Zeit auch die Mittel zu dessen Anbau an die Hand gab. Die Insel kann jetzt ihre Einwohner nicht ernähren.

Das Getreide und der Wein, die gewonnen werden, langen nur auf vier bis fünf Monate. Nur Oehl und Salz sind allein im Ueberfluß, und gewähren die einzigen Handelsartikel. Die Fischerey könnte eine reichliche Hülfsquelle zum Unterhalt darbieten, wegen der Trägheit der Insulaner wird sie aber bloß von Neapolitanern benutzt. Die Jagd ist nicht vom Belang. Der Gartenbau wird auch nicht gehörig betrieben. Das kleine und große Vieh muß von den Nachbarn genommen werden.

Nur einige Ziegenheerden werden unterhalten, deren Milch zu Käsen verwandt wird.

Die jährliche Oehlernte beträgt im Durchschnitt 250,000 Krüge (jarres) von denen einer nach unserm Gelde eilf Franken kostete: der ganze Werth beträgt also 2,750,000 Livres. Den eignen Verbrauch, der ziemlich beträchtlich seyn mußte, da man sich zu den Speisen und zum Brennen ganz allein des Oehls bediente, kann man auf 750,000 Livres anschlagen; es blieben also zum Handel noch 2,000,000 Livres übrig. Das verkäufliche Produkt der Salinen, nach Abzug des eignen Verbrauchs, betrug ungefähr 80,000 Livres. An Liqueurs und Töpferwaaren verkauften sie höchstens für 50,000 Livres. Für die Häute und andre Abgänge des großen und kleinen Viehs erhielten sie ungefähr 50,000 Livres. Die ganze Summe ihrer Ausfuhrartikel betrug daher 2,180,000 Livres. Mit dieser Summe mußten sie die von ihren Nachbarn eingeführten Produkte und Handelswaaren saldiren.

Das Getreide, Vieh und Federvieh, was sie von den Türken erhielten, kostete mehr als 1,500,000 Livres. Ihre Kleidungsstücke und allerley Artikel des Luxus erforderten 660,000 Livres. Kurz, man wußte, daß die ganze Einfuhr von Corfu auf 2,500,000 Livres stieg. Sie übertraf also die Ausfuhr um 480,000 Livres.

Man nahm an, daß dieses Deficit ersetzt werde: erstlich, durch den Verdienst, den sich eine kleine Anzahl Insulaner dadurch erwarb, daß sie jährlich in das türkische Gebiet giengen, um daselbst beym Ackerbau und

in der Ernte zu helfen, zweytens durch das Schifferlohn; drittens durch den Gewinn der Industrie und viertens durch die Vortheile des Transitohandels.

Der erste Verdienst, den die Einwohner durch die Ackerbestellung ihrer Nachbarn erhielten, war wohl offenbar mehr ein Schaden für das Land, als ein Gewinn, da dieserhalb ein großer Theil des eignen Bodens unbebaut liegen blieb. Die Ursache, warum der Insulaner sich zu diesen Arbeiten auf einige Zeit aus seinem Vaterlande entfernte, war nicht die Undankbarkeit des Bodens oder der geringe Umfang desselben, sondern der Mangel an den erforderlichen Mittel die Kräfte der Erde zu unterstützen, sie bearbeiten und besäen zu können. Der ganze brauchbare Boden ist das Eigenthum einer sehr kleinen Anzahl Einwohner, denen es an allem fehlt, um ihn benutzen zu können; kaum ziehen sie so viel daraus, als sie zum eigenen Unterhalt brauchen; an Ueberschuß zum Verkauf ist gar nicht zu denken.

Es ist wahr, das Schifferlohn trug etwas zur Ausfüllung der Lücke der natürlichen Produkte bey; konnte er aber nicht mehr einbringen? Denselben traurigen Ereignissen, welche Bevölkerung und Ackerbau herabgebracht hatten, war auch der Verfall der Schifffahrt von Corfu zuzuschreiben. In dem goldnen Zeitalter der Griechen, unter der Herrschaft der Römer und lange nachher blühte sie; aber heut zu Tage bestand sie nur aus einigen Barken, die von einer Insel zur andern fuhren, und aus zwey oder drey Fahrzeugen von 2 bis 300 Tonnen, die die Küsten von Italien und der Levante bereisten.

Die Industrie hätte können den Mangel der natürlichen Produkte ersetzen. Aber in welchem elenden Zustande befand sie sich! Um Industrie zu beleben, muß man die nöthigen Materialien haben, woran man seine Talente anwenden kann; hat man diese nicht selbst, so muß man sie von andern erhandeln; wo hatten aber jetzt die Corfuaner die Mittel sie zu erkaufen? Sonst freylich führten sie Kunstprodukte aus, die bey ihren Nachbarn Bewunderung erregten, und ihnen selbst Reichthümer verschafften. Das Genie war freylich nicht vernichtet, die Regierung hatte es aber in einen lähmenden Todesschlummer versenkt.

Der Transitohandel konnte wohl so viel einbringen, um die Schulden an die Türken zu tilgen, und man hätte recht gut diese Spekulationen noch weiter ausdehnen können. Die Lage der Insel ist dazu geeignet; die Regierung benahm aber den Kaufleuten die dazu erforderlichen Mittel und beschränkte die Freyheit ihrer Spekulationen.

Die Fortschritte anderer Nationen in der Schifffahrt und in der Handlung, und die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung haben der Republik ihr Uebergewicht zur See und ihren Alleinhandel mit den indischen Waaren vernichtet. Ihre Spiegel- und Spitzenmanufakturen, ihre Eisenfabriken, wodurch sie es sonst den andern Nationen zuvorthat, haben mit ihrer Marine und Handlung ein gleiches Schicksal erfahren. Endlich verlor sie mit einem großen Theil ihrer Besitzungen den Handel mit verschiedenen Materialien, die sie roh ver-

kaufte, und deren Verarbeitung keinen Gewinn mehr brachte.

Zurückgebracht auf ihre eignen Inseln suchte sie die Produkte derselben nicht zum Besten ihrer Einwohner, sondern bloß zum Vortheil der Hauptstadt anzuwenden. Sie nahm das System an, das leider nur allzuvielen Beyfall bey den Nationen gefunden hat, die ihre Macht jenseit des Meeres verbreitet haben. Sie zwang die levantischen Besitzungen ihre Produkte nach Venedig zu schicken, und durch ihre Consumtion die sinkende Industrie dieser Stadt aufzuhelfen. Ihre falsche Politik rieth ihr überdies die Insulaner so viel als möglich von sich abhängig zu machen. So wurden also alle Gesetze der Aus- und Einfuhr dieser Inseln einzig und allein auf das Interesse der Hauptstadt berechnet. Die vorzüglichsten Produkte von Corfu, Oehl und Salz, mußten ausschliessungsweise nach Venedig geschickt werden. Beraubt von der Konkurrenz der Käufer mußte sich der Eigenthümer derselben jedes Gebot des venetianischen Negotianten gefallen lassen. Ueberboten sich auch die venetianischen Handlungshäuser, so wäre der Preis für diese Artikel doch gewiß noch höher gestiegen, wenn auch Kaufleute von andern Nationen mit in Konkurrenz hätten kommen können. Die Art des Oehlhandels war besonders für den Eigenthümer nachtheilig. Mäklerjuden, die von ihren Handlungshäusern in Venedig abhiengen, hatten in Corfu Comptoire errichtet, in denen die Insulaner die Früchte ihrer Arbeiten absetzten und das dafür eintauschten, was ihnen fehlte. Jene immer geldgierigen Wesen studierter hier wie überall bald das Geheimniß aus, das

Vermögen und die Güter des ganzen Volks in ihre Gewalt zu bekommen. Sie verfolgten mit aufmerksamen Augen die schnellen Fortschritte des Luxus und richteten sich nach dem herrschenden Geschmack in Rücksicht ihrer Waaren. Auf eine geschickte Weise nährten und vermehrten sie den Hang nach kostbaren Bequemlichkeiten des Lebens, und durch Ablieferung derselben im voraus, machten sie bald die Gutsbesitzer zu ihren Schuldnern. Diese hatten keine andre Mittel die Schuld zu bezahlen als ihre Produkte, deren Preis jene willkürlich bestimmten. Der Luxus erzeugte bald Abneigung gegen alle Arbeiten; die Insulaner wollten genießen, aber die Genüsse nicht mit dem Preis ihrer Bemühungen erkaufen. Die Juden gaben Credit und ließen sich nachher mit Wucherzinsen die Schuld wieder bezahlen. Zu dieser Art vom Monopol, welche das Vermögen der Insulaner und ihren Erwerb verminderte, gesellten sich die Verrückungen der Repräsentanten der Republik und ihrer Subalternen. Ihre Plünderung betraf vorzüglich die reichen Einwohner der Stadt, die trotz ihrer Verarmung ihrer Eitelkeit keine Schranken setzen konnten. Sie verwandten das letzte, was sie noch besaßen, lieber auf äußern Staat als auf die Unterhaltung von Arbeitern, die ihnen wieder einiges Vermögen hätten verschaffen können: oder sie suchten sich wegen der Prellereyen, die sie von der Regierung erfuhren, durch einen härtern Druck der Landwohner zu entschädigen. Einige Geschenke an ihre Vorgesetzten, deren Beyspiel sie folgten, sicherten sie gegen die Rache und gegen die Klagen dieser armen Opfer. Wie konnte unter solchen Umständen der Ackerbau fort-

schritte machen? Mußte nicht der Landmann ein Land verlassen, zu dessen Benutzung für seinen Unterhalt ihm die Freyheit geraubt war? Wenn der Landbau im Sterben liegt, wie kann da die Industrie blühen, zumal wenn die Gewalt der Regierung den Künsten überall Hindernisse in den Weg stellt?

Mit dem Verfall beyder muß auch der Seehandel und die Schifffahrt sinken.

Wir wollen nun die Summe der Aus- und Einfuhr mit einander vergleichen.

Die erste betrug 2,180,000 Livres, wovon 2,080,000 Livres an Salz und Oehl ausschließlich nach Venedig giengen. Wem dieses Privilegium zum Vortheil gereichte, haben wir gesehen. Der Werth der Artikel, die zum freyen Handel erlaubt waren, belief sich höchstens auf 100,000 Livres.

Die ganze Einfuhr betrug 2,500,000 Livres. Der größte Antheil hiervon gehörte den türkischen Ländern. Das, was Venedig nach Corfu schickte, war ungefähr 200,000 Livres werth. Triest, Livorno, Senegaglia und andre Häfen des mittelländischen Meeres schickten ungefähr für 280,000 Livres Waaren. Den Gewinn, den diese Plätze machten, hätte den Kaufleuten von Marseille zukommen sollen. Denn es waren lauter Artikel des Luxus; nicht in Italien erzeugt, sondern von Marseille geholt. Wenn sich der Corfuaner unmittelbar zur ersten Quelle gewandt hätte, so hätte er den Gewinn der ersten und zweyten Hand erspart.

Wir wollen nun die Zölle und Abgaben berechnen, welche die Republik von der Ein- und Ausfuhr zog.

Das Oehl war einem Zolle unterworfen, der nach der Beschaffenheit des Käufers sehr verschieden war. Der Insulaner mußte funfzehn Procent, jeder Venetianer achtzehn Procent geben. Der Handel war fast gänzlich in den Händen der venetianischen Juden. Zu sechzehn Prozent gerechnet betrug also der Zoll für die Oehlausfuhre 220,000 Livr.

Das Salz gab neun Prozent, dies machte 7,200 —

Die andern Artikel erlegten vom Werth vier Procent, dies machte 4,000 —

Die ganze Summe der Zölle, die Venedig von den Exporten der Insel zog, betrug also 231,200 —

Die Waaren, die von Venedig eingeführt wurden, gaben sechs Procent, die aus dem Auslande acht Procent.

Der Zoll der von Venedig eingebrachten Artikel war — — — 12,000 Livres.

Der aus dem Auslande — — 184,000 —

Dies betrug zusammen 196,000 Livres.

Der ganze Handel brachte also an Zoll 427,000 ivres ein.

Wenn man die Natur dieser Zölle betrachtet, so eht man deutlich, daß sie für die Cultur des Bodens, ir die Industrie und dem Handel gleich nachtheilig waen. So vermehrte der Oehlzoll noch mehr den Verlust, n der Insulaner schon dadurch erlitt, daß er den Ueberuß dieser Waare, den er nicht brauchte, allein nach enedig verhandeln mußte. Anders ist es, wenn man

solche Artikel mit Zöllen belegt, deren Ausfuhr dem allgemeinen Besten schädlich ist. Man hatte diese Zölle, besonders den aufs Oehl, wohl darum so hoch angeschlagen, um einigermaßen die Auslagen wieder zu erhalten, die der Besitz von Corfu jährlich kostete. Wenn man zu diesen Zöllen noch die Abgabe rechnet, die auf die Köpfe des Volks vertheilt war, so zog Venedig im Ganzen von Corfu 600,000 Livres, dessen Ausgaben für die Landesregierung, für die Land- und Seemacht überstiegen diese Summe ansehnlich. Das, was die andern Inseln eintrugen, reichte ebenfalls nicht hin, dieses Deficit zu decken. Venedig mußte deshalb jährlich beträchtliche Summen nach Corfu schicken. Um vieles hätten sie aber vermindert werden können, wenn man den schrecklichen Verschleuderungen in der Administration Gränzen gesetzt hätte.

Der Besitz von Corfu war also für Venedig sehr lästig, und nur die Nützlichkeit seiner Lage, die es zum Bollwerk der italiänischen Provinzen gegen die Unternehmungen der Türken machte, konnte einige Entschädigung gewähren.

Siebenter Abschnitt.

Veränderungen in den Sitten. Luxus.

Sobald die Einwohner von Corfu unter die Herrschaft von Venedig gekommen waren; nahmen sie nach und nach die Sitten und Gebräuche ihrer neuen Beherrscher an, und ahmten, wie das immer der Fall ist, leichter ihre Laster als ihre Tugenden nach, selbst die Sprache wurde verändert. Das griechische wurde durch die schlechte Abänderung vieler italiänischen Worte ein elendes Gemisch: und die griechische Sprache nur vom gemeinen Mann in der Stadt und vom Landvolk beybehalten. Die wohlhabenden Einwohner der Stadt, und die, deren Beschäftigung Umgang mit Fremden erfoderte, sprachen meist italiänisch, das aber durch ihren eigenen Dialekt auch sehr unverständlich wurde. Die öffentlichen, auch größtentheils die Handlungsgeschäfte wurden in venetianischer Sprache abgemacht, daher mußte sie in Corfu sehr gemein, wenn auch nicht herrschend werden. Die Zeit bewirkte nach und nach Veränderungen, von denen einige dem Insulaner zum Vortheil gereichten, indem sie ihn mehr civilisirten, andere aber das Gegentheil verursachten, indem sie ihm unbekannte Bedürfnisse und den Hang nach neuen Genüssen einflößten. Diese Veränderung in den Sitten, im Geschmack und in den Neigungen der Insulaner, datirt ihren Ur-

sprung von keiner sehr entfernten Zeit. Ihr Fortgang wurde durch die Unruhen der Kriege, die Venedig führte, sehr aufgehalten, und nur erst seit den Jahren, da die Republik den Frieden ängstlich zu erhalten suchte, war er merklich.

Es ist nicht viel über sechszig Jahre her, daß das weibliche Geschlecht in Corfu noch in einer Art von Sklaverey seufzte: die Frauen verlebten ihre traurigen Tage in dem entfernt gelegensten Zimmer: ein dichtes Gitter verschloß ihre Fenster, so daß sie nichts sahen, auch nicht gesehn werden konnten, und durften sich nur den Augen ihrer Angehörigen zeigen. Die Mädchen durften, ehe sie verheirathet waren, nicht ausgehn, auch nicht einmal in die Kirche. Selten erschienen sie in den Gesellschaften, die bey ihren Eltern zusammen kamen. Verdammt zu dem einzigen Umgange mit ihren Dienstboten, mit denen sie die niedrigsten Geschäfte des Hauswesens theilen mußten, hielten sie sich sehr glücklich, wenn sie zuweilen zu der Tafel ihrer Männer zugelassen wurden. Hier war es ihre Pflicht, diese vorher zu bedienen, und dann erst war es ihnen erlaubt, selbst einige Nahrung zu nehmen. Die Abgezogenheit des weiblichen Geschlechts fand zwar schon bey den alten Griechen statt; sie war bey diesen aber ehrenvoll, und die Frauen und Mädchen durften nie niedrige Geschäffte angreifen, erschienen zuweilen auch öffentlich. Die verächtliche und niedrige Behandlung, die sie hier erduldeten, war erst eine Folge des Verfalls und der Verschlimmerung der Sitten. Der Ehemann und der Vater glaubte hier nur dann die Tugend seiner Frau und die Unschuld seiner Tochter zu

sichern, wenn er sie von alten Weibern bewachen und mit Riegeln verschließen ließ. Eine Frau, die nur für die Augen ihres Tyrannen sichtbar war, bedurfte keines kostspieligen Anzugs. Es war also auch kein Wunder, daß sich bey dieser Behandlung ihre Talente nicht entwickelten. Sie waren abgestumpfte Wesen, die nur athmeten, um zu zittern. Sie wurden nicht angeführt, nicht aufgemuntert zu weiblichen Arbeiten; daher beschränkte sich ihre ganze Geschicklichkeit auf das Stricken grober Strümpfe ein. Die Gattin konnte ihren Mann, der sie nur zu seinem Vergnügen gebrauchte, nicht auf die Versüßung ihres Lebens dachte, nicht lieben; sondern mußte ihn hassen und verabscheuen. Sie suchte sich zu entschädigen, und es war ihr sehr zu verzeihen, wenn ihre Tugend fiel. Zwietracht entspann sich nun im Schooß der Familie, und verbreitete ihre Verheerungen auch außerhalb. Der Mann suchte im Blute seines Nebenbuhlers seine Schande abzuwaschen, und die Verwandten von diesem rächten wieder seinen Tod. Auf diese Art entsprangen die kleinen Kriege, die beständig unter den Insulanern wütheten. Diese Uebel hörten in dem Augenblick auf, als die Frauen ihr Joch gebrochen sahen, und es ihnen nun endlich erlaubt war, zu lieben und auf Gegenliebe zu hoffen. Diese glückliche Epoche wurde durch die beständige Verbindung mit Fremden herbey geführt, deren Gebräuche und Sitten man unmerklich aufnahm. Verschiedene von den vornehmen Venetianern, und viele Offiziere die sich in Corfu aufhielten, vermählten sich mit Eingebohrnen der Insel. Die Frau verließ nun die Lebensart ihres Landes, und nahm die des Ma-

terlandes ihres Mannes an. Ihre Gegenwart; der Anblick der Freyheit, ihre Erzählung von den Süßigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, die sie genoß, schmolz nach und nach die harten Herzen der Väter und Ehemänner. Sie ließen endlich ihre Frauen und Töchter an den unschuldigen und nützlichen Vergnügungen einer anständigen Gesellschaft Theil nehmen, und diese wurden nun bald ihre schönste Zierde.

Der Luxus entstand, er gab aber dem Insulaner nur eitle und prekaire Genüsse, die zu dem Verfall des Ackerbaues und zur Erniedrigung des Werths der einheimischen Produkte das ihrige beytrugen. Anders ist die Wirkung des Luxus bey Völkern, die reich an Kenntnissen und Materialien zur Industrie sind, hier wird er nützlich; setzt eine Menge sonst müßiger Aerme in Bewegung, ernährt Künste und Manufakturen; eröffnet neue einheimische Quellen des Reichthums, und zieht den ausländischen an sich. Auf Corfu mußte dies wegfallen; da der Geist der Thätigkeit von dem Despotismus der Regierung unterdrückt wurde, und es an eignen Produkten zur Ernährung der Künste fehlte. Der reiche Insulaner warf nun seine Nationaltracht ab, und kleidete sich so wie die, die ihn regierten. Nur das Volk behielt jene bey. Sie bestand in einer wollenen rothen Mütze, in einem kurzen Gilet von Tuch: gewöhnlich von dunkler Farbe, im Winter war es mit Pelzwerk ausgeschlagen, im Sommer trug er ein linnenes. Es war mit zwey Reihen großer silberner Knöpfe besetzt. Die Beinkleider waren außerordentlich weit, und reichten bis auf die Waden herab. Um die Hüfte wurde eine Binde von rother

Wolle oder Seide gewunden: die Strümpfe waren wollen, und die Schuhe mit großen silbernen Schnallen befestigt. Seine Haare ließ der Insulaner wachsen, frisirte sie, und schlug sie seitwärts in einer Falte der Mütze ein. Auf seinen Schnurrbart hielt er sehr viel. Das Abschneiden desselben war für ihm die größte Beschimpfung, und die empfindlichste Strafe. Der lange Dolch, der im Gürtel steckte, war nicht blos ein Gewehr zum Schmuck. Bey rauher Witterung warf er sich in einen Mantel von grobem Zeuge und brauner Farbe, der keinen Regen durchließ.

Die Frauen trugen ein dicht anliegendes Corset ohne Aermel, ein Oberkleid, dessen Farbe von der des Corsets recht abstach; eine Schürze von indischen geblümtem Zeuge, ohne Brustlatz und Schuhe, die bis auf den Knöchel herauf reichten. Die Haare flocht man, und ließ sie lang herunter hängen. Ein sehr großes weißes mousselines Tuch diente zum Kopfputz, und zugleich auch zum Halstuch. In einem gewissen Alter trugen sie auch einen langen kamelotenen Mantel von grauer Farbe.

Die Landbewohner, deren Tracht auf jedem Dorfe etwas anders ist, haben die Verzierungen der Tressen und Stickereien angenommen. Ueber ihr Corset tragen sie ein langes in Falten gelegtes Kamisol, das um die Hüfte herum mit starken goldnen Schnüren befestigt wird, an denen sich vorne zwey vergoldete silberne Bleche, als Schloß befinden. Die Enden der Schnur hängen an beyden Seiten herunter, und sind mit sehr großen vergoldeten Silberherzen verziert. Den Hals schmücken sie auch mit goldnen oder vergoldeten Kreuzen. Ihre Ober-

Kleider sind mit Gold oder Silbertressen besetzt, und ihre Schuhe sind niedrig. Auf dem Kopfe tragen sie ein schleiernes Tuch, das mit einer silbernen Nadel befestigt wird, und dessen vier Zipfel nach dem Winde flattern. Ihre Haare sind frisirt, und wogen um den Nacken herum.

Um sich mit diesem Staat und diesem Flitterputze, den sie selbst nicht durch eigne Arbeit sich verschaffen konnten, sondern von Venedig oder von den Ausländern kaufen mußten, versehen zu können, entzogen sie sich und den ihrigen oft die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse: so groß war ihre Eitelkeit und Sucht zum Glänzen. Die vornehmen wie die geringsten Bürger hungerten oft, und versahen ihre Zimmer mit den schlechtesten Möbeln, um sich nur prächtig kleiden zu können, um auf der Straße den Schein der Reichen zu haben.

Achter Abschnitt.

Gesellschaften. Cassinos. Theater. Karneval. Andere Festlichkeiten. Chiostra oder Pferderennen.

Die Annahme venetianischer Sitten und Gebräuche veranlaßte in Corfu bald die Entstehung der Gesellschaften. Sie fanden lange Zeit nur in einer kleinen Anzahl von Familien statt, deren Verwandte mit einigen Freunden zusammen kamen. Endlich führten die venetianischen Patrizier und Offiziere in diesen Cirkeln, die in ihrem Vaterlande üblichen und weniger kostspieligen Cassinos ein; von denen bald mehrere in Corfu entstanden.

In dem ersten kam blos die venetianische Noblesse zusammen.

In dem zweyten der Landadel.

Das dritte bildeten die Militairpersonen, die aber auch die Beamten unter sich aufnahmen, um die Kosten dieser Versammlung zu verringern.

Ein viertes war seit einigen Jahren von den Offizieren der Marine errichtet worden. Der Urheber desselben hatte die Idee, den Genuß des Angenehmen und Nützlichen zu vereinen. Er wollte den jungen Eleven der Marine, die sich hier in den Stunden, wo die Gesellschaft nicht zusammen kam, versammeln sollten, täglich Unterricht im Seewesen geben. Der Plan war schön; das Cassino wurde errichtet, der Saal aber, den

man für den Unterricht der jungen Leute bestimmte, wurde leider bald nichts weiter als ein Ort des Vergnügens für sie.

Die Errichtung eines Cassino mußte zuvor von der Regierung erlaubt werden, und deßhalb mußte man ihr jedesmal den Plan dazu einschicken.

Die Mitglieder solcher Gesellschaften zahlten eine kleine Summe bey ihrem Eintritte, und waren verbunden, eine monatliche Beysteuer zu geben. Eines von ihnen sorgte für den Versammlungsort und für dessen Möblirung. Es waren gewöhnlich mehrere Zimmer, in einigen wurde blos gespielt; in den andern unterhielt man sich oder las die venetianischen Zeitungen; die allein in Corfu erlaubt waren. Für Tabaksraucher war auch eine besondere Stube. Unter den Versammlungszimmern wohnte der Caffeeschenk, dem man zu seinem Etablissement gewisse Vorschüsse gab, und der zu gleicher Zeit Aufseher über das Ganze war. Außer den Vortheilen der Bewirthung bekam er monatlich einen gewissen Gehalt; wofür er Lichter und Karten anschaffen mußte. Am Eingang der ersten Stube befand sich eine Tafel, auf der die Namen der Mitglieder angeschrieben wurden. Gleich bey der ersten Zusammenkunft wählte man nach der Mehrheit der Stimmen drey Beamte. Der erste war Präsident, und mußte über die Erhaltung der Ordnung in der Gesellschaft wachen. Der zweyte besorgte die benöthigten Anstalten und Bedürfnisse. Der dritte hatte die Kasse unter sich. Er bezahlte die Ausgaben, und mußte darauf sehen; daß ein gewisser Etat, für den er verantwortlich war, beständig rückständig blieb. Alle

Monate war eine allgemeine Zusammenkunft, wo jeder seine Meinung über Veränderungen und Verbesserungen vortrug: und neue Mitglieder vorgeschlagen wurden. Die Mitglieder konnten zu jeder Stunde des Tages hier unter sich zusammen kommen. Diese Einrichtungen waren hier um desto nützlicher, da man in Privathäusern keine Gesellschaften zu halten pflegte. Wenn man Geschäfte abzuhandeln hatte, so bediente man sich des Cassinos dazu. Jedes Mitglied hatte das Recht, seine Freunde mit zu bringen. Vereinigte sich des Abends die ganze Gesellschaft in einem Saale; so enthielt man sich aller Gespräche über politische Gegenstände und Staatsangelegenheiten, und sprach nur über gleichgültige Dinge und Lustpartien. Ehe das schöne Geschlecht mit zugelassen ward, entstanden hier oft Händel, da man sich zu gar keinen Rückhalt verbunden hielt: nach ihrer Aufnahme wurden diese Gesellschaften erst angenehm und friedlich. Zuweilen gab man Feten in diesen Cassinos, ein Mittagsessen, ein Conzert oder einen Ball u. s. w., wozu die Kosten unter den Mitgliedern gleich vertheilt wurden. Jeder brachte so viel Damen mit, als er nur konnte, um das Fest recht glänzend zu machen.

Die verschiedenen Cassinos wetteiferten, sich in Politesse und Luxus zu übertreffen.

Diese Vergnügungen langten noch nicht hin, um die müßigen Stunden der ersten Klasse der Einwohner auszufüllen. Einige Offiziere vereinigten sich mit jungen Leuten von Corfu zur Errichtung verschiedener Liebhabertheater. Die kleinen Stücke die sie aufführten, waren freylich mittelmässig oder gar unter aller Kritik;

indeß waren sie für dieses Publikum immer gut genug. Der Saal, der zu den Zusammenkünften der Geschäftsleute und Negotianten 1633 war gebauet worden, wurde nun zu einem öffentlichen Schauspielhaus umgeändert, und jährlich 10,000 Franken zu seiner Unterhaltung zusammengeschossen.

Das Innere war in drey Reihen Logen abgetheilt, die man auf den ganzen Herbst und auf die Karnevals-Zeit, wo allein gespielt wurde, miethete. Jeder zierte seine Loge nach seinem Geschmack aus. Im Hintergrunde standen gewöhnlich auf einem Gesimse ein oder zwey Wachslichter, deren Licht von mehrern Spiegeln reflektirt wurde, und eine schöne Erleuchtung gab. Die Bühne selbst war sehr klein und die Dekorationen und das Costüm äußerst dürftig und schlecht. Am Eingange stand Wache und die Bude eines Limonadeschenken. Außerdem befand sich hier noch eine Art Küche; wo die Bedienten des Generalproveditor und der übrigen Militair- und Civilbeamten, die für ihre Herren nöthigen Erfrischungen zubereiteten. Es war nämlich bey dem edeln Venetianer gegen den guten Ton, sich aus der Bude des Limonadeschenken bedienen zu lassen.

Die Polizey und die Aufsicht über das Theater war einem der Generale der Marine anvertraut, der deshalb den Titel des Preside del teatro führte. Er ließ auch durch seinen Adjutanten das Miethsgeld für die Logen einsammeln, und sorgte für die Verschreibung neuer Schauspieler und ihre Besoldung.

Anfänglich besuchten blos Männer das Schauspiel; dann ließ man auch das weibliche Geschlecht hinzu, aber

nur in vergitterten Logen. Da dies am Sehen hinderte, so wurde denselben erlaubt in Masken zu erscheinen. Nachher kamen auch diese ab, und die Frauen und Mädchen erhielten endlich völlige Freyheit.

Lange Zeit hindurch kamen nur herumziehende Schauspieler nach Corfu; die Stücke, die sie aufführten, fielen in das niedrig Komische, und waren von ihnen selbst verfertigt. Die fünf Hauptrollen, die darin vorkamen, waren der Arlequin und Brigella; sie sprachen den bergamaskischen Dialekt; der Pantalon sprach Venetianisch; der Tartaia (der Stammler) stotterte Florentinisch, und endlich der Doktor Balançon, dessen Sprache Bolognesisch war. Die Verschiedenheit dieser Dialekte machte diese Comedien ausserordentlich lustig.

Der wachsende Geschmack an Musik, machte diese Schauspiele bald unschmackhaft, und führte an ihrer Stelle die komischen Opern und Ballette ein. Die ganze Zeit hindurch, in der gespielt wurde, gab man nie mehr als sechs Opern und zwölf Ballette, von denen die sechs letzten gewöhnlich in schlechten Pantominen bestanden. Die Musikanten des Generalproveditor und der verschiedenen Seeoffiziere machten das Orchester aus; zuweilen gesellten sich hierzu auch Musikliebhaber.

Für die Plätze auf der Gallerie zahlte man nach unserm Gelde sechs und für die auf dem Parterre acht Sous.

Das Theater wurde jedesmal am Tage des heiligen Stephans eröffnet. Der Generalproveditor erschien alsdann mit den übrigen Großen im Gefolge ihres Hofstaats und im größten Pomp. Sie hatten allein das Recht, ihre Logen mit purpurrothem Sammt oder Tuch aus-

schlagen zu lassen, daher hießen diese Logen die rothen Logen. Der Generalproveditor, dessen Loge dem Theater gegen über lag; genoß hier dieselben Achtungs = und Ehrenbezeugungen, die man den Fürsten und Königen erweist; auch unterließ er nicht sich dasselbe Ansehn zu geben. Er verließ nie seinen Sitz und alle andre, außer den Generälen, mußten in seiner Loge stehen.

In den Logen herrschte, selbst während dem Spiel die größte Freyheit, man aß, trank und spielte, und gab wenig auf das aufgeführte Stück Acht.

Für die Schauspielerinnen, die sich durch ihre Schönheit oder durch ihr Spiel auszeichnete, sammelte man zuweilen von den Umstehenden ein Geschenk, das ihnen nach Beendigung des Stücks überreicht ward. Das gab zu heftigen Streitigkeiten unter den Nebenbuhlern Anlaß, und wurde deshalb abgeschafft. Um die Schauspielerinnen zu entschädigen, führte man nachher Maskenbälle ein, die zum Besten der begünstigten Aktriçen auf dem Theatersaal gegeben wurden. Die Aktriçe, welcher diese Einnahme bestimmt war, saß am Eingange, und jeder Theilnehmer machte ihr ein Geschenk, das Cavalchina genannt wurde.

Die Tage des Karnevals waren die Blüthenzeit aller möglichen Lustparthien und Vergnügungen, in ihnen wurden auch die besten Stücke aufgeführt.

Zu dieser Zeit gaben auch Liebhabergesellschaften Tragödien und Comödien. Das schöne Geschlecht durfte aber nicht mitspielen; ihre Rollen übernahmen junge Mannspersonen.

Zuweilen wurden auch Conzerte im Schauspielhause aufgeführt. Der Zulauf war dann jedesmal außerordentlich groß.

Verschiedene Gesellschaften vereinigten sich zu Privatbällen; denn der Tanz wurde von den meisten Einwohnern leidenschaftlich geliebt.

Der Generalproveditor, die Befehlshaber, ihre Damen und der venetianische Adel erschienen die ganze Zeit hindurch nur maskirt. Ihr Domino kam eigenthümlich den venetianischen Patriziern zu, und kein Insulaner durfte es wagen, ihn zu tragen. Er bestand in einem langen, schwarzseidenen Mantel; über ihm hieng eine Art Hemde, das auch schwarz und mit Spitzen besetzt war und eine Kappe hatte, mit der man sich den Kopf bedeckte. Der Huth hatte drey Spitzen. Die Männer trugen weiße; die Frauen schwarze Halbmasken. Diese Tracht hieß la Bauta.

Die Cassinos waren während dieser Zeit noch sehr glänzend.

Die Landleute strömten haufenweis in die Stadt, um sich auf der großen Esplanade an den närrischen und lächerlichen Verkleidungen zu ergötzen. Die Großen fuhren in Wagen herum, um an diesem Schauspiele Theil zu nehmen.

Unter allen Vergnügungen des Karnevals war das Chiostra, oder Pferderennen, das glänzendste und interessanteste. Es wurde in der Mitte des Karnevals auf einer der größten Straßen angestellt, die mit der Esplanade in Verbindung stand. Auf beyden Seiten wurden Bühnen für die Zuschauer und ein erhabner Sitz für den Ge-

neralproveditor und ein hohes Orchester für die Musikanten errichtet. Jener theilte den Preis des Sieges aus, diese feyerten ihn. Die Ritter, die auf das kostbarste gekleidet, und deren Pferde ebenfalls auf das reichste aufgezäumt waren, stellten sich, mit dem Herold des Spiels an ihrer Spitze, an die Barriere der Rennbahn.

Der General begab sich im vollen Pomp, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, auf seinen Sitz; seine Läufer und die der andern Patrizier standen den Kämpfern zu Befehl, und liefen einen Augenblick eher, als die andern in die Laufbahn eingelassen wurden. Die Ritter brachen zuerst die Lanzen gegen eine hölzerne Figur, die zur rechten der Bahn stand. Auf ein gegebnes Signal der Trompete begann nachher das Ringelrennen. Jeder Ritter zeigte sich mit aufgehobner Lanze, und mußte dreymal hintereinander den eisernen Ring treffen, wenn er den Sieg gewinnen wollte. Die Sieger stellten sich dann vor dem General, der ihnen eine Lanze überreichte, an welcher der Preis befestigt war. Zuletzt kämpften zwey und zwey Nebenbuhler zusammen, unter dem Lerm der Trompete und dem Jubelgeschrey der Menge. Der Senat von Venedig schickte selbst die beyden Preise; der erste war ein vollständiger reich bordirter Anzug; der andre ein Stück Gold oder Silberstoff. Dieser Wettlauf hieß Chiostra publica, und bloß der Adel des Landes konnte um den Preiß streiten.

Die Schranken der Reitbahn blieben die übrige Zeit des Carnevals hindurch stehn. Alle Tage kamen junge Leute die hier ihre Geschicklichkeit übten, und zuweilen das groteskeste gekleidet waren.

Einige Tage nach der Chiostra publica, wurde eine andre in der alten Festung angestellt, welche die Chiostra degl' arlioti hieß. Blos die Handwerksleute wurden hier zur Bewerbung des Preises zugelassen, der in einer silbernen Tasse bestand, welche der Proveditor der Festung austheilte.

Diese Arlioti waren Abkömmlinge des neapolitanischen Adels; die, nachdem sie Wunder der Tapferkeit in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gegen die Türken gezeigt hatten; ihre Güter und Vaterland aus Treue für die Republik verließen, und sich nach Corfu begaben. Hier warteten sie vergebens auf die Erkenntlichkeit des Senats von Venedig. Sie versanken in die äußerste Dürftigkeit, und haben sich endlich unter die Klasse des übrigen Volks verlohren, die von der Arbeit einzig und allein leben muß.

Neunter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Insel Paxo, und der Vestungen Bucintro und Parga.

Physischer Zustand der Insel Paxo.

Vier Seemeilen südlich von Corfu liegt die Insel Paxo. Sie ist Eyrund und erstreckt sich der Länge nach von Nordost nach Südwest: sie kann sechs Seemeilen im Umfange haben.

Nordöstlich in der Mitte hat sie einen Hafen, in dem ein kleines Eiland liegt. Auf diesem steht eine griechische Kirche, die der heiligen Jungfrau gewidmet ist; und deren Thurm eine Leuchte trägt, die auf den Ort der Bucht hinweißt, wo ziemlich große Fahrzeuge einlaufen können; an andern Stellen ist sie sehr seicht. Gewöhnlich versieht man sich hier mit Wasser, welches sehr gut und in Menge vorhanden ist.

Dieser Hafen heißt Gai. Paulus redet von ihm in seinen Briefen und auf der Stelle, wo das Haus gestanden hat, das dieser Apostel während seines Aufenthalts allhier bewohnt haben soll, hat man eine Kirche erbauet.

Noch befinden sich hier die beyden kleinen Buchten Laca und Longon, in die aber nur Barken und sehr kleine Fahrzeuge einlaufen können. Am Ufer dieser Buchten und des Hafens Gai stehen die meisten Häuser

der Insulaner. Hier findet man auch einige Caffeehäuser und Buden, wo man allerhand Lebensmittel verkauft.

Das Clima ist hier so milde wie auf Corfu. Die Einwohner sind starke und gesunde Leute, ausgenommen diejenigen, welche in der Nähe des Hafens Gai wohnen. Von den seichten Stellen desselben steigen in der Hitze des Sommers böse Dünste empor, welche die Luft verderben und dreytägige Fieber verursachen, die aber zum Glück nicht von langer Dauer sind. Durch Ausgraben dieser Stellen könnte man dem Uebel abhelfen, auch zugleich den Hafen zur Aufnahme großer Schiffe geschickt machen.

Erdbeben sind hier sehr selten, und werden nur dann verspürt, wenn man in Corfu Erschütterungen empfunden hat.

Der Boden ist bergigt und voll Felsen. Das wenige Getreide was hier angebaut wird und worunter sich auch etwas Gerste befindet, langt nur auf einen Monat. Gemüse wächst auch nur in sehr geringer Menge. Eine Art wilder Erbsen, auf deren Anbau man einige Sorgfalt verwendet, wird von den Insulanern getrocknet und auf diese Art lange Zeit erhalten.

Trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens gewährt die Insel doch einen angenehmen Anblick. Sie ist voll Berge, die mit Olivenbäumen bewachsen sind, und zwischen deren Thälern die Hütten der Einwohner zerstreut liegen. Der Oehlbaum ist ihr einziger Reichthum; diese Frucht verschafft ihnen alle Bedürfnisse und darum zieht und pflegt man ihn auch mit der größten Sorgfalt.

Man berechnet das Oehl, welches man in der Erntezeit gewinnt, auf 5,000 Krüge (jarres) und das, was

Eine Seemeile südlich von Paxo liegt die kleine Insel Antipaxo, die ungefähr eine Meile im Umfange hat. Sie hat auch nicht die geringste Bucht; ihr Boden, der lange Zeit ganz brache lag, scheint aber für die Cultur sehr empfänglich zu seyn. Es wachsen darauf nur einige kleine wilde Gesträuche, die den Paxinoten mit zur Feuerung dienen. Sie ist bis jetzt noch immer unbewohnt. Einige Paxinoten hatten zwar versucht, sich daselbst anzubauen; sie wurden aber bald von den Seeräubern, die von dem festen Lande und den benachbarten Inseln kamen, verjagt. Da diese Insel ganz eben und also gegen die Winde nicht gesichert ist, so ließen sich zwar keine Bäume auf ihr anpflanzen, aber wohl Getreide; das für die Bedürfnisse der Paxinoten ziemlich hinreichen könnte. Seit einigen Jahren ist sie von der Republik einem Offiziere zur Belohnung seiner Dienste geschenkt worden. Dieser hat sie einigen Paxinoten in Pacht gegeben; die einen Theil zu bearbeiten angefangen haben, und auf dem andern Vieh weiden lassen. Die Hirten, denen die Bewachung desselben anvertraut ist, erleiden aber oft Angriffe von den Seeräubern, die ihre Heerden wegführen.

Politischer Zustand der Insel Paxo.

Ohne Zweifel hat die Insel Paxo vor Zeiten einen Theil von Corfu ausgemacht und ist durch ein Erdbeben von ihr getrennt worden. Die Gestalt der sich gegenüber liegenden Felsenküsten und die Gleichheit des Bodens machen dies mehr als wahrscheinlich. Das Stillschweigen alter Schriftsteller, machte es sogar glaublich, daß selbst nach der Eroberung von Troja Paxo noch gar nicht vor-

handen war, denn wie käme es, daß sie diese Insel gar nicht erwähnen, da sie doch sonst die ganze Gegend beschreiben.

Zur Zeit des Plinius, war sie unter dem Namen von Ericusa bekannt: wie und warum diese Benennung in Paxo ist umgeändert worden, darüber habe ich gar keine Auskunft erhalten können.

Sie hat immer zu Corfu gehört; war eine lange Zeit unbewohnt und diente blos zur Weide des Viehs, das in der guten Jahrszeit von jener Insel hingebracht wurde, bis sich denn endlich einige Corfuaner dort anbauten. Diese Kolonisten haben sich nach und nach vermehrt und den Geist der Thätigkeit immer erhalten.

Die Revolutionen, die Corfu erlitt, trafen diese Insel ebenfalls, da ihre Einwohner zu schwach waren irgend einen Feind vertreiben zu können; und so waren zu Zeiten des Krieges bald Freunde, bald Feinde oder auch Seeräuber in ihrem Hafen; welche letztre ihn noch oft besuchen, und Menschen als Sklaven fortführen.

Auf dem kleinen Eilande, welches in der Nähe liegt, stehen noch die Ruinen von einem kleinen Fort, das die Neapolitaner aufgeführt haben, als sie Herren von Corfu waren. In dem Innern welches von einer Mauer und vier Thürmen umgeben ist, wurde jetzt etwas Gerste und Gemüse angebaut.

Die Paxinoten bekannten sich alle zur griechischen Religion und der Clerus stand unter einem Protopapa, der von dem von Corfu ernannt wurde, und ganz von ihm abhieng. Kirchen waren beynah so viel als Einwohner, da jede Familie eine kleine Kapelle besaß.

Der Adel des Landes bestand in drey oder vier der wohlhabendsten Familien; die sich in Venedig den Grafen oder Rittertitel erkauft hatten. Sie allein kleideten sich französisch; genossen aber keine auszeichnende Achtung unter ihren Mitbürgern.

Kein Raths- oder Regierungscollegium fand hier statt. Nahm sich die Gemeinheit vor, der Regierung etwas vorzuschlagen, oder sie um etwas zu bitten, so versammelten sich die Ersten des Landes zur Berathschlagung.

Der Festungsproveditor von Corfu hatte unter den Befehlen des Generals die besondre Aufsicht über Paxo. Er ernannte alle zwey Jahre einen der ersten der Inselbewohner, der die Polizey besorgen und im Fall eines Angriffs die Einwohner zur Vertheidigung anführen mußte. Alle Ereignisse die ins Criminal- und Civilfach einschlugen, mußte er dem Proveditor melden. Dieser Posten wurde mit mehr oder weniger als 500 Krügen Oehl erkauft; je nachdem viele oder wenige Bewerber waren. Vor Zeiten hatten sich die Insulaner in ihren Versammlungen diesen Vorsteher selbst gewählt. Die Wahl fiel dann immer auf einen Insulaner, den sie durch Chikanen recht in Unkosten setzen wollten. Diesem Vorsteher, der Capitain hieß, gab der Proveditor vier Fähndriche, die die Zölle in dem Hafen Gai und den beyden andern Buchten einnehmen mußten. Sie kommandirten noch die Miliz, die aus unbesoldeten Landleuten bestand, welche Cernides genannt wurden.

Der Hafen von Paxo war der feste Posten einer Galiote, die ungefähr mit 60 sklavonischen Soldaten be-

handen war, denn wie käme es, daß sie diese Insel gar nicht erwähnen, da sie doch sonst die ganze Gegend beschreiben.

Zur Zeit des Plinius, war sie unter dem Namen von Ericusa bekannt: wie und warum diese Benennung in Paxo ist umgeändert worden, darüber habe ich gar keine Auskunft erhalten können.

Sie hat immer zu Corfu gehört; war eine lange Zeit unbewohnt und diente blos zur Weide des Viehs, das in der guten Jahrszeit von jener Insel hingebracht wurde, bis sich denn endlich einige Corfuaner dort anbauten. Diese Kolonisten haben sich nach und nach vermehrt und den Geist der Thätigkeit immer erhalten.

Die Revolutionen, die Corfu erlitt, trafen diese Insel ebenfalls, da ihre Einwohner zu schwach waren irgend einen Feind vertreiben zu können; und so waren zu Zeiten des Krieges bald Freunde, bald Feinde oder auch Seeräuber in ihrem Hafen; welche letztre ihn noch oft besuchen, und Menschen als Sklaven fortführen.

Auf dem kleinen Eilande, welches in der Nähe liegt, stehen noch die Ruinen von einem kleinen Fort, das die Neapolitaner aufgeführt haben, als sie Herren von Corfu waren. In dem Innern welches von einer Mauer und vier Thürmen umgeben ist, wurde jetzt etwas Gerste und Gemüse angebaut.

Die Paxinoten bekannten sich alle zur griechischen Religion und der Clerus stand unter einem Protopapa, der von dem von Corfu ernannt wurde, und ganz von ihm abhieng. Kirchen waren beynah so viel als Einwohner, da jede Familie eine kleine Kapelle besaß.

der Ausfuhr. Dieses Deficit mußte also durch andere Erwerbsarten ersetzt werden. Alles benutzte der Parikote, es blieb ihm also nichts weiter zum Verdienst übrig, als seine Felsen. Einige bestanden aus einer weichen Steinart; diese brach er in Quadersteine; aus den härtern fabrizirte er Mühlsteine zu großen und kleinen Mühlen; beyde wurden nach Corfu gebracht. Ein anderer Theil der Einwohner suchte seinen Unterhalt zur See. Andere bebauten den Boden benachbarter Länder, und einige giengen nach Corfu, wo sie kleine Schenkwirthschaften anlegten. Am meisten beschäfftigte sie aber der Schleichhandel mit ihrem Oehl nach dem festen Lande. Hier verkauften sie es sehr vortheilhaft für alle Arten der ersten Lebensbedürfnisse.

Die Sitten, die Erziehung, die Unwissenheit, der Charakter, (ihre größere Thätigkeit ausgenommen) und die Nationaltracht waren ganz dieselben, wie auf der Insel Corfu. Die Frauen wurden aber besser und freyer behandelt, und die Sprache war nicht so sehr mit gräcisirten italiänischen Wörtern angefüllt.

Von Bucintro.

Vier Seemeilen nördlich von Corfu liegt auf der Küste von Albanien, die kleine Festung Bucintro. Die Schiffe können nur eine Seemeile von derselben ankern, in der Nähe eines Flusses, der von der nördlichen Seite der Landgebirge herabströmt. Seine Mündung ist durch Schilf und andere Gewächse so verengt, daß nur eine Galiote einlaufen kann. Weiter herauf bildet er einen See von drey bis vier Meilen im Umfange, der ebenfalls

voll Schilf und Wassergewächse ist, und sowohl viele wohlschmeckende Fische als auch reichliches Vogelwildpret liefert. Das Territorium von Bucintro erstreckt sich ungefähr drey Meilen weit in Albanien hinein. Es ist beynah gänzlich unangebaut, und bloß mit Brenn- und einigem Bauholz bewachsen, Oehlbäume stehen nur wenige um die Festung. Die Furcht vor den Plünderungen der Albanier verhindert den Anbau. Diese liefern Korn und Vieh nach Bucintro, das von hier nach Corfu gefährt wird. Den hier von den Fischern verfertigten Caviar schätzte man sehr hoch; Das Schilfufer und die vielen Sümpfe, die vom Anschwellen des Sees und des kleinen Flusses durch Regen- und Schneewasser um Bucintro herum entstehen, verschlimmern die Luft so sehr; daß im Sommer die Garnison der Festung alle zwey Tage, und im Winter wenigstens alle acht Tage abgelöst werden mußte.

Die Jagd, selbst von großem Wildpret, als von Schweinen, Hirschen u. s. w. war in diesem Gebiete sehr reichhaltig.

Die Festung liegt auf einer Erdzunge, welche sich in den kleinen Fluß hineinzieht. Sie besteht bloß aus einem dreyseitigen Thurme, den die Venetianer nach der letzten Belagerung von Corfu bauten, und in den Ruinen eines vierseitigen Thurms, den die Türken aufgeführt hatten. Der erste ist ungefähr fünf und zwanzig Fuß hoch, und dreyßig auf jeder Seite breit, die Mauer ist beynah zwölf Fuß dick. Auf dem Thurm stand eine Batterie von zwölf metallenen Kanonen. An den drey Ecken sind kleine Gebäude aufgeführt, die in zwey

Stockwerke getheilt sind; in dem ersten standen zwey kleine Kanonen, und die obern waren zu Wohnungen eingerichtet. Das eine dieser Gebäude bewohnte der Gouverneur, und zeichnete sich äußerlich bloß durch einen Balkon aus, der nach dem Fluß hin zeigte. In dem zweyten hielt sich die Garnison auf, und das dritte besaß ein Gesundheitsbeamter, der die Pässe der anlandenden Barken visitirte. In dem Thurm war eine kleine Kapelle, in der alle hohe Festtage von einem Mönch aus Corfu die Messe gelesen wurde. Zur Seite stand eine Bude zum Verkauf allerhand Lebensmittel für die Soldaten, und in der Mitte befand sich das Pulvermagazin. Der Eingang auf die Erdzunge besteht aus einem doppelten Thore, das so niedrig ist, daß man sich bücken muß. Eine sehr enge steinerne Treppe führt auf den Thurm hinauf: und ein zwanzig Fuß breiter Graben umgiebt die ganze Festung. Auf der Seite nach Albanien zu ist noch ein anders Thor mit einer Zugbrücke.

Auf einer Anhöhe am Ufer des Sees, höchstens eine Meile von Bucintro sieht man die Ruinen einer alten Stadt. Diese kostbaren Ueberreste waren sonst für Liebhaber ein Fundort sehr interessanter Alterthümer gewesen: die meistentheils in die Kabinette einiger venetianischen Generäle gekommen sind. Die wenigen Denkmäler der Baukunst, die dem Zahn der Zeit widerstanden, verrathen noch die ehemalige Pracht dieser Stadt. Der Umkreis dieser Ruinen beträgt ungefähr vier Meilen. Man nennt diese Stelle Paleo castro, und Paléopoli. Lage und Ueberreste der Gebäude zeigen sehr deutlich, daß hier Buthrotum die Hauptstadt von Chaonien

gefunden hat, die durch die Thränen berühmt ist, mit denen die unglückliche Andromache, das dem Hektor errichtete Denkmal benetzte.

Dieser Posten stand unter einem Befehlshaber, der alle fünf Jahre vom Senat ernannt wurde. Gewöhnlich war es ein verabschiedeter Offizier, der aber wenigstens den Grad eines Lieutnants haben mußte. Dem General allein legte er von allen Rechenschaft ab. Die ganze Einnahme desselben bestand blos in dem viel Gewinn abwerfenden Verkehr, das er mit den Albaniern treiben durfte, und in den Geschenken der Fischer, die alle unter ihm standen. Die Garnison bestand aus dreyßig Mann. Die Wache, die immer bey den Kanonen des Forts stand, und eine Galiote, oder wenigstens eine Brigantine hielten die Albanier in Respekt, deren Nachbarschaft sehr oft beunruhigende Angriffe veranlaßte. Der Kommandant hatte überdies noch eine Barke zu seinem Befehle.

Physischer Zustand von Parga.

Ostnordöstlich von der Insel Paxo liegt auf der westlichen Küste von Albanien das Gebiet Parga. Es hat höchstens zwey Seemeilen im Umfange, reicht ungefähr eine halbe Meile tief ins Land hinein, und wird von einer hohen Gebirgskette begränzt, in der sich eine Menge Hügel befindet, die mit Brenn- und Bauholz bedeckt sind. Die Küste bildet an dieser Stelle einen Halbzirkel von ungefähr anderthalb Meilen Ausdehnung: und dieses Gestade wird durch einen hohen Felsen getheilt, der auf der Spitze einer Landzunge steht. Dieser kegelför-

mige Felsen ist auf seinem Abhange mit Häusern bebaut, die aber über das Meer erhaben stehn, so daß die Wellen sie nicht erreichen können. Die Gebäude stehen über einander, sind hoch und haben drey Stockwerke. Die Strassen sind eng und abschüssig. Auf dem Gipfel steht eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, deren Thurm eine Leuchte für die Schiffer trägt. Von der Landseite ist dieser Haufen Häuser mit einer starken Ringmauer umgeben, auf der eine Batterie Kanonen aufgestellt ist. Diese Anstalt heißt die Festung, die wegen ihrer natürlichen Lage keine größeren Werke nöthig hat. Auf der Seeseite werden die Einwohner durch den steilen senkrechten Abhang ihres Felsens geschützt, der gar keine Landung erlaubt.

Der Ankerplatz nimmt nur Barken auf. Zur linken seines Eingangs befindet sich ein Damm, den die Einwohner zur Sicherheit ihrer Barken selbst aufgeführt haben. Es stehen in dieser Gegend zwey kleine Kirchen und zwey Wassermühlen, die das Wasser zweyer Ströme von außerordentlich guter Beschaffenheit bewässert, auch mehrere Baumgärten, in denen viel Citronen und Orangebäume angepflanzt sind. In der Mitte dieser Gärten steht das Landhaus eines Primateno der ersten des Landes; es ist ein hoher Thurm, auf den man auf steinernen Stuffen steigt, und nur durch eine Zugbrücke mit dem Wohngebäude in Verbindung steht. Dergleichen Wohnungen sieht man häufig in der Türkey. Am Ufer giebt es mehrere Magazine.

Das Klima ist hier sehr gesund; die Einwohner sehen daher größtentheils sehr wohl aus, sind stark und

erreichen ein hohes Alter. Die gewöhnlichen Krankheiten bestehen blos in rheumatischen Zufällen und Seitenstechen: die sich durch die freye Lage ihres Wohnorts und durch Erkältungen nach den schweren Arbeiten ihres Ackerbaus leicht erklären lassen.

Von Erdbeben weiß man hier gar nichts. Das kleine Gebiet von Parga ist sehr fruchtbar; es erzeugt Korn, Wein und Oehl; auch verfertigt man Liqueurs. Die beyden letzten Artikel reichen aber nur zum eignen Verbrauch hin.

Vom Wildpret findet man nur Geflügel; aber in reichlicher Menge. Das andere Wild wird durch die Nachbarschaft der albanischen Dörfer verscheucht.

Der Fischfang reicht auch nur für das Bedürfniß der Einwohner zu.

Die Kleinheit des ganzen angebauten Gebiets läßt keine Viehweiden zu. Man hält also blos einige Ochsen zum Feldbau; das andere Vieh bekommen sie von ihren Nachbarn, mit denen ihre Primaten im beständigen Verkehr stehn.

Holz fehlt ihnen auch nicht, sie hauen es in den nah liegenden albanischen Wäldern, und führen davon noch vieles den benachbarten Inseln zu. Bey diesem Holzfällen gerathen sie oft in kleine Kriege mit den Albanitern, die aber nicht von langer Dauer sind.

Die ganze Bevölkerung steigt ungefähr auf 4000 Seelen, von denen der größte Theil auf dem Felsen wohnt: die übrigen leben in dem Dorfe, das rechts vom Abhange des Felsens am Ufer liegt.

Politischer Zustand von Parga.

Bis zu dem Passarowitzer Frieden, der 1718 zwischen den Venetianern und Türken geschlossen wurde, gehörte Parga zu Albanien; von dieser Zeit erst kam es unter venetianische Herrschaft. Es ist eine Art von Vorposten, die dem Besitzer blos dazu dient, die Operationen des Feindes in Albanien verzögern zu können.

Die griechische Religion war die einzige herrschende, die Popen standen unter dem Bischof von Paravaitia in Albanien, der sie einweihte, und alle Jahr einmal diese Kirche besuchte.

Auch befand sich hier eine kleine lateinische Kirche für den Kommandanten, die Garnison, und durchreisende Fremde; sie wurde von einem Franziskaner Mönch versehen.

Die Regierung von Parga wurde von den Gesundheitsbeamten dem Aufseher über die Lebensmittel und dem Syndiken ernannt. Leztere mußten besonders für die Anfüllung eines Kornmagazins Sorge tragen, wozu jeder Einwohner einen kleinen Beytrag lieferte. Unter andern Privilegien genossen die Einwohner noch folgende Vorrechte; sie waren frey von allen Auflagen, Kopfsteuern, Ein- und Ausfuhrzöllen, und hatten die Freyheit Tabak anpflanzen und fabriziren zu dürfen. In den andern Besitzungen der Republik durften sie nur die Hälfte der gewöhnlichen Zölle entrichten. Die Befehlshaberstelle von Parga erhielt allemal ein Adlicher von Corfu, den das Conseil dieses Ortes erwählte, und der unmittelbar unter den Befehlen des Festungspraveditors von Corfu stand. Gewöhnlich war es ein Syndikus oder Gesund-

heitsbeamter der letzten Stadt, oder ein Doktor der Rechte. Die Gemeinheit gab ihm Wohnung und monatlich 100 Livres, was er nebenbey erwarb, mochte sich eben so hoch belaufen.

Dieser Befehlshaber entschied unwiederruflich alle Prozesse, deren Gegenstand nicht über 150 Livres betrug. In Criminalsachen übernahm er bloß die erste Einleitung, die er dem Festungsproveditor von Corfu überschickte, der sie dann durch eine Commission an Ort und Stelle beendigen ließ. Der Kanzler des Befehlshabers wurde vom Regierungsrath von Parga ernannt. Er war schon ein gelehrter Mann, wenn er einige griechische Worte schreiben konnte.

Die Garnison bestand aus einer Compagnie italiänischer Truppen. Sie war in einem Gebäude einquartiert, das noch am Thor der Ringmauer lag, die die Festung vorstellte. Alle Einwohner von Parga waren Soldaten, ohne wie die Cernides der Inseln, in Musterrollen eingeschrieben zu werden. Sie waren fast täglich mit den Albaniern im Handgemenge, um ihre Einfälle abzuwehren.

Die Ausfuhr der albanischen Produkte, die sie allein betrieben, da sie ihre eignen selbst verbrauchten, machte, daß sie sich sehr mit der Schiffart beschäfftigten. Dieser Handel wurde zuweilen durch die kleinen Kriege unterbrochen, die sie mit den Albaniern führten. Nach einigen Flintenschüssen wurden sie jedoch gewöhnlich beendigt.

Den Fahrzeugen dieser Gegend war nicht immer zu trauen; sie waren oft mit Räubern besetzt, die auf schlecht

Politischer Zustand von Parga.

Bis zu dem Passarowitzer Frieden, der 1718 zwischen den Venetianern und Türken geschlossen wurde, gehörte Parga zu Albanien; von dieser Zeit erst kam es unter venetianische Herrschaft. Es ist eine Art von Vorposten, die dem Besitzer blos dazu dient, die Operationen des Feindes in Albanien verzögern zu können.

Die griechische Religion war die einzige herrschende, die Popen standen unter dem Bischof von Paravaitia in Albanien, der sie einweihte, und alle Jahr einmal diese Kirche besuchte.

Auch befand sich hier eine kleine lateinische Kirche für den Kommandanten, die Garnison, und durchreisende Fremde; sie wurde von einem Franziskaner Mönch versehen.

Die Regierung von Parga wurde von den Gesundheitsbeamten dem Aufseher über die Lebensmittel und den Syndiken ernannt. Leztere mußten besonders für die Anfüllung eines Kornmagazins Sorge tragen, wozu jeder Einwohner einen kleinen Beytrag lieferte. Unter andern Privilegien genossen die Einwohner noch folgende Vorrechte; sie waren frey von allen Auflagen, Kopfsteuern, Ein- und Ausfuhrzöllen, und hatten die Freyheit Tabak anpflanzen und fabriziren zu dürfen. In den andern Besitzungen der Republik durften sie nur die Hälfte der gewöhnlichen Zölle entrichten. Die Befehlshaberstelle von Parga erhielt allemal ein Adlicher von Corfu, den das Conseil dieses Ortes erwählte, und der unmittelbar unter den Befehlen des Festungsprovveditors von Corfu stand. Gewöhnlich war es ein Syndikus oder Gesund-

Zehnter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand von Prevesa. Vonizza und Sta Maura.

Physischer Zustand von Prevesa.

Wenn man von Parga die Küste von Albanien südöstlich verfolgt, so stößt man auf die Mündung des Meerbusens von Arta: wo Prevesa auf der Gränze der türkischen Provinz Xeromero liegt, die bey den Alten Acarnanien heißt. Diese Mündung wird nordöstlich von einem Hügel gebildet, auf dessen Gipfel eine Kirche des heiligen Georgs und eine Windmühle steht, die man sehr weit sehen kann. Die Schiffart in dieser Meerenge erforderte wegen der vielen Untiefen große Aufmerksamkeit, und deshalb unterhielt hier die Republik einen Piloten, der die Fahrzeuge regieren mußte, wenn sie an der Mündung ankamen, und ihr Capitain ihm das gehörige Zeichen mit einem Kanonenschusse gegeben hatte. Gut wäre es gewesen, wenn man auch ein Nachtfeuer angebracht hätte.

Wenn man den erwähnten Hügel umfahren hat, so erblickt man sogleich die Häuser von Prevesa, die alle längs der Küste erbaut sind. Sie sind nicht sehr hoch, und beynah alle von Backsteinen aufgeführt, die von einer röthlichen Erde in der freyen Luft getrocknet werden.

Die Gestalt des Gebiets von Prevesa ist beynah dreyeckig, und hat ungefähr fünf Meilen im Umkreis. Die Gränzen hatte der Passarowitzer Frieden bestimmt.

Die Rhede von Prevesa beträgt in der Länge anderthalb, und in der größten Breite eine Meile. Schiffe von jedem Range können hier ankern, und werden von den beyden Anhöhen Chiefalo und Scasidachi gegen die Winde geschützt. An der nordöstlichen Seite dieser Rhede giebt es einen kleinen Hafen, ganz nahe am Lande, der wegen seiner Tiefe Bathi heißt. Er dient nicht blos zum Ausbessern, sondern auch zur Erbauung ganz neuer Fahrzeuge von jeder Größe, nur nicht zu Kriegsschiffen, wozu er zu klein ist. Zwischen der Burg von Prevesa und diesem kleinen Hafen befindet sich auf der Küste eine süße Quelle, die Megalivrisi oder der große Brunnen heißt.

Nicht weit von der Burg bildet im Winter der Zusammenfluß der Gewässer, und der Schnee von dem albanischen Gebirge einen kleinen Fluß, der sich ins Meer ergießt, und zwey Wassermühlen in Bewegung setzt.

Die Nachbarschaft des mit Schnee bedeckten albanischen Gebirges, die Moräste und viele seichte Stellen des Meerbusens von Arta erzeugen eine sehr ungesunde Luft. Der oft schnell eintretende Nordwind nöthigt die Einwohner, selbst in der größten Sonnenhitze sich warm zu kleiden. Verkältungen und Brustflüsse sind daher sehr gemein.

Zuweilen empfindet man Erdstöße, gewöhnlich sind sie aber nur eine Folge von den Erschütterungen, die Sqn-Maura erleidet.

Das Gebiet von Prevesa war damals, als die Republik es besetzte, ganz mit Bauholz bedeckt: und der Senat hatte zur Erhaltung dieser schönen Quelle an Schiffsmaterialien, den neuen Einwohnern, denen es Land zum Anbau anweisen ließ, aufs schärfste verboten, Bäume zu fällen; auf allen war das Zeichen des heiligen Markus eingehauen. Dessen ungeachtet haben aber die Prevesaner, die von dem kleinen Lande, was ihnen angewiesen war, nicht leben konnten, nach und nach diesen Wald auf eine listige Weise gefällt, und so ihren Aufenthalt, außer den übrigen Vortheilen auch gesunder gemacht. Es ist nur noch ein kleines Gehölz übrig geblieben, das wahrscheinlich ein gleiches Schicksal erfahren wird.

Da der Boden wenig zum Kornbau, sondern mehr zur Baumzucht geeignet war, so haben die Einwohner Oehlbäume angepflanzt; deren gutes Fortkommen die Mühe des Anbaues bald reichlich belohnte. Die Pflanzungen geschehen im April und May. Man nimmt einen Oehlbaum von anderthalb Fuß Höhe, beraubt ihn seiner Blätter, pfropft ihn in dem Augenblick, wenn man ihn gepflanzt hat, und bedeckt ihn dann mit Erde. Der Baum fordert nun weiter keine Pflege, als daß man ihn, wenn er Blätter treibt, gegen die Gefräßigkeit der Thiere, mit einem Zaun sichern muß. Die Prevesaner sammeln mit größerer Sorgfalt, als auf andern Inseln geschieht, die Früchte zur rechten Zeit zum Pressen, und daher

kommt es, daß ihr Oehl an Geschmack und Weiße bey weitem alles übrige Oehl übertrifft, das in den andern venetianischen Besitzungen zubereitet wird. Noch erzielen sie aber nicht mehr: als sie selbst brauchen.

Die andern Fruchtbäume, als Citronen, Orangen u. s. w., gedeihen hier auch sehr gut. Ein Stamm von einem Fuß Höhe, der ohne alle Zubereitung gepflanzt wird; trägt am Ende zweyer Jahre schon Früchte. Sie sind aber gewöhnlich von einem sehr faden Geschmack. Dies ist auch der Fall mit den Rosinen, und darum legen sie sich auch nicht auf den Weinbau, und holen lieber ihren Wein von Arta und San-Maura.

Kräuter wachsen im Ueberfluß. Das Gemüse sieht schön aus, hat aber sehr wenig Saft. Diese Unschmackhaftigkeit kommt wahrscheinlich vom Brunnenwasser, mit dem man es bewässert, und von dem sandigen Boden her. Es reift hier übrigens wie auch die Baumfrüchte eher, als auf den Inseln.

Das Korn von Preveſa läßt sich nicht lange aufbewahren, und giebt ein sehr schwammiges und etwas schwärzliches Brot. Der türkische Waizen ist zwar von sehr guter Beschaffenheit, wächst aber ärmlich.

Die Jagd liefert in allen Jahrszeiten reiche Beute; Hasen und ander Wildpret im Winter; so wie auch Schweine, Hirsche und andere Thiere, wenn man etwas ins türkische Gebiet hinein geht. Im Sommer fängt man alle Sorten von Flügelwildpret.

Der Preveſaner hat Ueberfluß an Fischen von aller Art und gutem Geschmack; daher verkauft er auch viele derselben frisch und eingesalzen an seine Nachbaren;

einige räuchert er, und verfertigt auch ſehr guten Caviar.

Von Vieh befinden ſich hier nur kleine Ziegenheerden, aus deren Milch man Käſe zubereitet: ſonſt giebt es nur noch eine gewiſſe Anzahl Laſtvieh und Zugochſen. An Weiden fehlt es aber nicht. Das nöthige Schlachtvieh bekommen ſie von den Türken.

Ihr Salz erhalten ſie aus den Salinen von Sam Maura.

Außer der Burg von Preveſa giebt es keine andere Wohnungen, weil die Nähe der Albanier den Aufenthalt auf dem Lande unſicher macht.

Die Volkszahl ſoll ſich auf ſieben bis achttauſend Seelen belaufen.

Politiſcher Zuſtand von Preveſa.

Der Meerbuſen von Preveſa hieß bey den Alten Sinus Anactorius, von der nahgelegenen Stadt Anactorium; und der von Arta, Sinus Ambracius. Die erſte Zeit, wo man gewiſſe Nachricht hat, daß das Gebiet von Preveſa anfieng bewohnt zu werden, ſcheint nicht über die Gründung der benachbarten Stadt Nicopolis hinaus zu gehn: die als Denkmal des Sieges bey Actium von den Römern erbaut ward. Die Stadt Preveſa liegt kaum eine Meile weit von den Ruinen jener alten Stadt. Dieſe Nähe und die Antiken aller Art, die man hier noch täglich findet, haben einige neuere Geographen zu der irrigen Meynung verleitet, daß Preveſa auf einen Theil dieſer alten Stadt erbaut wäre. Sie wurde theils vom Erdbeben, und nachher von den Barbaren zerſtört.

Mehrere Jahrhunderte nach ihrer Vernichtung wurde erst Preveſa aufgebaut.

Nicht weit von dem Hafen Vathi findet man noch unzählige Ruinen, an denen man die koſtbaren Spuren alter Baukunſt und Bildhauerarbeit erkennt, die unſern Künſtlern zum Muſter diente. Eben ſo hat man auch in Preveſa intereſſante Antiken, Medaillen, Cameen, Vaſen und Inſchriften gefunden; die meiſtentheils in die Kabinette verſchiedener venetianiſcher Gelehrten und Liebhaber der Alterthümer gekommen ſind. Erſt vor ungefähr zwanzig Jahren machte ein Hirt eine Entdeckung, die der Aufmerkſamkeit werth iſt. Er ſtand auf ſeinen Stock gelehnt, als ſich der Boden unter ihm ſenkte, und er mit Hülfe eines andern Landmannes ein ſteinernes Grabmal entdeckte. Sie fanden in demſelben eine Menge Medaillen, Goldmünzen, ein Götzenbild von demſelben Metall und mehrere Ringe, deren Steine aber von wenigem Werthe waren. Der Gouverneur bemächtigte ſich dieſes Fundes, nachdem er die Entdeckung erfahren hatte, und ließ weitere Nachſuchungen anſtellen, die aber vergeblich waren. Noch heut zu Tage finden die Landleute beym Ackern Medaillen, Gold-, Silber- und Kupfermünzen, Cameen und geſchnittene Steine, worunter ſich oft ſehr koſtbare Stücke finden.

Nicht weit vom Hafen Vathi ſieht man noch ein ganz unverſehrtes ſteinernes Grab, das bleyfarben ausſieht. Es iſt ſechs Fuß lang, und zwey Fuß breit und tief. Die Trauervaſen, Thränen und Aſchenkrüge, die man aus ihm herausgenommen hat, waren aus einer röthlichen, ſehr harten Erde verfertigt.

Auf der einen Seite des Grabes ſtand folgende Inſchrift.

ΚΟΡΝΗΛΙΑ
ΘΕΟΝΙΕ
ΕΤΩΝ ΕΞΕ
ΣΙΛΒΑΝΟΣ ΣΙΟΥ
ΤΙΟΣ ΕΤΩΝ ΟΖ ΧΑΙΡΕ.

Cornelia, Tochter des Theon, alt 65 Jahr;
Sylvanus, Sohn des Sius, alt 76 Jahr,
Heil!

Dieſes Denkmal ſcheint nicht über die Zeiten der Römer hinauszugehn.

Als die Türken noch Herren von Preveſa waren, haben ſie hier eine Feſtung gebaut, die ganz der von San-Maura gleicht, aber nicht von gleichem Umfange iſt. Ihre Mauern waren ungefähr eilf Fuß dick, und von einem ſehr harten Stein aufgeführt, in der Mitte hatte man einen großen Thurm errichtet, der zum Magazin für die Munition diente. Dieſes Fort beherrſchte eine weite Ebene, die ſich nach und nach zu einem Hügel erhob. Die Untiefen erlaubten den Fahrzeugen nicht, ſich der Küſte zu nähern: eine Landung war daher ſehr ſchwer zu unternehmen.

Als Venedig durch den Paſſarowitzer Vertrag in Beſitz von Preveſa kam, beſtanden die hier befindlichen Wohnungen aus ſechzig kleinen Hirten und Fiſcherhütten, die mit Stroh bedeckt waren, und aus zwey oder drey beſſer gebauten Häuſern. Der Frieden, die Handlung

des Meerbusens von Arta, und der Fischfang machten, daß nach und nach viele Anführer der griechischen Truppen aus den benachbarten türkischen Ländern flohen, und sich auf diesem Gebiete mit ihren Familien niederließen. Viele Vornehme sind ihrem Beyspiele nachgefolgt. Diese Einwanderungen dauern noch heut zu Tage fort, vermehren die Bevölkerung von Preveſa, und geben Hoffnung, daß es einst eine ansehnliche Stadt werden kann.

Die Preveſaner standen seit der Zeit der venetianischen Herrschaft unter dem Bischof von Arta und Lepanto. Jedes Jahr besuchte der Prälat die Kirchen von Preveſa. Die venetianische Regierung schickte ihm zu seiner Reise eine Brigantine, und erwies ihm alle mögliche Freundschaftsdienste. Gegen die Popen war er sehr streng, und erpreßte von ihnen unter allerhand Vorwänden viel Geld. Die Repräsentanten der Republik duldeten dies nicht allein, sondern waren ihm dazu auch behülflich; weil man gern seine Freundschaft zu erhalten suchte, da sie wegen seines Ansehns bey den Albaniern von großem Nutzen seyn konnte. Er besaß das Recht, am Weihnachtsfest drey Gefangenen die Freyheit schenken zu können, nur mußten sie nicht Todesverbrecher seyn.

Diese Befreyung brachte ihm immer einiges Geld ein. Bey seiner Ankunft in Preveſa brachte er dem Gouverneur jedesmal Wachslichter, Kälber, Hüner, Tobak und türkische Pfeiffen zum Geschenk mit.

Die Primaten von Preveſa bilden ein Collegium, das die Municipalbeamten erwählte. Sie versammelten sich dazu in einer Kirche, nachdem der schlechte Saal,

der ihnen gehört hatte, und an der Feſtung lag, in eine Art von militäriſchem Hoſpital war verwandelt worden.

Der Gouverneur dieſes Orts, der jedesmal ein venetianiſcher Edelmann war, und alle zwey Jahr vom Senat ernannt wurde, hing gänzlich von den Befehlen des Proveditor von San-Maura ab. Er hatte zwey Kanzler unter ſich, der eine gab ſich mit den Criminalſachen ab, die ihm aber nicht viel Mühe verurſachten, da ſie gewöhnlich mit Geld abgemacht wurden. Als Faktor des Proveditors erwarb er ſich auch ein gutes Nebenverdienſt. Der andere Kanzler beſorgte die Civil- und Staatsgeſchäfte, führte die Correſpondenz, und ſtellte die Päſſe für die Handlungsbarken aus.

Von der alten Feſtung, die nah an der Mündung des Hafens ſtand, und 1701 von den Venetianern zerſtört wurde, ſind nur noch einige geringe Ueberbleibſel zu ſehen. Die Türken bauten ſie nachher eine halbe Meile tiefer ins Land hinein.

Sie beſteht aus einem viereckigten Wall, der mit Palliſaden von Eichenſtämmen umgeben war, von denen aber viele in die Küche der Proveditoren gekommen ſind, die mehr für dieſe, als für die Sicherheit des Landes beſorgt waren. Ringsherum geht noch ein Graben, der nicht ſehr tief iſt und nie Waſſer enthält. Die beyden Spitzen dieſes Forts, die den Flecken und den Hafen beherrſchen, ſind mit zwey Baſtionen verſehen, auf denen zwey Batterien von ſchweren Canonen errichtet ſind; viele von ihnen waren ſo wie die Stücke, die auf dem Wall ſtanden, gar nicht montirt. Zwiſchen dieſen beyden Baſtionen liegt das Thor des Forts, das immer offen ſtand,

und nie einen Mann Wache hatte. Im Innern wohnte der Proveditor und die Besatzung, die aus acht Soldaten und einem Unteroffizier bestand. In einem andern kleinen Gebäude hielten sich vier Artilleristen auf, zugleich diente es auch zum Magazin für Kriegsbedürfnisse. Noch waren hier drey Brunnen und eine lateinische Kirche, deren Gottesdienst von zwey Franziskanermönchen auf Unkosten der Republik besorgt wurde.

Zur Bewachung des Hafens diente eine Galiote und eine oder zwey Brigantinen; erstere war mit funfzig slavonischen Soldaten und einem Capitain, jede der letzten mit funfzehn bis achtzehn Mann besetzt. Man gebrauchte diese Soldaten auch zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe auf dem Lande. Diese kleinen Fahrzeuge kreuzten auch abwechselnd im Meerbusen von Arta und beschützten die Handlungsbarken, die dahin fuhren. Diese Schifffahrt wurde oft von türkischen und selbst noch öfter von prevesanischen Seeräubern gefährdet, deren Verbrechen die Regierung ungestraft hingehen ließ. Die Republik unterhielt auch beständig zwey Detaschements griechischer Truppen, jedes von vier und zwanzig Mann, welche die Gränzen gegen das türkische Gebiet bewachen mußten. Wurden die feindlichen Angriffe der Albanier für Preveſa beunruhigend, so eilte der Proveditor von San-Maura mit einer Verstärkung von italiänischen und slavonischen Truppen herbey. Diese kleine Kriege waren niemals von Dauer oder blutig. Die Prevesaner die ihren Wohnsitz zu San-Maura aufgeschlagen hatten, mußten sich bey diesen Vorfällen an das kleine Hülfs-

corps anschließen; nur unter dieser Bedingung war es ihnen vergönnt hier zu wohnen.

Der Prevesaner zieht aus seinem Boden kein Produkt, das er verhandeln, oder an seinen Nachbar gegen andre Waaren umtauschen könnte. Alles was er gewinnt, braucht er selbst, und das erste Bedürfniß, das Korn, fehlt ihm sehr. Was ihn dafür entschädigt und noch überdies reinen Gewinn bringt ist erstlich der reiche Fischfang und dann besonders der Transporthandel. Dieser wird mit vieler Thätigkeit betrieben und ist sehr einträglich, ob er gleich nur auf Barken geschieht, und sich nur auf die Küstenländer und nahe liegenden Inseln beschränkt. Sie führen den Albaniern ausländische Waaren und Luxusartikel zu, und führen dafür deren natürlichen Produkte nach andern Ländern.

In ihrem Karakter, in ihren Sitten und Gebräuchen, gleichen sie sehr ihren Nachbaren. Von diesen nehmen sie auch viele Wörter in ihrer Sprache, die eigentlich die griechische ist, auf. Ihre Tracht ist beynah ganz albanisch. Albanier waren auch die ersten Ansiedler dieser Gegend, und sie haben trotz der Veränderung ihrer Herren, dieselben Neigungen und Gewohnheiten beybehalten.

Die Frauen genießen die Annehmlichkeiten der Freyheit; sie theilen mit ihren Männern die geselligen Vergnügungen des Lebens, und sind viel sanfter als die von Parga.

Albaniens Handel über Prevesa.

Die Lage von Prevesa an den Küsten von Albanien und am Eingange des Meerbusens von Arta macht diesen Ort zu einer Niederlage türkischer Waaren sehr geschickt, und dies Verkehr hätte für die Republik Venedig vortheilhaft werden können, da sie hier keinen Rival zu befürchten hatte. Durch diesen Handel konnten ihre Inseln Produkte erlangen, an denen die Einwohner ihre Talente hätten üben können, und wodurch denn gewiß Künste und Industrie unter ihnen in Aufnahme gekommen wären. Die unterdrückende und falsche Politik von Venedig fand es aber nicht für gut die dazu nöthigen Handlungsverbindungen mit den türkischen Ländern einzugehn: sie suchte blos die nahen Paschas bey friedlichen Gesinnungen zu erhalten, damit sie gegen ihre Besitzungen auf dem festen Lande nicht feindselige Pläne entwerfen möchten, und die für die Insulaner nöthige Ausfuhr der ersten Lebensbedürfnisse aus Albanien ungestört erlaubten.

Aus einer gewissen Unthätigkeit ließ es also die Republik geschehen, daß sich andre Mächte dieses so wichtigen Handels bemächtigten, der für sie viel vortheilhafter gewesen wäre. Die Mittel, welche die besten zu der Errichtung dieser neuen Handelsetablissements mit vielem Glück anwendeten, waren nicht allein das Studium der Landesprodukte, und der Bedürfnisse der Einwohner von Albanien; sondern auch das Studium des Karakters und der politischen Maximen der verschiedenen Paschas, die dieses Land beherrschten, und besonders ihre Einmischung in die Streitigkeiten und Verhältnisse, in denen sie unter sich, oder mit der ottomanischen Pforte

standen. Auf diesem Wege erhielt Frankreich die vielen Handelsverbindungen mit diesen verschiedenen Ländern, und so erhielt zum Beyspiel noch Spanien, durch die Aussöhnung der Pforte mit dem mächtigen Pascha von Skutari, von diesem leztern große Begünstigungen. Dieses einzige Mittel zur Errichtung fester und vortheilhafter Handelsverbindungen vernachläßigte Venedig gänzlich. Es bemühte sich gar nicht durch reelle Dienste die Freundschaft dieser Paschas zu erhalten, und konnte daher von ihnen auch keine Begünstigungen erwarten.

Der Handel, den Frankreich mit Albanien führte, erstreckte sich blos auf Bauholz für das Arsenal von Toulon. Anfänglich geschah er durch griechische Kaufleute, die mit dem Minister der Marine einen Handel schlossen, und Vorschüsse erhielten. Ihr Gewinn erregte bald die Konkurrenz der Kaufleute von Marseille; sie schlugen den Ministern vortheilhaftere Bedingungen vor, und erhielten von diesen nicht allein ansehnliche Vorschüsse, sondern auch Zimmerleute aus dem Arsenal von Toulon. Diese neuen Entrepreneurs wählten sich Durazzo zum Etablissement und Aufenthaltsort. Ihre ersten Unternehmungen giengen glücklich; nachher aber legten ihre Nebenbuhler die griechischen Kaufleute, durch allerhand Intrigen ihnen viele Hinderuisse in den Weg. Auch fuhren sie fort in denselben Wäldern Holz zu fällen, das sie nach Neapel und Maltha versandten.

Durch diese Nebenbuhler stieg der Preis, den man den verschiedenen Paschas, in deren Gebieten die Wälder lagen, für die Erlaubniß des Fällens zahlen mußte. Man konnte sich auf ihr Wort nie verlassen; der geringste Vor-

des Meerbusens von Arta, und der Fischfang machten, daß nach und nach viele Anführer der griechischen Truppen aus den benachbarten türkischen Ländern flohen, und sich auf diesem Gebiete mit ihren Familien niederließen. Viele Vornehme sind ihrem Beyspiele nachgefolgt. Diese Einwanderungen dauern noch heut zu Tage fort, vermehren die Bevölkerung von Preveſa, und geben Hoffnung, daß es einst eine ansehnliche Stadt werden kann.

Die Preveſaner standen seit der Zeit der venetianischen Herrschaft unter dem Bischof von Arta und Lepanto. Jedes Jahr besuchte der Prälat die Kirchen von Preveſa. Die venetianische Regierung schickte ihm zu seiner Reise eine Brigantine, und erwies ihm alle mögliche Freundschaftsdienste. Gegen die Popen war er sehr streng, und erpreßte von ihnen unter allerhand Vorwänden viel Geld. Die Repräsentanten der Republik duldeten dies nicht allein, sondern waren ihm dazu auch behülflich; weil man gern seine Freundschaft zu erhalten suchte, da sie wegen seines Ansehns bey den Albaniern von großem Nutzen seyn konnte. Er besaß das Recht, am Weihnachtsfest drey Gefangenen die Freyheit schenken zu können, nur mußten sie nicht Todesverbrecher seyn.

Diese Befreyung brachte ihm immer einiges Geld ein. Bey seiner Ankunft in Preveſa brachte er dem Gouverneur jedesmal Wachslichter, Kälber, Hüner, Tobak und türkische Pfeiffen zum Geschenk mit.

Die Primaten von Preveſa bilden ein Collegium, das die Municipalbeamten erwählte. Sie versammelten sich dazu in einer Kirche, nachdem der schlechte Saal,

der ihnen gehört hatte, und an der Festung lag, in eine Art von militairischem Hospital war verwandelt worden.

Der Gouverneur dieses Orts, der jedesmal ein venetianischer Edelmann war, und alle zwey Jahr vom Senat ernannt wurde, hing gänzlich von den Befehlen des Provediter von San-Maura ab. Er hatte zwey Kanzler unter sich, der eine gab sich mit den Criminalsachen ab, die ihm aber nicht viel Mühe verursachten, da sie gewöhnlich mit Geld abgemacht wurden. Als Faktor des Proveditors erwarb er sich auch ein gutes Nebenverdienst. Der andere Kanzler besorgte die Civil- und Staatsgeschäfte, führte die Correspondenz, und stellte die Pässe für die Handlungsbarken aus.

Von der alten Festung, die nah an der Mündung des Hafens stand, und 1701 von den Venetianern zerstört wurde, sind nur noch einige geringe Ueberbleibsel zu sehen. Die Türken bauten sie nachher eine halbe Meile tiefer ins Land hinein.

Sie besteht aus einem viereckigten Wall, der mit Pallisaden von Eichenstämmen umgeben war, von denen aber viele in die Küche der Proveditoren gekommen sind, die mehr für diese, als für die Sicherheit des Landes besorgt waren. Ringsherum geht noch ein Graben, der nicht sehr tief ist und nie Wasser enthält. Die beyden Spitzen dieses Forts, die den Flecken und den Hafen beherrschen, sind mit zwey Bastionen versehen, auf denen zwey Batterien von schweren Canonen errichtet sind; viele von ihnen waren so wie die Stücke, die auf dem Wall standen, gar nicht montirt. Zwischen diesen beyden Bastionen liegt das Thor des Forts, das immer offen stand,

und nie einen Mann Wache hatte. Im Innern wohnte der Proveditor und die Besatzung, die aus acht Soldaten und einem Unteroffizier bestand. In einem andern kleinen Gebäude hielten sich vier Artilleristen auf, zugleich diente es auch zum Magazin für Kriegsbedürfnisse. Noch waren hier drey Brunnen und eine lateinische Kirche, deren Gottesdienst von zwey Franziskanermönchen, auf Unkosten der Republik besorgt wurde.

Zur Bewachung des Hafens diente eine Galiote und eine oder zwey Brigantinen; erstere war mit funfzig slavonischen Soldaten und einem Capitain, jede der lezten mit funfzehn bis achtzehn Mann besetzt. Man gebrauchte diese Soldaten auch zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe auf dem Lande. Diese kleinen Fahrzeuge kreuzten auch abwechselnd im Meerbusen von Arta und beschüzten die Handlungsbarken, die dahin fuhren. Diese Schifffahrt wurde oft von türkischen und selbst noch öfter von prevesanischen Seeräubern gefährdet, deren Verbrechen die Regierung ungestraft hingehen ließ. Die Republik unterhielt auch beständig zwey Detaschements griechischer Truppen, jedes von vier und zwanzig Mann, welche die Gränzen gegen das türkische Gebiet bewachen mußten. Wurden die feindlichen Angriffe der Albanier für Prevesa beunruhigend, so eilte der Proveditor von San-Maura mit einer Verstärkung von italiänischen und slavonischen Truppen herbey. Diese kleine Kriege waren niemals von Dauer oder blutig. Die Prevesaner die ihren Wohnsitz zu San-Maura aufgeschlagen hatten, mußten sich bey diesen Vorfällen an das kleine Hülfs-

corps anſchließen; nur unter dieſer Bedingung war es ihnen vergönnt hier zu wohnen.

Der Preveſaner zieht aus ſeinem Boden kein Produkt, das er verhandeln, oder an ſeinen Nachbar gegen andre Waaren umtauſchen könnte. Alles was er gewinnt, braucht er ſelbſt, und das erſte Bedürfniß, das Korn, fehlt ihm ſehr. Was ihn dafür entſchädigt und noch überdies reinen Gewinn bringt iſt erſtlich der reiche Fiſchfang und dann beſonders der Transporthandel. Dieſer wird mit vieler Thätigkeit betrieben und iſt ſehr einträglich, ob er gleich nur auf Barken geſchieht, und ſich nur auf die Küſtenländer und nahe liegenden Inſeln beſchränkt. Sie führen den Albaniern ausländiſche Waaren und Luxusartikel zu, und führen dafür deren natürlichen Produkte nach andern Ländern.

In ihrem Karakter, in ihren Sitten und Gebräuchen, gleichen ſie ſehr ihren Nachbaren. Von dieſen nehmen ſie auch viele Wörter in ihrer Sprache, die eigentlich die griechiſche iſt, auf. Ihre Tracht iſt beynah ganz albaniſch. Albanier waren auch die erſten Anſiedler dieſer Gegend, und ſie haben troz der Veränderung ihrer Herren, dieſelben Neigungen und Gewohnheiten beybehalten.

Die Frauen genießen die Annehmlichkeiten der Freyheit; ſie theilen mit ihren Männern die geſelligen Vergnügungen des Lebens, und ſind viel ſanfter als die von Parga.

Albaniens Handel über Prevesa.

Die Lage von Prevesa an den Küsten von Albanien und am Eingange des Meerbusens von Arta macht diesen Ort zu einer Niederlage türkischer Waaren sehr geschickt, und dies Verkehr hätte für die Republik Venedig vortheilhaft werden können, da sie hier keinen Rival zu befürchten hatte. Durch diesen Handel konnten ihre Inseln Produkte erlangen, an denen die Einwohner ihre Talente hätten üben können, und wodurch denn gewiß Künste und Industrie unter ihnen in Aufnahme gekommen wären. Die unterdrückende und falsche Politik von Venedig fand es aber nicht für gut die dazu nöthigen Handlungsverbindungen mit den türkischen Ländern einzugehn: sie suchte blos die nahen Paschas bey friedlichen Gesinnungen zu erhalten, damit sie gegen ihre Besitzungen auf dem festen Lande nicht feindselige Pläne entwerfen möchten, und die für die Insulaner nöthige Ausfuhr der ersten Lebensbedürfnisse aus Albanien ungestört erlaubten.

Aus einer gewissen Unthätigkeit ließ es also die Republik geschehen, daß sich andre Mächte dieses so wichtigen Handels bemächtigten, der für sie viel vortheilhafter gewesen wäre. Die Mittel, welche die besten zu der Errichtung dieser neuen Handelsetablissements mit vielem Glück anwendeten, waren nicht allein das Studium der Landesprodukte, und der Bedürfnisse der Einwohner von Albanien; sondern auch das Studium des Karakters und der politischen Maximen der verschiedenen Paschas, die dieses Land beherrschten, und besonders ihre Einmischung in die Streitigkeiten und Verhältnisse, in denen sie unter sich, oder mit der ottomanischen Pforte

ſtanden. Auf dieſem Wege erhielt Frankreich die vielen Handelsverbindungen mit dieſen verſchiedenen Ländern, und ſo erhielt zum Beyſpiel noch Spanien, durch die Ausſöhnung der Pforte mit dem mächtigen Paſcha von Skutari, von dieſem leztern große Begünſtigungen. Dieſes einzige Mittel zur Errichtung feſter und vortheilhafter Handelsverbindungen vernachläſſigte Venedig gänzlich. Es bemühte ſich gar nicht durch reelle Dienſte die Freundſchaft dieſer Paſchas zu erhalten, und konnte daher von ihnen auch keine Begünſtigungen erwarten.

Der Handel, den Frankreich mit Albanien führte, erſtreckte ſich blos auf Bauholz für das Arſenal von Toulon. Anfänglich geſchah er durch griechiſche Kaufleute, die mit dem Miniſter der Marine einen Handel ſchloſſen, und Vorſchüſſe erhielten. Ihr Gewinn erregte bald die Conkurrenz der Kaufleute von Marſeille; ſie ſchlugen den Miniſtern vortheilhaftere Bedingungen vor, und erhielten von dieſen nicht allein anſehnliche Vorſchüſſe, ſondern auch Zimmerleute aus dem Arſenal von Toulon. Dieſe neuen Entrepreneurs wählten ſich Durazzo zum Etabliſſement und Aufenthaltsort. Ihre erſten Unternehmungen giengen glücklich; nachher aber legten ihre Nebenbuhler die griechiſchen Kaufleute, durch allerhand Intrigen ihnen viele Hinderniſſe in den Weg. Auch fuhren ſie fort in denſelben Wäldern Holz zu fällen, das ſie nach Neapel und Maltha verſandten.

Durch dieſe Nebenbuhler ſtieg der Preis, den man den verſchiedenen Paſchas, in deren Gebieten die Wälder lagen, für die Erlaubniß des Fällens zahlen mußte. Man konnte ſich auf ihr Wort nie verlaſſen; der geringſte Vor-

wand diente ihnen zur Brechung ihres Worts, und man mußte wieder eine größere Summe bewilligen. Die bewaffneten Albanier, die man zur Wache für die Sicherheit der Arbeiter beym Fällen und Bearbeiten des Holzes brauchte, vermehrten die Unkosten noch mehr. Wie man an den Küsten keine schickliche Wälder mehr fand, so wandte man sich zwar in das Innere des Landes; der Transport war aber so kostspielig, daß man diesen Holzhandel bald ganz aufgeben mußte.

J. B. Lasalle, Vorsteher eines der größten Handlungshäuser von Marseille, ein äußerst thätiger und spekulativer Kopf faßte den Plan diesen für Frankreich so wichtigen Holzhandel mit Albanien wieder herzustellen. Er verschaffte sich durch die französische Regierung und ihre Consuls Addressen an die Paschas dieser Länder, und reiste 1784 von Marseille ab, um den schicklichsten Ort für diesen Handel, den er ins Große zu führen gedachte, auszusuchen. Prevesa entsprach am besten seinen Unternehmungen. Hier ließ er sich nieder und suchte erst durch alle mögliche Mittel und von seiner Regierung unterstützt, den Pascha von Janina, Ali zu seinem Freunde zu bekommen, in dessen Wäldern von Xeromero er das Bauholz fällen und bearbeiten wollte. Sein großer Geist und seine unermüdete Thätigkeit siegte über alle Hindernisse und Unglücksfälle, die er erlitt. Seine Unternehmung gieng so glücklich von statten, daß er nicht allein mit einigem Gewinn Bauholz nach Frankreich schickte, sondern daß er auch in dem Hafen Vathi ordentliche Schiffswerfte und ein großes Magazin anlegte. Die dazu erforderlichen Materialien erhielt er durch seine Ver-

bindungen aus den Magazinen von Corfu. Das Auslaufen einer ansehnlichen Fregatte von seinem Stapel setzte seine schon immer an seinem Untergang arbeitenden Neider und Feinde in Feuer, unter denen sich auch Venedig befand. Alles wurde angewandt ihm die Unterstützung des Paschas Ali von Janina zu entziehen; aber vergeblich. Endlich wurde Lasalle im August 1792 auf der Straße nicht weit von seinem Hause in Prevesa durch zwey Pistolenschüsse ermordet. Das Benehmen der venetianischen Regierung bey diesem Vorfall bestärkt nur allzusehr den Verdacht, daß sie bey diesem Morde mit im Spiel war.

Der Tod dieses großen Mannes setzte dem glücklichen Erfolg seiner großen Staats- und Handlungsunternehmungen ein Ende. Seine Anlagen blieben wie verlassen in den Händen zweyer jungen Leute, die seine Gehülfen gewesen waren, und deren Unerfahrenheit die Kenntnisse und Thätigkeit des verlornen Aufsehers nicht ersetzen konnte. Der eine, der mit Lasalle verwandt war, glaubte sich nicht mehr sicher, und begab sich in ein französisches Comptoir in der Levante. Sein Gefährte blieb allein zurück; er war nichts weiter als ein Aufseher über die Besitzung in Vathi; die sich täglich ihrem Verfall immer mehr näherte.

Eilfter Abschnitt.

Zustand von Vonizza.

Das Vorgebürge Scafidachi gegen Norden von Prevesa und das Cap Chiefalo, bilden den Paß, durch den man in den Meerbusen von Arta einfährt. Hat man diese Fahrt zurückgelegt, so erblickt man bald Vonizza. Dieser Ort liegt zwey und eine halbe Meile hinter dem Paß, und beynahe vier von Prevesa.

Dies Gebiet gränzt an die türkische Provinz Xeromero, die sonst Acarnania hieß. Seine Gränze ist auch nach dem passarowitzer Frieden durch venetianische und ottomanische Comissarien berichtigt worden. Man kam hier wie bey Prevesa darin überein, daß der Lauf eines Pferdes, während einer Stunde nach den verschiedenen Richtungen des Windes, die Gränzen bestimmen sollte. Es durchlief ungefähr 25 italiänische Meilen, und dies ist der wirkliche Umfang dieses Gebiets.

Eine halbe Meile östlich von der Festung erhebt sich eine kleine Insel aus dem Meere die höchstens eine Meile im Umfang hat; sie ist angebaut und hat eine Kapelle.

Außer der Rhede von Vonizza giebt es hier keinen Ankerplatz. In jener kann man sich leicht mit Wasser versehen, da die Ströme vom Gebürge von Xeromero sich hier ins Meer ergießen. Der beträchtlichste, der zu Paradissi entspringt, ist der alte Berdas; er

fällt gleich hinter der Festung in die Rhede von Vonizza; und treibt mehrere Mühlen, auf denen nicht allein die hiesigen Einwohner, sondern auch die von Prevesa ihr Getreide mahlen. In seinem Wasser wäscht man auch die Wolle, aus der man die großen Decken verfertigt, die Schiavine genennt werden.

Am Fuß eines Berges der im Hintergrunde der Bucht von Vonizza liegt, entspringt eine sehr reiche salzige Quelle, deren heilsame Kräfte man noch nicht untersucht hat. Man findet in dieser Gegend noch mehrere dieser Art.

Die Erdbeben sind hier selten und werden nur dann verspürt, wenn die Insel San-Maura starke Erschütterungen erlitten hat.

Das Klima von Vonizza ist sehr ungesund und für die Fremden gefährlich. Die verdorbene Luft rührt von den Untiefen, Morästen und Sümpfen her, die sich hier in großer Menge befinden. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind dreytägige Fieber, die sich schwer heilen lassen, und mit Verstöpfungen endigen. Die Einwohner sehen daher auch sehr ungesund aus und sind im Herbst, wenn sie sich nicht recht gut verwahren, häufig den Schlagflüssen ausgesetzt. Außer der Luft soll auch das Wasser, dessen sich die weiter ins Land wohnenden Einwohner bedienen, zu diesen Krankheiten beytragen. Sie schöpfen es aus kleinen Bächen, deren Ufer mit Platanen bewachsen sind. Im Herbst fallen ihre Blätter, die mit einer Art feiner Federchen bedeckt sind, ins Wasser, und dadurch soll es verderben.

Das Gebiet von Vonizza besteht aus einer ziemlich ausgedehnten Ebne, die von der Festung und von einigen andern weniger beträchtlichen Bergen beherrscht wird. Die Erde ist fruchtbar, aber die Anzahl Einwohner reichte nicht zur Kultur hin. Sie beschränkten sich blos auf das Getreide, dessen sie bedurften. Der türkische Waizen wächst sehr üppig, wahrscheinlich wegen der vielen Bäche, die das Land bewässern. Weinbau treiben sie gar nicht, auch ziehen sie fast gar keine Obstbäume. Oehlbäume könnten sie leicht ziehen, da man in den Gehölzen herum eine Menge wilde findet, die man blos pfropfen dürfte. Gemüse wird auch wenig angepflanzt, alle diese Bedürfnisse holen sie sich von San-Maura. Beynah alle Hügel sind mit Waldungen bewachsen, in denen sich Holz zum Häuser- und Schiffbau findet. Die Thäler sind voll von Platanen, Weiden und andern Bäumen, die einen feuchten Boden lieben.

Die Beschaffenheit des Bodens und der wenige Anbau desselben macht, daß die Vonizzaner reich an Weiden sind. Sie halten deshalb Kühe, Schaafe, Ziegen, Büffel und Schweine; deren Produkte, als Wolle, Häute, Butter und Käse sie nach S. Maura fahren, und dafür ihre fehlenden Bedürfnisse eintauschen.

Die Butter und der Käse, sind wegen der geringen Sorgfalt, die man auf ihre Zubereitung verwendet, sehr schlecht. Vor ungefähr funfzig Jahren unterhielt hier die Republik ein kleines Corps Kavallerie.

Die Jagd ist an Thier- und Flügelwildpret reich. Der Vonizzaner hält aber bloß wilde Schweine, Hirsche und Füchse eines Schusses werth.

Die Küsten haben auch Fische und Muscheln von allen Arten im Ueberfluß; jene sind aber gemeiniglich von keinem guten Geschmack; wahrscheinlich kommt dies von den vielen stehenden Gewässern her, in denen sie sich nähren. Die Vonizzaner brauchen daher auch nur zwey oder drey schlechte Kähne zum Fischfang.

Die ganze Volksmenge soll nur in 2000 Seelen bestehn, die in vier Dorfschaften leben.

Das erste Dorf heißt Mirtassi und ist auf der Erdzunge gebaut, welche die eine Küste von der Bucht Vonizza bildet, und der Festung gegen über liegt. Dieses Dorf enthält ungefähr dreyßig Häuser, oder vielmehr Hütten mit Strohdächern, außer einigen, die mit Ziegeln gedeckt sind. Darin befindet sich das griechische Mönchskloster, das Santa Veneranda genennt wird, dem dies Dorf gehört. Die Mönche hängen von dem Kloster der heiligen Jungfrau ab, das auf einem Felsen des zwischen Vonizza und Arta gelegenen Meerbusens steht. Dieser Felsen heißt Coronisi und gehört den Türken. Das Territorium von Mirtassi ist von allen Abgaben frey.

Das zweyte Dorf heißt die Burg; es ist das größte, und liegt unter der Festung gegen Ostsüdost. Es zählt vier und zwanzig Häuser, von denen einige zwey Stockwerk hoch sind; auch giebt es hier einige Fleischer und Handwerksbuden.

Das dritte, Bucali, liegt von jenem eine Viertelmeile entfernt an der Küste, und enthält ungefähr vierzig schlechte Hütten.

Das vierte steht auf der kleinen Landspitze, die unmittelbar von der Festung nach der Küste des Hafens

führt. Es heißt die verschlossene Burg, weil es von dem einen Flügel der Festung bis zum Hafen mit einer Mauer umgeben ist; in der sich ein Thor befindet, das des Nachts geschlossen wird. In diesem Dorfe findet man noch die besten Häuser, sonst hielten sich hier auch einige venetianische Offiziere auf. Hier wohnte der Stellvertreter des Proveditors, sein Haus lag auf der Spitze des Dammes, an dem man landete. Nicht weit davon stand eine lateinische Kirche und ein Barfüßer Convent. Es wohnte aber nie mehr als ein einziger Mönch darin, der von der Republik seinen hinlänglichen Unterhalt bekam. Auch befand sich hier eine kleine griechische Kirche der heiligen Jungfrau gewidmet.

Die Festung Vonizza ist ein längliches Viereck, mit ziemlich starken Thürmen und Bastionen versehen, die aber nicht sehr im Stande gehalten wurden. Sie hatte zwey Ausgänge, einer führte nach der großen der andre nach der geschlossenen Burg. Die wenigen eisernen und metallenen Kanonen, die aufgestellt waren, hatten keine Lavetten, und die meisten konnten gar keinen Dienst mehr leisten. Alle die Gebäude, welche die Festung umschloß, als die Casernen für die Soldaten, die Magazine und die Wohnung des Proveditors und der Offiziere, waren gänzlich eingefallen, nichts war mehr übrig als die Mauern. Diese Festung könnte nach ihrer glücklichen Lage sehr von Bedeutung und der Schlüssel vom Meerbusen Arta seyn. Sie bestreicht das Meer und die Ebne, wird von keinem nahen Berg beherrscht, und ist weitläuftig genug, um eine starke Garnison aufnehmen zu können. Der Man-

gel an türkischen Festungen in der Nähe macht sie noch wichtiger.

Politischer Zustand von Vonizza.

Die Einwohner von Vonizza bekennen sich sämmtlich zur griechischen Kirche; ihre Popen standen unter dem Bischoff von San Maura. Zur römisch katolischen Kirche hielten sich blos die Gouvernementspersonen und die Garnison.

Der Proveditor, der hier die Regierung führen mußte, war immer ein venetianischer Edelmann, den der Senat ernannte, und der eben so wie der von Prevesa unter den Befehlen des Proveditor von San-Maura stand. Seine Stelle ward alle zwey Jahre von neuem besetzt. Außer seinem Gehalte genoß er noch einige kleine Rechte, die erst nach und nach durch alten Gebrauch gesetzlich geworden waren. Sie bestanden in kleinen Abgaben von allen Waaren, die man aus dem Hafen Vonizza ausführte. Ferner mußten ihm die Einwohner wöchentlich ein vierspänniges Fuder Holz liefern, und einen Bedienten halten. Endlich mußte ihm jeder Eigenthümer einer Heerde jährlich ein Schaaf, und jeder Vornehme des Landes ein Paar Kapaunen und einen Kuchen schenken.

Die Garnison bestand aus acht Soldaten und einem Unteroffizier. Die Kranken brachte man zu Wasser in das Hospital von Maura.

Vor zwölf Jahren hatte man hier auch eine Regierung errichtet, wie zu Prevesa. Sie versammelte sich bey dem Proveditor und ernannte durch Stimmenmehrheit die Municipalbeamten.

Eine schlechte Hütte, die auf dem Landungsdamm stand, diente zum Versammlungsort der Gesundheitscommissarien.

Der Zoll war dem Zöllner von Maura verpachtet, und wurde von einem seiner Gehülfen eingenommen.

Die Einwohner von Vonizza sollen einen fähigern und lebhaftern Verstand haben als die Einwohner von Preveſa. Da ihre Anzahl aber so klein ist, so können sie sich mit nichts weiter, als mit dem Landbau beschäfftigen, und ihr ganzer Handel besteht blos in der Ausfuhr ihres überflüßigen Getreides und Viehes. Ihr Karakter ist sehr sanft, und besonders zeichnet sich diese Sanftheit bey dem weiblichen Geschlechte aus. Alle diejenigen welche von Thiaqui und Cephalonien fliehen, um in San-Maura eine Freystätte zu suchen, empfangen so wie die durchreisenden griechischen Mönche die freundlichste Aufnahme und Unterstützung. Ihre Geistlichen versehen sie auf das reichlichste mit allem, was sie selbst besitzen. Ihre Kost ist sehr frugal und besteht meist nur in einem großen Brote von türkischem Korn. Sie breiten dasselbe auf ein Kohl- oder anderes großes Blatt aus, damit es sich nicht an die Backschaufel anhängt, wenn sie es in den Ofen schieben.

Ihre Tracht ist beynahe albanisch. Die Beamten zeichneten sich durch ein langes Kleid, eine gestreifte Jacke und durch einen runden, oder aufgeschlagenen Huth aus, den sie auf ihre rothe Kappe stürzten. Die übrigen trugen eine weiße Kappe, einen Mantel, und ihr Hemde

hieng über die Beinkleider. Die Frauen kleiden sich hier wie zu Preveſa; nur hängt ihr langes Tuch, womit sie sich den Kopf bedecken, hinten bis auf die Beine herab.

Durch die Anfälle der Albanier, zu denen sich auch Räuber aus Preveſa und selbst aus Vonizza gesellen, werden sie oft beunruhigt, geplündert, und ihrer Heerden beraubt. Haben einige von ihnen das Unglück in die Gefangenschaft dieser Räuber zu fallen, so werden sie zu Sklaven gemacht, und auf das grausamste behandelt. Man bindet sie in den entfernt liegenden Wäldern an Bäume, und martert sie so lange, bis sie in Briefen ihre Eltern oder Verwandte bitten, die geforderte Summe zur Freylaſſung zu bezahlen. Kommt dieſe nicht bald, so schneiden sie dem Gefangenen die Naſe oder ein Ohr ab, und schicken dies seinen Angehörigen zur Erinnerung an die Bezahlung. Erhalten sie eine abschlägige Antwort, so stillen sie ihre Rache durch den Tod des armen Schlachtopfers. Erhalten sie die geforderte Summe, so laſſen sie den Gefangenen frey; und glauben die verübte Grauſamkeit dadurch wieder gut zu machen, daß sie ihm den Bart scheeren.

Die Republik unterhielt hier eine Compagnie von vier und zwanzig Mann Landtruppen, die Armatolier genannt wurden, sie waren dazu bestimmt, die Einfälle der albaniſchen Räuber abzuwehren, Da dieſe Armatolier selbst Land- und Heerdenbeſitzer waren, so verrichteten sie, aus Furcht vor der Rache der Räuber, selten ihren Dienst. Ihr Befehlshaber war der Commandant von Preveſa.

Vonizza ist das Anactorium der Alten, von dem nur noch sehr geringe Spuren übrig geblieben sind. Eine Meile weit von der Festung sieht man die Ruinen eines vierseitigen Gebäudes; man kann aber nicht erkennen, was es seyn mag. Auf der Gränze von Prevesa und Vonizza nehmen die Ruinen eine beträchtliche Strecke ein; es sind Ueberreste von Mauern und großen Quadersteinen aufgeführt, und ohne Kalk zusammen gefügt. Uebrigens scheinen diese Ruinen älter zu seyn, als die von Nicopoli.

Zwölfter Abschnitt.

Physischer Zustand der Insel Santa oder San-Maura.

Die Insel San-Maura liegt zwischen Corfu und Cephalonien; sie ist beynah rund, und hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreise. Sie ist fast durchaus mit Bergen und Hügeln bedeckt, bis auf eine schöne Ebene, die sich längst der nordöstlichen Küste zwey Meilen weit erstreckt, und wenigstens eine halbe Meile breit ist. Auf ihr liegt am Ufer des Meers die kleine Hauptstadt Amaxichi, der Sitz der venetianischen Regierung. Man sollte diese Insel eigentlich eine Halbinsel nennen; denn sie hängt mit dem festen Lande durch eine Sandbank zusammen; die fast fünf viertel Meilen lang ist, und von der nördlichen Landspitze, unweit dem Meerbusen von Arta an, mit der Küste dieser Insel parallel fortläuft. Sie hält in ihrer größten Tiefe sechs Fuß Wasser. Diese Sandbank, auf der die Festung von San-Maura erbaut ist, ward einstens von den Corinthern durchschnitten. Die Insulaner haben die venetianische Regierung vergeblich darum ersucht, dieses Werk wieder herstellen zu dürfen, da es für ihren Handel und den Transport ihrer Lebensmittel außerordentlich vortheilhaft seyn würde. Zwischen der Insel und dem festen Lande können nur sehr kleine Fahrzeuge durchkommen; jedes größere Fahrzeug muß sich außerhalb der Insel an der westlichen Küste der-

selben halten; wo ein kleiner Hafen ist, der aber nur zwey Fahrzeuge von hundert bis hundert und funfzig Tonnen aufnehmen kann.

Flüsse giebt es hier gar nicht, sondern bloß einige Quellen süßen Wassers von vortrefflicher Güte. Zwey liegen nicht weit von Amarichi. Lange Zeit hat es aber der Stadt am Wasser gefehlt, bis endlich ein Proveditor die alten Kanäle wieder reinigen ließ, die das Wasser von dem großen Brunnen, der ungefähr eine Meile weit liegt, in die Stadt leiten.

In einem von Bergen umgebenen Thale, zwey Meilen von der Stadt bilden die herabfließenden und aufschwellenden Bäche in der Mitte des Oktobers einen Teich von ansehnlichem Umfange. Gegen Ende des Maimonats ist er wieder ganz vertrocknet, und bildet nun eine schöne sehr fruchtbare Ebene. Das Getreide, die Früchte und das Gemüse, was dort angebaut wird, gehört dem benachbarten griechischen Mönchskloster, das dem heiligen Johannes geweiht ist.

Die höchsten Berge liegen mitten auf der Insel, sie und die kleinern sind aber nicht mit Holz bewachsen. Die wenigen Eichen, die man hier findet, stehen auf der Küste von Basilichi. An Oehl und Mandelbäumen ist die Insel aber sehr reich. Die letztern wachsen auf der Ebene von Amarichi zu einer außerordentlichen Größe. Das Oehl ist von gutem Geschmack, aber viel gelber als das in Provence und Toscana gewonnene.

Die kleinen Gehölze, die selbst um die Stadt herum stehen, liefern Brennholz im Ueberfluß; man macht daraus auch sehr hübsche und starke Zäune.

Metalle scheint die Insel gar nicht zu enthalten, auch findet man keine mineralischen Quellen.

Im Herbst und Winter ist das Klima sehr angenehm, im Sommer muß man aber die schrecklichste Hitze ausstehn. Die Gegend der Insel, die dem festen Lande gegenüber liegt, und besonders die um die Stadt herum, ist wegen der Dünste, die aus den seichten Stellen des Meeres und den vielen Sümpfen der Küste hervorsteigen, nicht sehr gesund. Die östlichen Winde; welche die pestilenzialischen Dünste vom Meerbusen Arta herüber führen, verschlimmern noch mehr die Atmosphäre, und verursachen viele dreytägige Fieber.

Im Sommer herrschen Nord- und West-, im Winter Süd- und Ostwinde.

Den Erdbeben ist diese Insel sehr ausgesetzt; es vergeht kein Monat, in dem man nicht häufige Erschütterungen empfindet, die oft so stark sind, daß sie die festesten Gebäude beschädigen. Seit dem letzten schrecklichen Erdbeben von Calabrien hat die Insel besonders viel durch sie gelitten. Die Erschütterungen entstehen hier unmittelbar, und lassen also vermuthen, daß sich hier ein unterirdisches Feuer befindet.

Die Ebene von Amarichi ist außerordentlich fruchtbar, sie trägt Getreide von aller Art, Oehl, Wein, Flachs, und ist reich an Fruchtbäumen, besonders an Orangen und Citronen. Der Boden der Berge ist gewöhnlich steinigt; er könnte aber auch mit Nutzen bebaut werden, wenn es nur nicht an Menschen fehlte.

Die Weine von Leucadia wurden von den Athenienſern ſehr geſchätzt; man hielt ſie aber wegen der Verſetzung mit Gyps für ſchädlich.

Der Fiſchfang gewährt reiche Ausbeute, beſonders an Auſtern und Muſcheln; auch fängt man Fiſche, welche die Griechen Octapodia (acht Füßler) nennen, und den Tintenfiſch. Aus den Lagunen erhält man eine Art Aale von fünf bis ſechs Fuß Länge, und von der Dicke eines Mannsarms. Man ſalzt und räuchert ſie. Von den andern Inſulanern werden ſie ſehr geſucht, beſonders zur Faſtenzeit.

In den Gebirgen hält ſich auch viel Wildpret auf.

Das Gemüſe wächſt ſehr üppig, und hat einen vortrefflichen Geſchmack, beſonders die Artiſchocken. In den verſchiedenen Gärten, die man um die Stadt herum antrifft, wird es mit beſonderer Sorgfalt angebaut.

An Vieh iſt die Inſel nicht reich; man hält nur einige Schaaf- und Ziegenheerden, und eine Anzahl Mauleſel, die man zur Arbeit und zum Transport braucht.

Der Handel will nicht viel ſagen. Die Salinen, die das beträchtlichſte Produkt lieferten, waren einem Partikulier von der Regierung verpachtet. Das meiſte Salz gieng nach Venedig, auch wurden zuweilen einige Ladungen nach Schweden ausgeführt.

Da man hier faſt gar keine Schiffe hat, ſo bedient man ſich der Preveſaniſchen Fahrzeuge. Vor zehn Jahren ließ ſich indeß ein Inſulaner eine ſchöne Brigge von zweyhundert Tonnen bauen. Dieſer Verſuch zeigt, daß

die Einwohner sich sehr leicht die Frachtkosten ersparen könnten, die sie den Prevesanern zahlen.

Die alte Stadt Leucadia, von der diese Insel sonst ihren Namen führte, scheint an der Küste ungefähr eine drittel Meile südlich von der jetzigen Hauptstadt gelegen zu haben. Man sieht daselbst noch einige Ueberreste von einer Mauer griechischer Art.

Amarichi, der Sitz der Regierung, nachdem sie die Festung verlassen hat, ist schlecht gebaut und sehr unreinlich. Erst vor einigen Jahren hat man die Hauptstraße, die nach den kleinen viereckigen Platze des heiligen Markus führt, gepflastert. Auf diesem Platz steht auf der einen Seite die lateinische, und auf der andern die griechische Kirche des heiligen Spiridions. In der einen Ecke steht das Haus des Provveditors, und in der Mitte wurde vor einigen Jahren eine in den Ruinen von Nicopolis gefundene Marmorsäule aufgerichtet, auf die man den Löwen des heiligen Markus gesetzt hat. Die Häuser sind meist nur ein Stockwerk hoch, manche haben Gallerien; alle aber sind ohne Geschmack und Plan aufgeführt, und verrathen nicht einmal eine Idee von Baukunst.

Die Festung von San-Maura wurde im dreyzehnten Jahrhundert von einem Prinzen aus der Familie der Tochis, auf der Sandbank, die diese Insel mit dem festen Lande verbindet, erbauet. Sie stand mit der Stadt Amarichi durch eine Wasserleitung in Verbindung, die eine halbe Meile lang, und von den Türken unter Bajazet auf der Lagune aufgeführt war. Dieses Gebäude hat sehr durch Erdbeben gelitten, und die Leitung

des Wassers ist ganz vernichtet worden. Es ist, die Seitenmauern abgerechnet, drey Fuß breit, und dient nur noch zu einem sehr gefährlichen Wege für Fußgänger. Man zählt dreyhundert und siebenzig Bogen, von denen der mittelste sehr hoch und breit ist. Beym Herauf- und Herabgehn steigt man auf drey Stufen. Diese Wasserleitung ist die große Merkwürdigkeit von San-Maura.

Die Festung ist irregulair, und mit fünf Thürmen besetzt. Für die venetianische Garnison, die kaum aus zweyhundert Mann bestand, war sie groß genug. Ihre Lage macht sie sehr fest, da sich wegen der Lagunen, von denen sie umgeben ist, nur ganz flache Fahrzeuge ihr nähern können. Die Wohnungen des ordentlichen und außerordentlichen Proveditors, die in ihren Ringmauern standen, haben die Erdbeben niedergestürzt. Es befand sich auch daselbst die Wohnung des Commandanten, des Schatzmeisters, die Casernen und ein Franziskanerkloster, worin der Vicarius des Bischofs von Zante wohnt. Nahe daran stand eine griechische Kirche des heiligen Timotheus und der heiligen Maura. Die Verehrung dieser Heiligen soll die Familie der Tochis aus Spanien gebracht haben. Man stützt diese Vermuthung auf die kostbare Kapelle, die in der Kathedralkirche zu Toledo, dieser Heiligen zu Ehren erbaut ist.

In Amaxichi zählt man vierzehn griechische Kirchen, die schönste ist die der heiligen Mina: und auf der ganzen Insel fünf griechische Mönchsklöster.

Die Anzahl der Dörfer beläuft sich auf einige dreyßig; das beträchtlichste ist das des heiligen Peters, das nicht weit vom Hafen Vasilichi liegt. Der Proveditor

besuchte es alle Jahre einmal, um einige Contributionen für sich zu erheben.

Die Volksmenge soll ungefähr 16000 Seelen betragen, von denen 6000 die Stadt bewohnen.

Politischer Zustand der Insel San-Maura.

Zuerst hieß die Insel bey den Alten Neritis, und dann Leucadia. Ihre ersten Bewohner waren wahrscheinlich Acarnanier.

Nach einer Stelle in Virgils Aeneide scheint es, daß die Stadt Leucate damals nicht sehr beträchtlich, und die Insel blos durch den Tempel des Apollo berühmt war, der damals auf dem höchsten Vorgebirge stand.

Der Name Leucadia ist wahrscheinlich der Insel wegen ihrer weißen Felsen gegeben, und nachher durch den von San-Maura verdrängt worden; weil man die Reliquien dieser Heiligen hier besonders verehrt.

Die Ruinen des Apollo Tempels haben noch lange Zeit, dessen ehemalige Pracht bewiesen, sie haben auch noch heut zu Tage die Aufmerksamkeit anderer Gelehrten an sich gezogen. Herr Ossur von Petersburg, der auf seiner Reise nach dem Archipelagus hierher verschlagen wurde, hat sie zuletzt besucht. Nachdem er lange die Schutthaufen nichts sagender Steine durchsucht hatte, fand er endlich einen mit griechischen Karakteren, die sich auf eine Grabstätte bezogen. Er ließ nachgraben, und entdeckte ein steinernes Grab; indem er mehrere Rollen von einer Art Papier fand, das sich völlig erhalten hatte. Er entrollte sie mit der größten Sorgfalt, und sah, daß

sie ein Gedicht der Sapho von Mytilene enthielten, das den Namen Phaoniade führte. Es bestand aus einer Sammlung von Hymnen und Oden, in denen diese berühmte Dichterin ihre Leidenschaft für den Phaon besang. Dieses Gedicht war noch nicht auf uns gekommen, ob es gleich die Alten gekannt haben.

Ovid hat vielleicht aus diesem Gedicht den Inhalt seiner schönen Heroide der Sapho an Phaon geschöpft. Herr Ossur vertraute dieses Werk einem seiner Freunde an, der es in italiänischen Versen übersetzte. Er erhielt es nachher mit der Uebersetzung zurück und war im Begriff den Text mit Noten herauszugeben, der Tod entriß ihn aber dieser interessanten Arbeit. Nach vielen vergeblichen Bemühungen habe ich ein Exemplar von der erwähnten Uebersetzung, die sehr selten geworden ist, auf einige Augenblicke zu sehen bekommen. Der Vorbericht dieses Werkes sagt nicht wie, wenn, und durch wen die Phaoniade ist entdeckt worden; auch steht auf dieser Uebersetzung weder der Name des Uebersetzers noch ihr Druckort. Das Stillschweigen über diesen wichtigen Punkt, und das wenige Feuer, welches in diesen Gedichten herrscht, lassen beynah vermuthen; daß es nicht eine Uebersetzung; sondern eine Nachahmung oder ein eigenes Machwerk des vorhergenannten Verfassers ist.

Der Felsensprung von Leucate ist lange Zeit die Strafe der Verbrecher gewesen; Aus Menschlichkeit band man ihnen Flügel und viele große lebendige Vögel an; wodurch der Sprung mehr zu einem Fluge ward. Unten standen mehrere Barken, die den Gefallenen aus dem

Wasser zogen und ihn retteten, wenn er am Leben geblieben war.

Die Venetianer haben diese Insel seit 1716, da sie ihnen von den Türken abgetreten wurde, bis auf die Ankunft der Franzosen besessen. Sie war lange der Zufluchtsort vieler Judenfamilien, die man aus Spanien vertrieben hatte.

Die Einwohner dieser Insel bekennen sich zur griechischen Kirche. Der Klerus war sehr zahlreich, so unwissend wie auf den übrigen Inseln, aber fromm und sittsam; er stand unter einem Erzbischof, der gemeinschaftlich von dem Klerus, dem Adel und den Vorstehern der Regierung erwählt wurde. Nur immer ein Adlicher des Landes gelangte zu dieser Würde, die ungefähr 600 Franken eintrug. Die Kirche des heiligen Maura galt für eine der ältesten, und gehörte zu dem Patriarchat von Constantinopel.

Das Corps der Adlichen war auch sehr zahlreich; alle Jahre versammelten sie sich im April, um die Syndizi, Justitiarien, Gesundheits- und andere Municipalbeamten zu erwählen, 1788 wurde diese Versammlung auf einen Ausschuß von funfzig Mitgliedern eingeschränkt, der die Wahlen nur in Gegenwart der Repräsentanten der Republik vornehmen durfte.

Die Häupter der Regierung waren zwey Provediteren aus der venetianischen Noblesse, welche alle zwey Jahre vom großen Rath von Venedig ernannt wurden. Der erste führte den Titel eines außerordentlichen Provediters. Ihm war die politische und ökonomische Verwaltung der ganzen Insel und der Plätze Preveſa und

Vonizza auch das Oberkommando der Truppen anvertraut. Er schlichtete alle Prozesse und Streitigkeiten, die sich zwischen den Einwohnern und Auswärtigen, oder den Bewohnern einer andern Insel entspannen. In Nothfällen, als z. B. bey Einfällen der Albanier in Preveſa oder Vonizza, war er verbunden, sich an Ort und Stelle zu verfügen. Zu seinen Befehlen hatte er eine Galiote, zwey kleine Brigantinen und eine Feluke, die mit sclavonischen Soldaten besetzt waren. Zur Instruirung und Führung der Prozesse hielt er sich einen Kanzler, und zur Ausführung seiner Aufträge einen Adjutanten.

Der zweyte Provveditor, welcher der Ordinarius hieß, richtete in den Civil und Criminalsachen, die blos Einwohner der Insel betrafen. Er hatte auch seinen Kanzler, Adjutanten, und wie der erste eine Garde von funfzehn bis zwanzig Mann, die von einem Offizier kommandirt wurden. Sie kleideten sich beyde wie der Festungsprovveditor von Corfu. Sie legten dem Generalprovveditor der Inseln Rechnung ab.

Zwey italiänische und zwey sclavonische Compagnien, die zusammen höchstens zweyhundert Mann ausmachten, waren die Garnison der Festung und der Insel. Sie wurde von einem Obristlieutenant kommandirt, der zugleich Commendant war. Von den Insulanern waren auch vierhundert Mann enrollirt, sie bekamen aber keinen Sold, und standen unter einem Capitain, den der Generalprovveditor von Corfu ernannte. Diese Miliz war zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern der Insel bestimmt.

Der Karakter der Einwohner, ist sanft, friedlich, und leichtgläubig. An Thätigkeit, Energie und Ehrgeiz fehlt es ihnen sehr; alle ihre Wünsche beschränken sich auf den Besitz eines mittelmäßigen Vermögens.

In ihren Gebräuchen gleichen sie sehr den Griechen von Morea.

Das weibliche Geschlecht ist meist schön; genießt alle mögliche Freyheiten, und liebt sehr den Putz. Ihre Tracht ist wie die männliche orientalisch. Alle ihre Kleidungsstücke bis aufs Hemde besetzen sie reichlich mit Gold oder Silbertressen und seidenen Stickereyen. Das Hochzeithemde, was der Bräutigam seiner Braut schenkt, ist von weißer Seide, und an den Ermeln und am Busen mit Gold gestickt. Wenn er seine Neuvermählte mit Musik in sein Haus führt, so trägt man in ihrem Gefolge alle die Sachen ihrer Mitgift öffentlich zur Schau. Man sieht erstlich eine große Schüssel, in der die mitgegebne Geldausteuer liegt; dann große offne Kasten, worin Kleidungen und die Wäsche verwahrt sind, diesem folgt das Hochzeitbette in voller Parade, und zuletzt kommen die Küchengeräthe. Den Tag darauf wird hier wie auf allen übrigen Inseln das hochzeitliche Hemde feyerlich besichtigt. Die festlichen Gastereyen dauern gewöhnlich noch acht Tage nachher fort.

Sobald sich die Vermählten bey der Trauung die Hände gegeben haben, trennt sie ein junger Mann von einander. Durch dieses Mittel glauben sie, werde das erstgebohrne Kind ein Knabe.

In einigen Dörfern wird der junge Ehemann am Morgen des Hochzeittages in die Mitte eines Hofes

oder freyen Platzes geführt, und auf einen Stuhl gesetzt; zwey junge Leute stellen sich neben ihn; der eine kömmt und frisirt ihn; der andere seift ihn ein und rasirt ihn. Dies dauert bis zum Untergang der Sonne. Zu seinen Füßen steht ein Becken, in das ein jeder ein Stück Geld hineinwirft. Die Neuvermählte sitzt unterdessen in den schönsten Kleidern geschmückt auf Kissen in dem Hintergrunde einer Kammer, die mit ihrer ganzen Ausstattung ausgeziert ist. Ihre Anverwandten und einige Freunde leisten ihr hier Gesellschaft.

In wenig Häusern pflegt man die Speisen selbst zu kochen, sondern schickt die in einer Pfanne zubereiteten Speisen in die Gemeinöfen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Inseln Thiaqui und Cephalonia.

Physischer Zustand von Thiaqui.

Die Insel Thiaqui, östlich von Cephalonien, ist nur durch einen zwey Meilen breiten Canal von letzterer getrennt. Ihre Gestalt ist ein länglichtes Viereck, und ihr Umfang beträgt ungefähr zehn Meilen, ihre Länge aber vier, und die größte Breite anderthalb Meilen.

Die Vorgebirge gegen Norden und Süden heißen alle beyde St. Johannes: es sind hohe Felsen, an die man dicht heranfahren kann. Die verschiedenen Klippen, welche Thiaqui umgeben, sind zum Theil bebauet. Aber ihr Hauptnutzen besteht in Viehweiden. Im Sommer muß man das Vieh wegtreiben, weil sich kein Wasser darauf findet; in den andern Jahreszeiten sammelt sich das Regenwasser in den natürlichen und künstlichen Höhlungen.

Cephalonien fängt bey dem Vorgebirge Fiscardo an, und bildet mit Thiaqui einen Canal von ungefähr sieben Meilen. Wegen der großen Tiefe kann man darin nicht ankern, man würde auch überdies sehr heftigen Windstößen ausgesetzt seyn. Nur kleine Fahrzeuge, und auch nur diese bey günstigem Winde wagen es durch den

Canal zu segeln. An dem Hafen Thiaqui, welcher von ungemeiner Sicherheit ist, liegt das ansehnlichste Dorf, und nahe dabey eine Quelle, welche die Schiffe mit Wasser versieht. Eine Erdzunge trennt diesen Hafen von einem kleinern, der nur Fahrzeuge von hundert und funfzig Tonnen aufnehmen kann, aber eben so sicher ist als der erste. Am Ufer stehen blos einige Fischerhütten, die meisten Wohnungen liegen auf den Bergen.

Thiaqui ist mit Felsen bedeckt, welche dem Ackerbau unübersteigliche Hindernisse entgegen setzen, indessen ernten die Einwohner mehr Getreide als sie verzehren können. Der Ueberrest und die Produkte der bebauten Klippen werden nach Cephalonien und Zante ausgeführt, welche sich gern damit versorgen, da das Korn von besserm Gehalt, als auf Morea ist.

Die Insel bringt funfzig bis sechzig Centner trockne Corinthen hervor, dieses und eine sehr kleine Quantität Oehl machen die Hauptartikel der Ausfuhr aus. Der Wein reicht gerade zur eigenen Konsumtion hin. Jagd giebt es fast gar nicht, aber die Fischerey ist sehr ergiebig. Die Gärtnerey schränkt sich auf einige wenige Gemüse und Früchte ein. Federvieh zieht man vorzüglich gut in Thiaqui. Die Truthühner gedeihen dort vortrefflich, werden sehr groß, und sind vorzüglich zu Geschenken bestimmt.

Die Insel wird von Erdstößen, doch ohne Schaden heimgesucht, es sind aber nur Folgen der Erdbeben auf St. Maura oder Cephalonien.

Die ganze Bevölkerung von Thiaqui wird auf sechs bis sieben tausend Seelen angegeben, die in vier bis fünf Dörfern, deren vorzüglichstes Vathi heißt, zerstreut leben.

Politischer Zustand von Thiaqui.

Thiaqui hat mehrere Namen gehabt; aber Dulichium und Ithaca kommen am häufigsten vor. Sie machte einen Theil der Besitzungen des berühmten Ulysses aus, und seine Einwohner fochten unter dieses Helden Anführung vor Troja.

In der Geschichte hat die Insel immer eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, da sie beständig von dem benachbarten größern Cephalonien abhängig war, und mit diesem ein Eigenthum der Griechen, Römer, byzantinischen Kaiser und endlich der Venetianer wurde. Spuren des Alterthums finden sich nirgends mehr.

Die Bewohner von Thiaqui bekennen sich zur griechischen Kirche, und die Geistlichkeit steht unter einem Protopapa, der vom Erzbischoff von Cephalonien abhängt. Kirchen und Klöster sind so zahlreich wie auf den übrigen Inseln: der letzteren giebt es vier von der Regel des heiligen Basilius, aber alle sind sehr arm, und ohne Einkünfte außer den milden Gaben der Frommen. Das Kloster der heiligen Jungfrau von Catara ist hundert, so wie das des heiligen Nicolaus von Maurena etwa funfzig Jahr alt, und beyde wurden von Privatleuten gestiftet.

Das Kloster des Erzengels Michael liegt auf einem hohen Berge, und besteht aus einem einzigen Mönche und einem dienenden Laienbruder; die bloß von Almosen leben:

das vierte liegt im Dorfe Oroi. Frauensstifter und lateinische Kapellen giebt es nicht.

Thiaqui ward von einem cephaloniſchen Edeln regiert, den der Senat in Argoſtoli wählte. Sein Amt das nur ein Jahr dauerte, ſchränkte ſich auf Erhaltung der Ruhe, und Befolgung der Criminal- und Civilgeſetze ein, wovon er dem Provedítor von Cephalonien Rechenſchaft geben mußte. Dieſer Edle ſchickte bey Proceſſen einen von ſeiner Canzley an Ort und Stelle, um den Handel zu ſchlichten. Obgleich dieſer Poſten eben nicht ſehr einträglich war, ſchmeichelte er doch dem Ehrgeiz der Cephalonier, und ward nur ſolchen gegeben, die ſchon die erſten Stellen bekleidet hatten.

Die vornehmſten der Inſel verſammelten ſich jährlich unter Vorſitz des Gouverneurs in einer Kirche, und ernannten die Municipalobrigkeiten.

Die Beſatzung beſtand aus zehn bis zwölf italiäniſchen Soldaten von dem cephaloniſchen Regiment, die ein Unteroffizier kommandirte: Sie lagen im Hauſe des Gouverneurs, und wurden alle Monate abgelöſet.

Sitten, Gebräuche, und Lebensart der Einwohner von Thiaqui, ſtimmen ſo ſehr mit denen der Cephalonier überein, daß ſie keine Merkwürdigkeit darbieten, die das Aufzeichnen verdienen.

Phyſiſcher Zuſtand von Cephalonien.

Cephalonien liegt weſtlich von Albanien, und öſtlich von Romelien im Golfo von Patras. Ihre Geſtalt iſt rund, und ihr Umfang beträgt etwa ſechzig Meilen.

Die vorzüglichsten Vorgebürge sind nördlich Cap Fiscardo und südlich Capra: dieses letztere liegt sehr hoch, und ist mit einem dickem Walde, der Schwarzwald benannt, gekrönt.

Der nordöstliche Hafen ist mit hohen Bergen umgeben, und so geräumig, daß eine ganze Flotte der größten Kriegsschiffe sicher darin vor Anker liegen könnte. Am Ende des Hafens liegen zwey Buchten, welche sehr viele Galeeren fassen können. Sie werden von Morästen umschlossen, welche zwar Ueberfluß am Sumpfwildpret haben, aber die Luft in dieser Gegend sehr ungesund machen. Auf dem höchsten Berge am Hafen steht eine dem heiligen Theodor geweihte Kirche, welcher Heilige auch dem Hafen den Namen giebt. Nördlich liegt der Felsen Guardiani, mit einem griechischen Mönchskloster, und einer Mariencapelle. Oestlich entspringt eine Quelle, welche die Schiffe, und das benachbarte Argostoli mit Wasser versorgt, auf der andern Seite liegt das Städtchen Lixuri dicht am Hafen, in einer sehr glücklichen Lage für den Handel.

Am östlichen Ufer liegt eine Kirche und ein Kloster der heiligen Familie geweiht. Es wird von achtzehn Mönchen bewohnt, die sich bey Landungen der Seeräuber in einen vier Stockwerk hohen Thurm retten, auf dessen obern Theil vier Kanonen stehen. In dem Thurm ist immer ein Vorrath von Gewehren, Munition, und Lebensmitteln.

Auf derselben Küste liegt eine Höhle, welche von den prächtigsten Farben schimmert, und ganz das Werk der Natur ist. Sie wimmelt von wilden Tauben, die

von den Einwohnern gefangen werden, indem man Netze vor den Ausgang derselben spannt, und die Tauben durch Lärmen herausscheucht. Weiterhin liegt eine andre Grotte, die merkwürdige Figuren von Tropfstein, und viele officinelle Pflanzen enthält.

In diese und viele andre kleinere Höhlen, begeben sich die Hirten des Nachts mit ihren Heerden, und schlafen auf Heu, nur im Winter mit ein paar Schaaffellen bedeckt.

Korn ist auf der Insel, der vielen Felsen wegen, nicht hinreichend vorhanden, und muß von Morea geholt werden: sechs bis sieben Millionen Pfund Corinthen und ziemlich viel Oehl, sind die einzigen Handelsprodukte.

Die Insel bringt auch sehr gute Baumwolle hervor, die theils auf Cephalonien, theils auf den benachbarten Inseln verbraucht wird. Dies war einer der Artikel, auf welche die venetianischen Seeoffiziere bey ihren Expeditionen ihr Augenmerk richteten. Auch wird Seide, zwar in geringer Menge gewonnen, sie ist aber von besserer Güte, als die von Morea.

Die Tafel- und Liqueurweine werden größtentheils auf der Insel verbraucht. Man hat versucht ihn auszuführen, aber die Einnahme war geringe, da die Geschicklichkeit der Cephalonier sehr gute Liqueure zu bereiten, nicht bekannt genug ist. Der größte Theil dieser Getränke wird von den Einwohnern ihren Gönnern in Venedig und Corfu geschickt.

An Früchten und Gemüsen ist Cephalonien nicht reicher als die andern Inseln. Der Gartenbau ist noch in der ersten Kindheit und wird durch die Vorurtheile der

Landleute noch lange darin bleiben. Man sammelt auf Cephalonien eine Art Wintermelonen, Namens Bacchieri, welche die bräunlich grünen Maltheſermelonen an Geschmack noch übertreffen. Wenn man sie aufhängt, halten sie sich lange Zeit. Im März wirft man zwanzig oder weniger Samenkörner zusammen in kleine Graben, deren man viele hinter einander zieht. Sobald die Stengel hervorschießen, wählt man vier bis fünf der stärksten in jedem Graben und reißt alle übrigen aus. Die erstern düngt man sorgfältig und schützt jede Pflanze durch einen kleinen Wall vor der zu großen Sonnenhitze. Im December sind sie reif.

Aus Mangel an Weide giebt es wenig Vieh auf der Insel. Das Rindvieh und die Hämmel, welche von den Insulanern verzehrt werden, kommen von Morea. Bloß Ziegenheerden giebt es auf der Insel, deren Milch zu gesalzenen Käsen verbraucht wird, die man in Oehl aufbewahrt. Die Ziegenhaare mischt man mit Wolle, und verfertigt eine Art Teppiche daraus, welche Zenie heißen, und in Venedig zu Gondeldecken benutzt werden.

An einer Ziegenheerde hatte ich Gelegenheit eine besondere Merkwürdigkeit zu beobachten. Ich hielt mich auf dem Lande bey einem vornehmen Geistlichen auf, und trank alle Morgen ein Glas Milch. Der Grieche, welcher mir aufwartete, hatte eine Ziege gewöhnt, sich durch einige Rosinen auf meine Stube locken zu lassen. Eines Tages bemerkte ich, daß ihre Zähne von einer schönen goldgelben Farbe waren. Ich öffnete ihr den Mund, rieb die Zähne, aber die Farbe ward noch glänzender. Diese Entdeckung interessirte mich sehr; ich hätte meine Ziege

nicht mit Amalthea der Amme des Donnergottes vertauscht. Ich theilte die Beobachtung meinem Wirthe mit, und er zeigte uns auf einer benachbarten Wiese über zweyhundert Ziegen mit eben so schön vergoldeten Zähnen. Ein aufgeklärter Arzt, den ich um Auflösung dieses Räthsels bat, wies mir einen goldnen Ring, der halb in Silber verwandelt zu sein schien, und versicherte mir daß das scheinbare Silber nur eine Tinctur sey, welche durch das schärfste Reiben sich nicht herunterbringen ließ. Er hatte, als er von St. Maura nach Cephalonien fuhr, unterweges auf einer kleinen unbewohnten Klippe Pflanzen gesammelt, und fand auf der Rückkehr seinen Ring fast ganz versilbert. Da er ihn vergebens rieb, schrieb er die Veränderung einer der gesammelten Pflanzen zu. Er machte den Versuch auf der Stelle mit einem andern goldnen Ringe, hatte aber den Kummer zu bemerken, daß er die rechte Pflanze verloren habe, und konnte den rohen Schiffspatron und die dummen Passagiere nicht bereden umzukehren. Es ist gewiß zu bedauern, daß wir keine Kenntniß von zwey Pflanzen haben, welche durch ihre Wirkungen, die sie so bestimmt auf zwey so harte Dinge, als den Schmelz der Zähne und das Gold, äußern, große Kräfte verrathen.

Es ist gewiß, daß Cephalonien Ueberfluß an officinellen Kräutern hat; das Kraut, dessen Wirkung ich beschreiben will, wird den Leser eben so wie anfangs mich, überraschen. Im Jahre 1785 landete die französische Corvette la Semillante unter Anführung des Lieutenants Duboscage, welcher zu Zeiten sehr an der Gicht litt. Ich rieth ihm den Doktor Zulatti um Rath zu fragen,

welcher ein geheimes Mittel wider diese Krankheit besitzen sollte. Duboscage nahm den Vorschlag an, und besuchte zuerst mit seinem Chirurgus vier der geheilten Gichtkranken. Die Dauer und der Grad der Krankheit waren verschieden.

Der erste, ein siebzigjähriger Mann, war seit fünf und zwanzig Jahren gichtisch. Drey Dosen der Arzney halfen ihm so, daß er am fünften Tage aufstehen konnte, und seit sechs Jahren ist er von Gichtschmerzen befreyet. Der andere von acht und vierzig Jahren war funfzehn Jahr krank, und ward durch drey Dosen, so wie der dritte sechs und sechzig jährige, und seit fünf und dreyßig Jahren Leidende, durch fünf Dosen geheilt. Der letzte war ein acht und zwanzigjähriger sehr starker sclavonischer Offizier, und zwey Dosen waren hinreichend, ihn von seinen Schmerzen zu befreyen. Seit neun Monaten hat er nie wieder geklagt.

Alle vier Genesene beschrieben die Heilungsmethode auf folgende Art: im heftigsten Anfall des Schmerzens, gab man ihnen eine Tasse mit einer weißlichen geschmacklosen Arzeney. Nach einer Stunde verminderte diese die Schmerzen und bewirkte starken Schweiß und häufigen Urin: die folgenden Dosen brachten dasselbe hervor, und als die Schmerzen völlig aufhörten, verfiel der Kranke in eine gänzliche Abspannung. Man kam ihm durch stärkende Mittel zu Hülfe, und er ward geheilt. Gesalzene Speisen und hitzige Getränke waren ihm auf immer verboten.

Der Doktor sagte uns, daß ihm ein bloßer Zufall zur Entdeckung dieser Pflanze verholfen habe: seine Köchin

fand sie unter dem Sallat, und brachte sie ihm, als er eben mit einer chemischen Operation beschäfftigt war. Er zerlegte sie, und ihre Eigenschaften erregten seine Neugierde. Als Arzneymittel brauchte er sie zufällig zum erstenmale bey einem Gichtbrüchigen, und mit dem besten Erfolg.

Nach vielen Versuchen auf Morea entschloß er sich es auch an seinen Landsleuten zu versuchen, aber immer nur während der Crise. Aus diesem Grunde weigerte er sich auch hartnäckig dieses Mittel dem Capitain Dubos-cage außer den Anfällen zu geben, weil er dann nicht für die Folgen stehen könne. Noch weniger aber war er zu bereden seine Entdeckung, ohne große Belohnung bekannt zu machen.

Im Frühling gewinnt Cephalonien viel Manna, welches denselben Geschmack wie das von Calabrien hat; es wird aber nicht benutzt. Fischfang und Jagd sind so unbeträchtlich, wie auf den übrigen Inseln, doch ist es der erstere mehr aus Trägheit der Bewohner. Das einzige Wild sind Füchse.

Erdbeben sind auf der Insel häufig, und während derselben dünsten die Brunnen Schwefel aus. Das Clima ist gemäßigt, aber veränderlich. Regen fällt im Sommer selten, und gewöhnlich erst im November: im Winter giebt es häufige Gewitter, und die Luft ist so gelinde, daß die wilden Rosen und andere Blumen im Ueberflusse wachsen. Von der großen Fruchtbarkeit der Weiber und den geschwänzten Mißgeburten, die Morosini erwähnt, bemerkt man nichts mehr.

Wilhelm Eton *) spricht von einer Indigo- und Kaffeeplantage, die auf dieser Insel existirt haben soll, der wahre Zusammenhang aber ist folgender. Ein Ce-

*) Der oben benannte Brütze war vom Handel der Levante und der benachbarten Länder gründlich unterrichtet. Nachdem er seine Kenntnisse in diesem Fache auf den angesehensten Komtoren in London, Livorno und Aleppo erweitert hatte, ernannten ihn die Holländer zum Consul in Bassora. Hier zwangen ihn Unruhen, seine Stelle aufzugeben, und er durchreisete hierauf Persien, Arabien und Indien. Nach seiner Rückkehr in Europa, wandte er sich nach Rußland, um in den neu erlangten südlichen Häfen den Handel mit Constantinopel über das schwarze Meer zu erweitern, und hielt sich in den Jahren 1777 bis 1781 in Constantinopel, Taganrock und den Krimmischen Seehäfen auf. Weil er hier mit seinen Gesellschaftern und dem russischen Hofe in Streitigkeiten gerieth, so kam er wieder nach England zurück. Hier hat er 1798 seine Beobachtungen über das türkische Reich und die Resultate seiner mehrjährigen Erfahrungen, über dessen fortdauernden Verfall in einem besondern Werke gesammelt. Dasselbe führt den Titel: Survey of the turkish Empire by W. Eton. Es ist durch eine deutsche Uebersetzung bekannt genug, erschöpft aber bey vielen lehrreichen Nachrichten den Gegenstand nicht, weil er dabey Nebenabsichten hatte. Nach diesen sollte Grosbrittannien die Türken, seiner eigenen Handelsvortheile und Verbindungen mit Rußland wegen, aus Europa vertreiben, das türkische Gebiet entweder theilen oder in einen neuen christlichen Staat verwandeln. Was er vom verunglückten Indigo-Bau des Herrn Carburi erfahren hatte, beweist vielmehr seine genaue Kundschaft von den Entwürfen, welche andere Nationen oder einzelne Abentheurer auszuführen suchten, von denen die Levante seit dem ersten russischen Kriege wimmelte. Da er wahrscheinlich lange nach Herrn Grasset Saint Sauveur das türkische Reich verließ, und Eton mehr in den östlichen als westlichen Häfen der Levante beschäftigt war, so konnte ihm leicht das verunglückte Projekt des Abentheurers unbekannt bleiben.

phalonier, Namens Carburi hatte nach langem Umherschweifen eine französische Dame verleitet, ihn nach Cephalonien zu begleiten, unter dem Vorwand, daß er eine große Indigopflanzung daselbst besäße. Er gieng auch wirklich nach Venedig, machte dem Senat sein Project bekannt, und erhielt den Grafentitel. Da aber weder seine Umstände, noch die Insel selbst eine Pflanzung möglich machten, so miethete er zwanzig Bauern von Morea, um einen Sumpf am cephaloniſchen Hafen urbar zu machen; diese Bauern behandelte er so schlecht, und bezahlte sie so unrichtig, daß sie ihn erschossen, wodurch die ganze Unternehmung beendigt ward. Seine Wittwe heyrathete einen Venetianer auf Corfu, und die Bauern wurden auf die Galeeren geschickt. Carburis Vermögen aber ward vom Provveditor confiscirt.

Das schlechte Wasser, und die zur Fastenzeit häufig genossenen gesalzenen Fische, machen die Krätze zu einem Nationalübel. Das beste Mittel dagegen ist das Bestreichen mit Schwefel.

Cephalonien enthält drey Städtchen; Argostoli, den Hauptort, Lixuri, und die Festung Axo. Dörfer giebt es beynahe hundert und dreyßig, und die Totalsumme der Bevölkerung steigt auf zwanzigtausend Seelen.

Man findet hier fünf und zwanzig griechische, und drey lateinische Klöster. Letztere sind schlecht besetzt, aber das kleinste griechische Kloster enthält zwanzig Mönche.

Beschreibung der Städte Argostoli, Lixuri und Axo.

Argostoli, die Hauptstadt von Cephalonien, liegt auf der Westseite des südlichen Ankerplatzes, und ist von

allen Seiten mit hohen Bergen umgeben. Sie besteht aus niedrigen, schlecht gebauten, und von Erdbeben beschädigten Häusern, so daß man sie nur mit einem unserer Dörfer vergleichen darf.

Vom Hafen her fällt einem zuerst das Lazareth, ein artiges viereckiges Gebäude in die Augen, das an jeder Seite mit einem Thurm versehen ist. Das Innere besteht aus einigen Zimmern für die Fremden und zwey Waarenlagern. Dabey ist eine kleine Kapelle und die Wohnung des Papa oder Priesters. Der Administrator des Lazareths bewohnt die ganze Fronte, so wie die Wache von fünf bis sechs Mann das Parterre. Die Schiffe ankern hinter einigen Klippen, die einem Damm sehr ähnlich sind.

Weiter vorn ist die Quelle, welche die Schiffe und auch die Einwohner der Stadt mit Wasser versieht. Letztere holen es in Tonnen, die gerade ein Boot, Corinthio genannt, ausfüllen. Die Häuser in der Nähe der Quelle hängen nicht zusammen, sondern sind durch die Ruinen ehemaliger Gebäude getrennt. Die Wohnungen dicht am Ufer haben alle einen kleinen steinernen Vorsprung in die See, wodurch die Küste wie gezähnt aussieht.

Bey vielen Wohnungen ist die Thüre im zweyten Stockwerk, und man steigt durch eine Treppe von außen hinan. Das Parterre wird nämlich nur als Keller benutzt, um Wein, Oehl u. s. w. aufzubewahren, da die Erdbeben keine unterirdischen Gewölbe erlauben.

phalonier, Namens Carburi hatte nach langem Umherschweifen eine französische Dame verleitet, ihn nach Cephalonien zu begleiten, unter dem Vorwand, daß er eine große Indigopflanzung daselbst besäße. Er gieng auch wirklich nach Venedig, machte dem Senat sein Project bekannt, und erhielt den Grafentitel. Da aber weder seine Umstände, noch die Insel selbst eine Pflanzung möglich machten, so miethete er zwanzig Bauern von Morea, um einen Sumpf am cephalonischen Hafen urbar zu machen; diese Bauern behandelte er so schlecht, und bezahlte sie so unrichtig, daß sie ihn erschossen, wodurch die ganze Unternehmung beendigt ward. Seine Wittwe heyrathete einen Venetianer auf Corfu, und die Bauern wurden auf die Galeeren geschickt. Carburis Vermögen aber ward vom Provveditor confiscirt.

Das schlechte Wasser, und die zur Fastenzeit häufig genossenen gesalzenen Fische, machen die Krätze zu einem Nationalübel. Das beste Mittel dagegen ist das Bestreichen mit Schwefel.

Cephalonien enthält drey Städtchen; Argostoli, den Hauptort, Lixuri, und die Festung Axo. Dörfer giebt es beynahe hundert und dreyßig, und die Totalsumme der Bevölkerung steigt auf zwanzigtausend Seelen.

Man findet hier fünf und zwanzig griechische, und drey lateinische Klöster. Letztere sind schlecht besetzt, aber das kleinste griechische Kloster enthält zwanzig Mönche.

Beschreibung der Städte Argostoli, Lixuri und Axo.

Argostoli, die Hauptstadt von Cephalonien, liegt auf der Westseite des südlichen Ankerplatzes, und ist von

len Seiten mit hohen Bergen umgeben. Sie besteht s niedrigen, schlecht gebauten, und von Erdbeben be- ädigten Häusern, so daß man sie nur mit einem un- er Dörfer vergleichen darf.

Vom Hafen her fällt einem zuerst das Lazareth, artiges viereckiges Gebäude in die Augen, das an r Seite mit einem Thurm versehen ist. Das Innere eht aus einigen Zimmern für die Fremden und zwey arenlagern. Dabey ist eine kleine Kapelle und die hnung des Papa oder Priesters. Der Administra- des Lazareths bewohnt die ganze Fronte, so wie die che von fünf bis sechs Mann das Parterre. Die iffe ankern hinter einigen Klippen, die einem Damm ähnlich sind.

Weiter vorn ist die Quelle, welche die Schiffe auch die Einwohner der Stadt mit Wasser versieht. ere holen es in Tonnen, die gerade ein Boot, Co- io genannt, ausfüllen. Die Häuser in der Nähe Quelle hängen nicht zusammen, sondern sind durch ruinen ehemaliger Gebäude getrennt. Die Woh- en dicht am Ufer haben alle einen kleinen steinernen prung in die See, wodurch die Küste wie gezähnt eht.

Bey vielen Wohnungen ist die Thüre im zweyten werk, und man steigt durch eine Treppe von außen Das Parterre wird nämlich nur als Keller be- um Wein, Oehl u. s. w. aufzubewah- da die Erdbeben keine unterirdischen Gewölbe er-

Die Stadt liegt am Fuß eines Hügels, worauf ein Dorf mit einigen Windmühlen steht. Kein einziges der öffentlichen oder Privatgebäude verdient einige Aufmerksamkeit. Der Proveditor wohnt zur Miethe in einem Privathause, in dessen Parterre man die Wache und ein Gefängniß angelegt hat. Ein großer Saal ohne andre Meublen als Bänke, diente zum Audienz- und Gesellschaftszimmer. Zu den Berathschlagungen des Adels dienten ehedem blos vier Mauern ohne Dach, und nur bey Regenwetter zog man in eine Kirche.

Da das Amt eines Gouverneurs nur zwey Jahr dauert, so hält es keiner der Mühe werth, etwas auf Ausbesserung der Wohnung zu verwenden. Auch der Kanzler und sein Gericht befand sich in diesem Hause. Die Caserne für die Soldaten liegt gerade gegenüber.

Der Markt ist ein großer Platz, der durch den Einsturz vieler Häuser entstanden ist, und auch St. Markusplatz genannt wird. Ein Krämer hatte eine elende Bude daselbst errichtet, die er ein Kaffeehaus nannte, und wo man zuweilen zur Erhohlung hin gieng. Auch hatten die vornehmsten Einwohner ein Gebäude mit einem großen Saal, an diesem Platz erbaut, das zum Leihhaus, und zu den Versammlungen des Adels diente.

Am Ufer steht das Haus der Pesticomission. Es enthält nur eine Stube und Kammer ohne Fenster, um die Comissarien vor der Zudringlichkeit der Neuigkeitsforscher zu bewahren.

In Argostoli ist ein Franziskanerkloster, dessen Kirche die einzige mit einem Glockenthurm versehene ist. Bey den griechischen Kirchen steht vorn oder an der Seite

eine Art von Schwibbogen, unter dem die Glocken hängen. Oft hängen sie nur an einem Balken, der über zwey Cypressen liegt. Sie sind halbmondförmig, und geben den Bewohnern der übrigen Inseln oft Gelegenheit zum Spott.

Am Hafen stehen einige Werfte zum Bau der Flotte, welche die zahlreichste im ganzen Archipelagus ist.

Lixuri die zweyte Stadt liegt nordöstlich vom Hauptshafen, gut zum Handel und gesünder als Argostoli: auch haben die Erdbeben hier nicht solche Verwüstungen angerichtet, wie dort. Oeffentliche Gebäude giebt es nicht; der Commendant wohnt zur Miethe und seine Truppen liegen in einem Magazin. Hier steht die lateinische Cathedralkirche, die der Bischof eben besuchte, und die Pferde und Mauleſel, zu deren Stallung die Griechen sie benutzt hatten, daraus entfernte. In den Straßen liegt so viel Schutt, das es schwer hält darin zu gehn.

Vor einigen Jahren fand man in einem hiesigen Brunnen, einige alte Büsten, Münzen und Zähne, welche dem Generalproveditor der Inseln als Geschenk überreicht wurden.

Obgleich der Luxus so erstaunend beschränkt zu Argostoli ist, so ist er doch zu Lixuri noch geringer. Die angesehensten Bürger tragen Mützen, und nehmen Hut und Degen nur, wenn sie nach Argostoli gehn.

Zwey Meilen von Argostoli liegt Aro, das 1595 von den Venetianern auf einem steilen Felsen erbaut ward, so daß man bloß auf einigen schmalen Treppen hinauf kam. Die Vestungswerke sind der Lage wegen, schlecht

tigsten die Ruhe wieder her. Beyde Candidaten wurden ausgeschlossen, und alle Stimmen vereinigten sich auf einen alten Mönch, der sich durch seine Tugenden ein großes Ansehen erworben hatte. Der Erwählte näherte sich dem General, und dieser befestigte den bischöflichen Schleyer an seiner Mütze.

Der Prälat ward auf einem Armsessel, unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Canonen, und dem Freudengeschrey des Volks, in die Cathredalkirche getragen, wo er sein Gebet verrichtete, und eben so nach Hause gebracht. Hier umringten ihn eine Menge Menschen, um ihm Glück zu wünschen. Er lebte aber nicht lange, und nach seinem Tode bestieg endlich einer der obenerwähnten Candidaten, den bischöflichen Stuhl.

Der Erzbischof von Cephalonien hieng im Geistlichen vom Patriarchen zu Constantinopel ab. Er hatte keine bestimmten Einkünfte, aber die Accidentien machten etwas Beträchtliches aus. Jährlich bereisete er alle Dörfer, und alle zwey Jahr die Kirchen von Zante, und dies war seine Haupteinnahme. Außer den Beschäfftigungen die sein Amt nothwendig machte, als Ehescheidungen, Priesterweihe, und dergleichen; verrichtete er in jedem Dorfe wo er sich aufhielt, alle Functionen der Landpriester. Der Landmann dünkte sich glücklich, wenn sein Kind von dem Haupt der Kirche getauft, oder seine Ehe von ihm eingesegnet ward und zufrieden mit seinem eingebildeten Glück, bezahlte er ohne Anstand, die Pflicht der Dankbarkeit nach Vermögen.

Diese kleinen Einnahmen hätten ihm ein gutes Auskommen gesichert, wenn er nicht die Summen hätte er-

setzen müssen, die ihm sein Ehrgeiz kostete. Die Stimme des Generals, die Minister und Diener desselben, sogar der Wahlpriester mußten bezahlt werden. Welch ein angenehmes Schauspiel bot vor Zeiten eine Bischofswahl dar, wo die zahlreiche Versammlung der Diener der Kirche, den besten unter ihnen, an ihre Spitze setzten!

Den griechischen Bischöfen ward dieselbe Ehre als den lateinischen erwiesen. Ein Senatsschluß nöthigte sogar die Mitglieder der Regierung, an einigen feyerlichen Aufzügen Theil zu nehmen. Bey den Etikettebesuchen beobachtete man beym Proveditor dasselbe Ceremoniel, wie bey den lateinischen Bischöfen.

Regierung, Adel, Handel, von Cephalonien.

Der Proveditor, welcher Cephalonien regierte, ward vom venetianischen Senat und aus den venetianischen Nobili erwählt. Zu Räthen hatte er zwey andre Patricier, welche mit ihm in Argostoli residirten. Der Commendant von Axo, hatte auch den Titel Proveditor, war aber von dem zu Argostoli abhängig; der oberste Kriegsbefehlshaber stand in Lixüri.

Die Besatzung machte höchstens dreyhundert Mann aus. Die Bauern wären wie auf den übrigen Inseln unter dem Namen Cernide enrollirt. Ein Eingebohrner hatte das Amt den schwarzen Wald zu lichten, und von Räubern rein zu halten. Er führte den Titel; Capitan del Bosco, und hatte Hauptmannssold.

Der griechische Adel erwählte, wie auf den übrigen Inseln, die Glieder der Municipalstellen. Wer vom Adel sich auf Corfu befand, durfte in den dasigen Rathsver-

sammlungen mit stimmen; der Adel von Corfu hatte dasselbe Recht in Cephalonien.

Den Handel den Cephalonien mit Corinthen und Oehl zur Zeit der Venetianer trieb, will ich bey Zante mit anführen. Die Einwohner haben sich vorzüglich der Schifffarth beflissen; ihre Marine ist die beste in Griechenland, und sie unterlassen nichts um sie im besten Stand zu erhalten. Sobald als Rußland durch den Besitz der Krimm sich der Schifffarth auf dem schwarzen Meer versicherte, verließen viele Cephalonier die venetianische Flagge und folgten der russischen. Sie befuhren zum erstenmal das schwarze Meer, brachten italiänische Waaren nach Cherson, und holten Eisen, Hanf, und Caviar von daher. Von letzterm verzehren die Griechen sehr viel; sie würzen ihn mit Oehl und Citronensaft.

Die Cephalonier sind fein, geschickt, und sehr ausdauernd bey ihren Unternehmungen. Hat ein Insulaner sich etwas vorgesetzt, so schreckt ihn nichts ab, und wie ein wahrer Proteus, nimmt er alle Gestalten an die ihm zu Erreichung seines Zwecks nöthig scheinen. Diesen Charakter bemerkt man vorzüglich bey den Vornehmen. Argostoli war in hundert verschiedne kleine Factionen zertheilt, und die venetianische Politik arbeitete daran sie mehr zu unterhalten, als zu unterdrücken. Sie sind rachsüchtig und ränkevoll, und man kann aber ihnen keinesweges großes Talent zu allen Wissenschaften absprechen. Cephalonien hat dem Auslande, Staatsmänner, Generale und Gelehrte gegeben. Gastfreyheit ist noch eine

Haupttugend des Cephaloniers, er liebt die Fremden, und ist er gleich so stolz wie alle Griechen, so läßt er doch ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren.

Die übrigen nicht so gastfreundlichen Griechen beschuldigen die Cephalonier, daß ihre Gastfreyheit nur vom Eigennutz erzeugt werde: indem sie glaubten, sich, wenn sie einmal in das Vaterland der Fremden kämen, eine gute Aufnahme zu verschaffen.

Diese Insulaner lieben das Vergnügen der Gesellschaft sehr, und ihre Weiber genießen alle Freyheit. In ihren Gebräuchen und Sitten haben sie nichts, das sie vor den übrigen Griechen auszeichnete.

Vierzehnter Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Insel Zante und der Strophaden.

Zante.

Zante liegt nahe bey Cephalonien, an der Westküste von Morea, und hat etwa zwanzig Meilen im Umfang. Sie ist vier bis fünf Meilen breit und sieben lang. Die Hauptvorgebirge sind Schinari und Scopo. In der Nähe von beyden sind Untiefen, die bey Scopo heißt St. Spiridion.

Schinari bildet einen kleinen Hafen von ziemlicher Sicherheit. Nahe dabey liegt ein ansehnliches Dorf und eine Quelle, weiterhin einige unbeträchtliche Salzwerke. Die Küste bietet einen sehr lachenden Anblick dar, den im May der angenehme Geruch der Corinthenblüthe sehr vermehrt.

Bisweilen muß man das letztere Vergnügen theuer bezahlen, indem am Ufer von Schinari einige tiefe Hölen sind, aus denen eine weiße Fettigkeit von dem abscheulichsten Geruch hervorquillt. Die Einwohner bedienen sich derselben, um die Geschwüre ihres Viehs damit zu reiben, aber kein Chemist ist im Stande, den Ursprung und die Bestandtheile dieser Fettigkeit anzugeben. Will

man es aufbewahren, so zerfließt es in eine gelbe Feuchtigkeit.

Der Berg Scopo ist ziemlich hoch, und enthielt einen alten Tempel der Diana Opitis geweiht. Jetzt sieht man keine Spur von ihm, allein es findet sich in einer Kirche ein Stein, dessen griechische Aufschrift deutlich zeigt, daß er zum Altar in diesem Tempel gedient habe. Das Portal derselben Kirche besteht aus vier Säulen von cipolinischem Marmor.

Jetzt steht auf dem Berge eine griechische Kirche unserer Lieben-Frauen gewidmet, und ein großes Mönchskloster von der Regel des heiligen Basilius, unter der Aufsicht eines Abts. Diese letztere Stelle ist eine der einträglichsten auf der Insel, und ward nur an Adliche vergeben. Das reiche Kloster ward oft um Gelübde abzulegen besucht, aber eben so oft um Lustreisen dahin zu machen. Man hielt ein ländliches Mahl, und tanzte darauf nach dem Schall einer Geige und einer elenden Leyer. Wurden diese Instrumente etwa noch vom Oboe und der Trommel begleitet, so war jedes feine Ohr genöthigt, sich zu entfernen. Die Priester entschädigten sich beym Weine für das Vergnügen des Tanzes, dem sie mehr aus Zwang als aus Abneigung entsagten.

Der Hafen Chierri ist immer eine Zuflucht der Seeräuber gewesen. Im Jahr 1781 nahm ein englischer Kaper die französische Fregatte la Marie, und brachte die Ladung nach Chierri, wo sie verkauft ward, und trotz aller Klagen bey den Engländern und Venetianern verloren blieb.

Im Jahr 1783 kam ein englisches Schiff dicht vor den Hafen Chierri, und blieb zwey Tage dort liegen, ohne daß jemand ans Land kam. Der Pope des Inselchens Marotonisi ließ sich aus Neugier in einem Boote hinbringen, und fand auf dem Verdeck nur drey Leute, einen Sclavonier, einen Albaneser, und einen jungen Griechen von Paxos. Diese erzählten, ein Seeräuber habe sie verfolgt, das Schiffsvolk habe sich in der Schaluppe davon gemacht, und sie ihrem Schicksal überlassen; doch wären sie glücklich entflohn, der Capitain schliefe eben, und wünschte nur einige Matrosen von Zante zu haben. Der Priester benachrichtigte den englischen Consul und den Provediror davon, welche aber der Sache keinen Glauben beymaßen, sondern verlangten, er solle einen der Leute ans Land locken, welches ihm auch mit dem Albanier gelang. Man bemächtigte sich seiner, und er gestand im Verhöre folgendes.

Das Schiff sey wirklich englisch, und heiße die Großherzogin von Toskana. Der Sclavonier, Namens Osegovich, habe sich längst an den Venetianern, die ihn für einen Mord hatten aufhängen wollen, zu rächen gewünscht, und deshalb ihm, (dem Albanier) und dem Griechen den Plan, sich des Schiffs zu bemächtigen mitgetheilt. Dies gelang auch, durch Ermordung eines Theils der Mannschaft, und Verjagung der andern in die Schaluppe. Die Frau des Capitains ward gezwungen Mannskleider anzuziehn, und nebst zwey Seekadetten Matrosendienste zu thun. Osegovich suche jetzt Matrosen, um das Schiff nach Maina zu bringen, und habe in seinem Zimmer ein Faß mit Pulver und eine

brennende Lunte bereit, um sich bey der geringsten Gefahr in die Luft zu sprengen.

Der englische Consul begab sich sogleich allein an Bord, und Osegovich zeigte ihm den Paß. Der Consul stellte sich alles richtig zu finden, und bat ihn um Erlaubniß, die Frau des Capitains und die Cadetten am Ufer frische Luft schöpfen zu lassen. Durch diese List wurden alle drey gerettet.

Nun kamen sechs in Matrosen verkleidete Soldaten an Bord, ergriffen Osegovich nebst dem Griechen, besetzten das Schiff, und brachten die Verbrecher nach Zante. Man machte ihnen den Prozeß, und alle drey wurden erschossen, und ihre Köpfe am Meeresufer aufgespießt. Der Geist des Osegovich spukte nach der Meinung des Pöbels daselbst, und ein Dichter benutzte die ganze Anecdote, um ein Trauerspiel daraus zu verfertigen.

Ich selbst war auf meiner Reise von Marseille nach Zante in Gefahr, von einem Griechen Namens Lica, der ein neapolitanisches Schiff gekauft hatte, weggenommen zu werden. Zwey russische Kriegsschiffe retteten uns, wurden aber doch von dem Corsaren übel zugerichtet. Dieser Lica ward endlich gefangen, und auf die Galeeren von Corfu gebracht, wo er sich aber nach einigen Jahren loskaufte.

Im Jahr 1789 diente Chierri den russischen Corsaren zur Zuflucht, welche ihre Prisen dort verkauften, und auch von den Einwohnern unterstützt wurden, bis die venetianische Regierung ein Schiff dorthin verlegte. Chierri ist der einzige Ort der diesseitigen Küste, der den

Schiffern einen muntern Anblick gewährt, alles übrige besteht aus steilen Felsen.

Nahe bey dem Dorfe Chierri liegt eine große sandige Ebene, die blos zum Corinthenbau dienlich ist. Die Luft ist hier ungesund, wie die Bewohner der umliegenden Gegend durch ihre gelbe Farbe beweisen. Mitten in der Ebene befinden sich zwey Theerquellen, die aus tiefen Löchern entspringen. Ueber dem Theer steht ein Fuß hohes Wasser, das immer kühl bleibt, so wie auch der Theer, ob er gleich heftig braust, vorzüglich im Sommer und bey Erdbeben. Letztere sind nicht heftig, und man glaubt dieses den Theerquellen verdanken zu müssen. Viele Reisende glauben, daß die ganze Gegend umher hohl sey, und daß die Ebene ehedem ein Pechsee gewesen, bis ihn die Erdbeben verschütteten; eine Stelle des Herodot scheint dasselbe zu beweisen.

Leichte Körper, die man in die Quellen wirft, findet man nach einiger Zeit auf dem Meere schwimmen. Im April füllen sich die Löcher bis an den Rand; die Einwohner holen den Theer mit Eimern heraus, und schütten ihn in Gräben, wo das Wasser abläuft, und füllen ihn sodann in Fässer; bis zu hundert und funfzig Pfund. Ein Pfund kostet drey bis vier Sous französischen Geldes.

Das Wasser aus den Löchern schmeckt salzig, und riecht nach Theer: die Einwohner brauchen es wider das Fieber und andere Zufälle, wie auch die fremden Schiffer gegen den Scorbut. Die Griechen trinken davon wenn sie auch völlig gesund sind. Man gebraucht das Pech zum Calfatern der Schiffe, und es giebt bey hinlängli-

eher Menge den vortrefflichsten Mörtel ab, wie man an den Steinen sehen kann, womit die Insulaner die Pechgräben einfassen. Sie halten so fest zusammen, daß man sie eher zerbrechen als trennen kann.

An der Nordostseite von Zante giebt es ein schwefligtes Wasser, das die Bauern zur Heilung ihres Viehs besonders bey der Krätze anwenden. Sie waschen dasselbe damit, und der Erfolg ist immer glücklich. Das Wasser ist klar, schmeckt salzig und riecht nach Schwefel. Eine andere Quelle ist ein sicheres Purgiermittel, so wie eine dritte vollkommen nach Oel schmeckt. Am Ufer sind einige, die einen Fuß hoch salzig und darunter süß sind.

An den Felsen befinden sich sehr tiefe Hölen, die man aber nicht untersuchen kann, weil es unmöglich ist, einen Begleiter zu finden.

Die Erdstöße, die von Nordost nach Südwest sich verbreiten, sind nicht gefährlich, wohl aber die, welche mitten auf der Insel entstehn, und sich nach allen Seiten verbreiten, und fast alle fünf und zwanzig Jahr wiederkehren. Das letzte dieser Art war den zweyten November 1790, sehr verwüstend, über zwanzig Personen kamen ums Leben, und alle Oehl- und Korinthenvorräthe in Zante wurden verschüttet.

Zante verdient den Titel Blume der Levante, den ihr die Italiäner geben, wegen ihrer großen Fruchtbarkeit; denn sie bringt außer zehntausend Tonnen Wein, vierzig bis funfzig Millionen Centner Rosinen hervor. Zwey Drittel des nöthigen Getreides holen die Insulaner aus Morea, und bezahlen es baar.

In guten Jahren soll Zante wohl zwölf Millionen Centner Corinthen hervorbringen. Der Weinstock, welcher sie trägt ist niedrig, und wird an Pfählen gezogen. Die Trauben ähneln den Johannisbeeren, nur daß die Beeren dichter sitzen und keine Kerne haben. Wenn sie noch nicht ganz reif sind, haben sie eine angenehme Säure, welche die zu große Süßigkeit mindert. Im October gräbt man die Erde sorgfältig um, düngt den Stock mit fettem Mist, und beschneidet ihn im März. Im Ende des Julius werden die Trauben gelesen, und vierzehn Tage lang getrocknet.

Wenn es während dieser Zeit regnet, so deckt man die Trauben sorgfältig zu, da zu viel Regen sie gänzlich verderben kann, daß sie das Vieh nicht einmal frißt. Sobald sie hinlänglich trocken sind, leert man die Trauben ab, und füllt die Beeren in Säcke, welche man in die Magazine (Seraglie) bis zur Versendung hinlegt.

Jeder Bauer bringt seine Rosinen in das Magazin, welches aus hölzernen Bohlen besteht, und erhält dafür einen vom Eigenthümer unterschriebenen und unterfiegelten Zettel. Diese Zettel gelten im Handel wie Bankonoten. Erst kurz vor der Einschiffung werden die Corinthen in Fässer gepackt. Jedes Magazinn kann drey bis vierhundert tausend Pfunde halten.

Man verfertigt aus den Corinthen einen süßen dicklichten Wein, der sehr gut für den Magen ist. Man läßt die Corinthen etliche Tage trocknen, preßt sie, und mischt den dicken Saft mit etwas Wasser. Wenn er einige Zeit gelegen hat, wird er klar.

Es giebt noch zwey Arten Corinthenweine, welche sehr süßlich schmecken. Der eine heißt Generoide, und wird aus einer Traubenart bereitet, welche im ersten Jahr große Beeren, in den folgenden aber eben so kleine wie die übrigen Corinthen hat.

Der andere heißt Muscato, weil er aus dem Muscateller gemacht wird. Da es keine Keller der Erdbeben wegen giebt, hält sich der Wein nicht gut: man macht einen sehr starken Essig daraus. Zuweilen hält er sich dreyßig Jahr, und ist dann vortrefflich, auch das Verschicken übers Meer ist ihm zuweilen mehr nützlich als schädlich.

Die weißen und rothen Tischweine sind stark und berauschend, weil der Erdboden, worauf der Wein wächst schwefelhaltig ist. Die schlechten Weine werden von den Verkäufern mit allerley berauschenden Ingredienzen gemischt, wodurch sie zwar besser bezahlt, aber auch ungesunder werden.

Aller Wein welcher jährlich gepreßt wird, beläuft sich auf zehntausend Fässer; es ist hinlänglich, um die Insel und die hier ankommenden Schiffe zu versorgen.

Auch an Oehlbäumen hat die Insel Ueberfluß: es giebt davon zwey Arten, die erste einheimische heißt Nostrani, die andere Dacoron, von dem Ort auf Morea wo sie her sind. Die Nostrani sind hoch; und schon im September reif, die Dacoron niedriger, und können erst im Februar gesammelt werden. Die Einwohner von Zante schütteln die Bäume nicht, sondern nehmen die Oliven mit der Hand ab. Ehe man das Oehl auspreßt, thut man ein Zehntel Salz dazu. Die Nostrani geben

ein Viertel, und die Dacoron ein Drittel Saft. Zuerst zerquetscht man sie auf einer Mühle, welche von einem Pferde bewegt wird, und bringt sie dann unter die Presse. Das Oehl, welches nicht versendet, sondern auf der Insel verbraucht wird, macht man mit mehr Sorgfalt. Man salzt die Oliven nicht, wodurch dem Oehl der scharfe Geschmack benommen wird, und läßt sie vier bis fünf Tage trocknen, ehe man das nun sehr klare Oehl auspreßt.

Das zur Ausfuhr bestimmte Oehl wird in steinerne Krüge gethan, und wie die Korinthen in die Seraglie gebracht. Man benutzt es vorzüglich in den Seifenfabriken, und es ist so gut wie das peleponnesische. Die Olivenkerne werden vom Volk zur Heizung der Backöfen benutzt, da es am Holze fehlt, das man nur in geringer Menge von Albanien und den Klippen um Morea holt.

Das auf der Insel verfertigte Salz reicht zur Consumtion, aber nicht zum Einsalzen der Oliven hin; man muß daher das übrige von St. Maura einführen. Flüsse giebt es auf der Insel nicht; im Herbst und Winter nur bildet das Regenwasser einen Waldstrom, Fiumara, kleiner Fluß, genannt.

Die Einwohner rühmen ihren Gartenbau sehr, und er ist wirklich vorzüglicher als auf den übrigen Inseln. Die Früchte würden sehr schön seyn, wenn man sie nicht immer aus Furcht vor Diebereyen, oder bey einer Gelegenheit sie vortheilhaft zu verkaufen, zu früh abnähme. Das Gemüse schmeckt nach dem Erdreich, daß es dem Fremden schwer fällt sich daran zu gewöhnen. Nach Körbel, Sauerampfer, und andern der gewöhnlichsten

Küchenkräuter, frägt man vergeblich. Selbst Petersilie ist nicht immer zu haben. Die Einwohner gebrauchen sehr häufig eine Art kleiner Gurken, welche sie Zuchette nennen. Sie verzehren sie gekocht oder als Salat. Die Soldaten und Matrosen essen sie roh, ziehn sich aber durch ihren Genuß Coliken zu.

Das gemeine Volk ißt Bohnen, Erbsen und vorzüglich Kichern roh, und hebt die Blätter und Stiele auf, um am Johannistage ein Freudenfeuer anzuzünden.

Der Broccoli ist eins der häufigsten Gemüse, und wird wie die Gurken bereitet, auch thut man zuweilen Rosinen daran. Man liebt auch die Auberginen sehr, schneidet sie entzwey und bereitet sie mit Oehl-, Salz- und Pfeffer. In jedem Garten ist ein Brunnen zum Begießen; es giebt zwar Quellen genug, aber entfernt, und zwischen Felsen.

Wälder findet man nicht, aber einzelne Gehölze von Myrthen, Oehl- und Lorbeerbäumen. Virgil nennt die Insel zwar das waldigte Zante, aber er meynt entweder diese Büschel fruchttragender Bäume, oder es gab zu seiner Zeit mehr Holz darauf.

Wildpret ist selten, und aus Mangel an Wald und Sümpfen giebt es weder Land- noch Wasservögel. Im Frühling geht jährlich ein Trupp Jäger von Zante in die Wälder auf Morea, und kommt mit der Beute zurück, die sie selten verkaufen, sondern größtentheils mit ihren Familien verzehren.

Auch der Fischfang ist nicht ergiebig, sondern die Fischer sind genöthigt auf die benachbarten Küsten zu fah-

ten; sie salzen die wenigen kleinen Fische in- und auswendig ein, aber sobald das Wetter die Rückkehr der Fischerbarken verzögert, verdirbt die Ladung dennoch. Frische Fische sind so theuer, daß nur die Reichsten sie sich verschaffen können.

Die Bewohner des Dorfes Agala auf der Südseite der Insel haben eine Fischerey, welche der Jagd ähnelt. Die Felsen, welche das Dorf von der Küste trennen, sind sehr gefährlich zu besteigen, aber die Bauern, welche die Uebung kühn gemacht hat, wagen sich mit großer Leichtigkeit dorthin. Sie binden einen Strick um einen Baumstamm auf der Spitze der Felsen, und das andere Ende desselben um den Leib. Dicht am Meer sind Hölen, worin sich viele Meerkälber aufhalten. Der Jäger muß bis an den Hals untertauchen, um zum Eingang der Höle zu gelangen, und hält sich mit einer Hand an dem Strick, und mit der andern ein Pistol. Nun muß er dem Thier eine tödtliche Wunde am Kopfe beybringen, sonst springt es augenblicklich ins Meer. Sobald es todt ist, zieht ihm der Jäger in der Höle das Fell ab, und schneidet das Fett aus: das übrige läßt er den Vögeln und Wellen. Aus dem getrockneten Fell verfertigen die Bauern Schuhe, die sie der Dauer wegen den rindsledernen vorziehen. Das Fett wird geschmolzen und als Lampendhl verbrannt: es giebt ein helles Licht, hat aber einen unerträglichen Geruch.

Rindvieh, Schaafe und anderes Vieh kommt von Morea, da der Mangel an Weide den Einwohnern nicht erlaubt, etwas anders als einige Ziegen zu halten. Aus ihrer Milch verfertigen sie Käse, aber es werden

eine Menge Käse aus Morea eingeführt, die sehr hart und salzig sind. Auch Federvieh kommt daher, so wie Caviar von Constantinopel und dem schwarzen Meer. Die übrigen Salzspeisen werden von den Engländern nach Zante gebracht, und machen die Hauptnahrung der Insulaner aus.

Zur Zeit der Ernte gehn vier bis fünftausend Bauern von Zante nach Morea, um dort zu arbeiten. Man bezahlt sie mit Korn, wovon sie nach der Rückkehr in ihre Heimath etwa drey Monat leben können. Die ganze Bevölkerung besteht aus fünfzigtausend Seelen, die in einer Stadt und fünf und vierzig Dörfern leben.

Man wird im Sommer sehr von zwey Arten Mükken geplagt; deren Stich äußerst empfindlich ist. Die erste Art heißt Mussoni, ist klein, und macht ein lautes Geräusch. Sie dringen in die Stuben, und sogar in Speisen und Getränke ein. Ehe man des Abends Licht bringt, sucht man diese unbequemen Gäste durch Rauch und Tücher zu vertreiben, aber die Fenster schliessen so schlecht, daß sie haufenweise wieder hineinstürzen.

Sie setzen sich an die Wände, und man entfernt sie durch brennende Wachsstöcke, die man so hält, daß sie in die Flamme fliegen. Des Nachts thut man am besten, das Bette mit Vorhängen von Baumwolle zu umgeben, die im Lande verfertigt werden, und Moschali heißen.

Die andere Art ist eine weiße Fliege, welche Papatasi heißt, weil sie gar nicht lärmt. Der Stich ist noch empfindlicher als der von den vorigen Mücken. Es entstehen große Beulen, die Stunden lang schmerzen.

Giftige Insecten sind sehr häufig und vorzüglich in den Häusern, wo sie durch die herrschende Unreinlichkeit ernährt werden. Unter denen, deren Biß man für tödtlich hält, zeichnet sich ein Wurm mit einer unendlichen Menge sehr kurzer Füße aus. Er ist einen bis anderthalb Zoll lang, von grauer Farbe, und läuft sehr schnell. An feuchten Mauern sieht man sie häufig. Die Insulaner nennen sie Galera, wahrscheinlich ist es eine Art Scolopendra.

Man fürchtet auch eine gewisse Spinne sehr, welche zum Geschlecht der Mauerspinne zu gehören scheint, sie hat die Größe einer Nuß, schwarze Farbe und starke Klauen. Sie vergräbt sich in der Erde neben Hecken und Büschen, in einem drey bis vier Zoll tiefen Loche, das sie mit ihrem Gewebe überzieht. Dieses Loch ist mit einem Deckel versehen, den sie mit Spinneweben befestigt und mit Erde bedeckt. Sie sitzt auf dem Boden dieses Lochs, und läßt die Thüre halb offen; sobald sich eins der Insecten, von denen sie sich nährt, zeigt, schließt sie die Thüre und bemächtigt sich der Beute. Heraus wagt sie sich selten, da ihr langsamer Gang den Insecten Gelegenheit giebt, leicht zu entwischen. Ihr Biß soll in zwey Stunden tödten. Das einzige Mittel ist, den verwundeten Theil abzuschneiden. Auf dem Lande ist diese Spinne sehr häufig, und sie wird auch zuweilen mit den Reißbündeln, welche die Bauern verkaufen, in die Stadt gebracht.

Auf den Mauern findet man häufig eine Art schwarzer Eidexen, von der Größe und Gestalt der franzöß-

schen: sie liebt Ruinen, und ihr Biß soll ebenfalls tödtlich seyn. Die Insulaner nennen sie Luzerton.

Eine andere Art Eidexen Namens Luzerta, ist kleiner wie die vorige, und von grauer Farbe. Ihr Biß ist nicht so gefährlich. Die Eidexen laufen sehr schnell, sobald man sich ihnen nähert, sehen sie einen starr an, und bey der kleinsten Bewegung entfliehen sie. Sie nähren sich von Fliegen und Mücken, die sie sehr geschickt zu belauern wissen.

Der Stich der Skorpionen ist nicht tödtlich; verursacht aber vier und zwanzig Stunden lang so lebhafte Schmerzen, daß gewöhnlich ein heftiges Fieber darauf erfolgt. Ein gewisses Kraut, Scorpio Corto, Skorpionskraut genannt, ist ein sicheres und schnelles Mittel wider das Gift dieses Thiers.

Schlangen und Vipern sind selten, klein und unschädlich. An officinellen Pflanzen soll Zante Ueberfluß besitzen.

Der Leser wird es mir ohne Zweifel danken, wenn ich ihm beschreibe, wie man zu Zante die rachitischen Personen behandelt; da die Kunst der Aerzte bey dieser Krankheit so oft ohne Erfolg ist. Sobald die Krankheit sich zeigt, giebt man dem Kranken ein gelindes Abführungsmittel von Senesblättern. Dreymal des Tages muß er sechs Unzen eines dicken Syrups nehmen, der aus Aristolochia longa, Cardus sanctus, Scolopendria und Verbena bereitet wird. Der kranke Theil wird mit demselben Syrup gebadet und gerieben.

Nachdem man diese Kur acht Tage lang, während welcher der Kranke das Bett hüten muß, fortgesetzt hat, erholt er sich wieder.

Es ist gebräuchlich, den neugebornen Kindern die ersten Tage einige Löffel dieses Syrups zu geben, und vielleicht hat dies zur Folge, daß man die englische Krankheit sehr selten auf der Insel antrifft. Die mehresten Patienten sind Fremde, die Weiber gebrauchen dieses Mittel nur im letzten Mondsviertel, und lassen sich nicht ausreden, daß es zu ieder andern Zeit ohne Wirkung seyn würde.

Funfzehnter Abschnitt.

Beschreibung der Stadt Zante. Mahlerische Lage dieser Stadt. Die Vestung. Der Pallast des Proveditor. Griechische und lateinische Klöster. Bevölkerung. Griechische Kirchen. St. Markusplatz. Lateinische Kathedralkirche. Bischöflicher Pallast. Hauptwache. Wohnung des Commendanten. Addreßhaus. Bauhof. Gesundheitsbureau. Zollhaus. Leuchthurm St. Niklas. Damm. Fontego oder das öffentliche Kornmagazin. Der Markt. Hauptstraße. Kirchen. Begräbniß eines russischen Generals. Lazareth. Arsenal. Soldatenhospital. Gottesacker der Engländer. Bevölkerung der Stadt und der Insel. Judenviertel. Garnison.

Zante liegt auf der östlichen Seite der Insel am Abhange eines Bergs, der sich unmerklich bis zum Meeresufer neigt. Sie liegt in einem halben Kreise, den in Süden der Berg Scopo begränzt. Die Häuser sind, aus Furcht vor dem Erdbeben, niedrig; die Bauart ist besser, und nicht so ärmlich wie auf den übrigen Inseln. Die Gebäude, welche auf den höchsten Orten stehen, durch Oliven- und Cypressenwäldchen, oder durch kleine Gärten getrennt, krönen gleichsam die Stadt und bieten dem Auge des Fremden einen bezaubernden Anblick dar. Sobald er aber diesen lockenden Ort betritt, hat er Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie wenig man dem Aeußern trauen darf.

Ein hoher Berg beherrscht die Stadt, und auf seinem Gipfel ist die Vestung erbauet; der Weg, welcher hinaufführt, ist steil, und nur für Fußgänger oder gut abgerichtete Pferde gangbar. Am Fuße des Berges findet man eine Anzahl gesattelter Esel und Maulthiere, deren Führer jeden einladen, sich ihrer zu bedienen. Dies rief mir die Posten am Berge Cenis ins Gedächtniß. Der erste Posten der Vestung ist ein Thor mit einer Zugbrücke, welches vier oder fünf Soldaten in einer elenden Hütte bewachen. Am Eingange der Vestung liegt ein Dorf, Namens Bucoli, dessen Einwohner als die rachsüchtigsten und blutgierigsten Menschen bekannt sind. Hinter zwey andern Posten von derselben Art als der erste liegt eine ziemlich unscheinbare griechische Kirche. Man steigt darauf durch eine enge Straße bey einem griechischem Mönchskloster vorbey, und kommt so auf eine Art von öffentlichem Platze. Rechts sind die Gefängnisse, welche die Venetianer niemals leer ließen, und links die Wohnung und die Gerichtsstuben des Kanzlers und anderer Civilbedienten.

Am Ende des Platzes stand der Pallast des Proveditor, ein ziemlich elendes Gebäude. Man trat zuerst in einen Vorsaal, wo sich die Garde seiner Excellenz, die aus etwa dreyßig Soldaten bestand, aufhielt; wie im vordersten Saale beym Generalproveditor hieng auch hier ein ungeheures Gemählde mit dem Wappen des Gouverneurs. Sechs Hellebarden und die Mäntel der Hellebardiere paradirten gleichfalls an der Mauer. Eine schlechte Pritsche für die Soldaten nahm die andre Seite des Vorsaals ein. Aus diesem Vorsaale kam man in den

Saal, wo der Proveditor Gericht hielt, und wo sich die Adlichen versammelten, wenn das schlechte Wetter seine Excellenz verhinderte, sich in die Stadt zu begeben. An der Decke war Themis mit allen ihren Attributen abgebildet. Da ich einstmals einem Prozesse beywohnte, näherte sich mir einer von den Klägern, wunderte sich, daß ich dieses Gemählde so oft anblickte, und erklärte es mir folgendermaßen: Was Sie da sehen, ist das Bildniß einer Buhlerin, ihre Gunstbezeugungen sind für Geld feil, und ich habe nie etwas von ihr erhalten können. Die Vernunft ist für mich in dem gegenwärtigen Prozeß, wie in funfzig andern. Ich habe alle funfzig verloren, und werde diesen auch verlieren. Er irrte sich nicht, schien aber sein Unglück sehr gleichmüthig zu ertragen.

Die Möbeln des Saals bestanden in einem kleinen, mit einem Teppich bedeckten Tische, auf dem das Evangelienbuch lag, drey Armstühle für den Proveditor und zwey Räthe, und gegenüber eine Bühne für den Redner. Während dieser sprach, standen die Procuratoren bey ihm, welche die Acten und das Gesetzbuch hielten, woraus sie einzelne Stellen, nachdem es der Redner verlangte, ablasen. Die Zuhörer von Stande hatten gleichfalls Stühle. Wenn sie alle Reden bis zu Ende hören müssen, waren sie sehr zu bedauern.

Eine hölzerne Treppe führte zu den Zimmern des Proveditor. Ich habe nichts darin gesehen, was die Neugierde der Leser befriedigen könnte.

Neben dem Pallaste des Proveditor wohnten die beyden Räthe, die der Senat ernannte, in einem Hause, welches der Regierung gehörte. Seitdem dieses gänzlich

zusammenfiel, mietheten sich die Herren in die Stadt ein, und erhielten etwas Gewisses zur Entschädigung. Dasselbe geschah mit dem Proveditor selbst, weil das letzte Erdbeben seinen Pallast zerstörte.

Die Vestungswerke bestehen blos aus Mauern, die an mehrerern Stellen beschädigt sind. Südlich liegt ein Ravelin, wo die Flagge des heiligen Markus wehte; etwa zwanzig eiserne Kanonen lagen in der Vestung, aber die mehresten in schlechtem Zustande und ohne Lavetten. Oft mußte man sie durch Böller verstärken, um die Grüsse der fremden Kriegsschiffe zu beantworten.

Die Vestung hat eine vortreffliche Quelle, welche Naranzera heißt. Entweder wegen der Nachbarschaft einiger Orangenbäume, oder um den vortrefflichen Geschmack des Wassers zu beschreiben. Diese Quelle versieht einen Theil der Stadt mit Wasser, aber der Transport auf Mauleseln macht es sehr theuer. Außerdem giebt es mehrere Cisternen. Nahe dabey liegt ein Franziscanerkloster. Der Convent bestand aus einem einzigen fetten Mönche, der in aller Frömmigkeit die Einkünfte verzehrte, welche für zwölf Conventualen bestimmt waren. Kirche und Kloster waren auch in schlechtem Zustande.

Der Proveditor ließ alle Sonn- und Festtage die Messe bey sich lesen, und hatte zu diesem Zwecke einen Caplan aus Venedig mitgebracht. Man weiß, daß in Italien, Spanien, und sonst auch in Frankreich jeder Angesehene oder Reiche sich darauf etwas zu Gute thät, einen eignen Beichtvater zu haben, der gewöhnlich den Herrn im Hause spielte.

Was die Fremden am meisten bewegt, die Vestung von Zante zu ersteigen, ist die außerordentlich schöne Aussicht, die man gegen Osten auf eine weite Ebne hat. Diese Ebne allein bringt den größten Theil aller Produkte der Insel hervor. Sie bestehet aus Landhäusern, Weinbergen, Olivenhainen, Gärten, Kornfeldern und Weiden. Zur Zeit der Weinlese oder Oehlernte kann man nichts schöneres sehen, als das Leben, welches auf diesem Gemählde herrscht, das vom Meere begrenzt wird. Diese Ebne hat etwa fünf Meilen Länge und viertehalb Breite. Bis zum Jahre sechszehnhundert drey und siebzig war sie ein Sumpf, den der Proveditor Angelo Barbarigo austrocknen ließ.

Die ganze Bevölkerung der Vestung machte zur Zeit der Venetianer, die Garnison mitgerechnet, vierhundert und funfzig Köpfe aus.

Die merkwürdigsten Gebäude auf dem Abhange des Berges sind die Kirchen. Die erste lateinische ist dem heiligen Elias geweiht, und ward durch einen Canonicus des Domcapitels versehen. Dieser bewohnt ein kleines artiges Haus, und besaß einen großen Küchengarten, dessen Produkte seine Bedürfnisse weit überstiegen.

Die griechischen Kirchen sind folgende: St. Johann in Lancada, welche zu einem Mönchskloster gehört; La Madonna Spiliotissa, oder Anafomitra, S. Georg dei Grebani und die Eliaskapelle.

Wenn man von der Vestung und dem Berge herunterkommt, trifft man den St. Markusplatz, welcher mitten in der Stadt liegt. Er ist klein, dreyeckig, mit Quadersteinen gepflastert, und von elenden Häusern um-

geben. Links liegt ein Kaffeehaus, das durch eine große Weinlaube vor der Sonne geschützt ist. Die jungen Leute bringen daselbst einen großen Theil des Tages mit Karten- und Billardspiel zu.

Man sieht ferner eine kleine griechische Kirche, und dabey die lateinische Kathedralkirche des heiligen Markus. Diese Kirche hat außer dem Hochaltar nur zwey kleine Kapellen, ward aber in gutem Zustande erhalten. Sie hängt mit dem bischöflichen Pallaste zusammen. In diesem befindet sich eine Gemähldegallerie, welche die verschiednen Bischöfe von Zante gesammelt haben. In dem Saale, wo der Bischof Audienz gab, war eine Art Thron mit einem Baldachin aufgeschlagen, vor welchem ein Betstuhl und ein großes Crucifix stand. Die Cathedralkirche ist von Häusern umgeben, welche zur Wohnung der Domherren bestimmt sind. Nahe dabey war die Hauptwache mit etwa dreyßig Soldaten, ein elendes Gebäude mit einer hölzernen Barriere, und zwey alten Kanonen auf verfaulten Lavetten. Der Offizier bewohnte ein kleines Stübchen, worein das Licht durch ein Gitterfenster ohne Glas fiel. Zwey andre Löcher dienten zum Aufenthalte der Soldaten und Gefangenen.

Auf der rechten Seite des Platzes stand das Haus des Commendanten, und neben an das Leihhaus, welches aus einem einzigen großen Saale bestand. Dieser Saal diente zur Aufbewahrung der Pfänder in dreyfach verschloßnen Schränken, und zur Versammlung des Adels. Am Ende stand eine Bühne mit Schranken umgeben. Hier saßen der Proveditor und seine Räthe. Unter dem

Saale war das Magazin für die Soldaten, wo man auch Zwieback für die Kriegsschiffe aufbewahrte.

Das Addreßhaus ward im Jahr 1670 gestiftet; es soll ein Capital von 150,000 Livres besitzen. Seit den Revolutionen auf Morea hat es einen sehr glücklichen Fortgang gehabt, da eine Menge Griechen mit ihren kostbarsten Habseligkeiten nach der venetianischen Insel flohen. Das Haus steht unter der Direction dreyer Administratoren, welche der versammelte Adel ernennt. Das Archiv der Stadt wird gleichfalls hier aufbewahrt.

Etwas weiter davon am Ufer des Meeres ist eine Art Rhede, um Barken, Kähne und Kauffahrtheyschiffe zu erbauen. Die größten halten zweyhundert bis zweyhundert funfzig Tonnen.

Auf demselben Platze ist das Büreau der Gesundheit. Es ist ein kleines Haus mit zwey Zimmern: in dem einen versammeln sich die Commissaire des Gesundheitsgerichts, in dem andern der Kanzler und seine Assessoren. In diesem Zimmer stand ein Schrank mit kleinen dreyeckigen Flaggen, um die Schiffe damit zu zeichnen, welche man ausrüstete, wenn die Pest auf dem festen Lande ausbrach, um heimliche Landung zu verhindern. Gegenüber ist ein anderes Haus, welches auch den Gesundheitscommissarien gehört. Oben ist ein Saal, vier kleine Stuben und eine Küche, wo man zuweilen fremden Passagieren zu wohnen erlaubte, welche während dem Aufenthalt ihres Schiffs ans Land kommen wollen. Dieses Haus hieß die Contumaz.

Der untere Theil diente zur Niederlage der Waaren, welche in den dicht dabey vor Anker liegenden Schiffen

waren. Es ist mit einem eisernen Gitter verschlossen, dessen Oeffnungen groß genug sind, Korn durch zu schaufeln. An verschiednen Orten stehen Schildwachen, daß niemand der Quarantaine haltenden Personen in die Stadt komme. Indeß konnte man die Erlaubniß leicht durch ein Trinkgeld an den Aufseher bekommen.

Das Zollhaus ist ein schlechtes Gebäude, und enthält oben zwey Zimmer für die Beamten, und unten eine Wachtstube für sieben oder acht sclavonische Soldaten, welche die Zollbedienten unterstützten. Diese letztern unterhielten auch eine mit Sclavoniern bewaffnete Barke, welche Achtung gaben, daß nichts heimlich ans Land gebracht werden konnte. In dieser Gegend liegt die griechische Kirche des heiligen Nicolaus, auf deren Glockenthurm man des Nachts einige Laternen brennend erhält, um den Schiffen zu leuchten. Oft genug aber waren die Laternen nicht angezündet, wenn sich der Priester das Oehl zueignete, welches er zu ihrem Unterhalte erhielt.

Diese Kirche giebt einem benachbarten Damm den Namen, welcher für die Galeeren, Barken und flachen Kauffartheyschiffe zum Hafen dient. Ehedem stand hier eine kleine Festung, wo der Gouverneur wohnte, und welche mit ihren Kanonen den Hafen deckte. Sie ward aber auf Klage des türkischen Hofes geschleift, weil man nur Kauffartheyschiffe hier aufnahm. Die Zollbedienten hatten hier einen kleinen Posten, welcher la piccola dogana oder der kleine Zoll hieß.

Nahe dabey liegt ein viereckiger Platz, auf dem das Fontego oder Korumagazin steht. Es ist nur ein Stockwerk hoch und mit Gitterfenstern versehen. Man

legte von jeder Ernte etwas zurück, um in Jahren des Mangels Vorrath zu haben.

Eine sehr enge Gasse führt von hier zum Markt, welcher den Namen piazza dell' erbe führt. Die Bauern bringen hieher ihre Früchte und Gemüse. Es stehen dort eine Menge Buden, wo man gesalzene Speisen, wie Caviar, Kabbeljau, Heeringe und dergleichen verkauft: andre handeln mit Korn von Morea. Diese Victualienhändler bildeten eine eigne Innung unter dem Namen frailla degli fromagieri, welche alle für einen für Bezahlung ihrer Waaren gut sagten, so daß die Groshändler, von welchen sie diese nahmen, keine Gefahr dabey hatten. Man fristete ihnen die Bezahlung beynahe auf ein ganzes Jahr. Mitten auf dem Markte steht ein Kaffeehaus, wo bloß der Adel zugelassen ward. Eine unbequemere und schmutzigere Lage konnte man nicht leicht wählen.

Von dem Markte kommt man in die Calle larga, oder große Straße, welche ziemlich gut gebaute Häuser enthält. Sie endigt sich bey einer Sandgrube, neben welcher die beyden schönsten und reichsten Kirchen aller griechischen Inseln stehen. Die erste ist dem heiligen Dionysius geweiht, und mit vielen Gemählden italiänischer Künstler geziert. Griechische Bildhauerkunst und Vergoldung ist darin verschwendet. Ein Priester von Zante hat eins der vorzüglichsten Stücke gemahlt. Es ist drey Fuß hoch, und so lang wie das Chor, wo die Weiber stehen. Es stellt eine Procession des heiligen Dionysius vor, enthält über dreyhundert Figuren, und man hat mich versichert, daß der größte Theil den Ori-

ginalen ähnlich sey. Die Kirche ist mit einer großen Menge silberner Lampen und andern Opfern geschmückt. Der Körper des heiligen Dionysius liegt in einem, mit vergoldetem Silberblech beschlagenen Sarge, welcher sehr künstlich gearbeitet ist. Ein Convent griechischer Mönche des heiligen Basilius unter der Aufsicht eines Abts, versehen den Gottesdienst. Sie wohnen in einem gut gebauten Kloster, worin aber eine große Unreinigkeit herrscht.

Die Kirche der Erscheinung (Phaneromenie) hat ohne Zweifel den nächsten Rang nach obiger. Sie ist an Vergoldung und Gemählden so reich, wie jene, und wird von einer großen Anzahl schöner Lampen erleuchtet. Auf Zante sind überhaupt die gottesdienstlichen Gebäude weit größer und prächtiger, als auf den übrigen Inseln. Die Furcht vor den Erdbeben hat sie auch nicht verhindert sehr hohe Glockenthürme darauf zu setzen.

Wenn man diesen Weg verfolgt, kommt man über den Fluß auf einer kleinen steinernen Brücke von drey Schwibbogen. Weiterhin am Ufer des Meers steht die griechische Kirche des heiligen Constantins, deren Façade aus einem Portico von acht Säulen besteht. Hier liegt ein rußischer General begraben, welcher im letzten Kriege Rußlands mit der Pforte im Hafen von Zante starb. Die venetianische Regierung zeigte bey dieser Gelegenheit ihre gewöhnliche Schwäche. Der kommandirende Offizier, welcher dem verstorbenen General nachfolgte, verlangte den Körper am Lande zu begraben. Der Proveditor antwortete, daß sein Geschwader in Quarantaine wäre, und der Körper daher im Lazarethe begraben werden müßte.

Der rußische Offizier aber, anstatt den Vorschlägen der Regierung zu gehorchen, befahl so gleich den Körper ans Land zu setzen. Man salutirte ihn von jedem Schiff mit neunzehn Kanonenschüßen, und alle Truppen begleiteten ihn. Sie landeten an der Sandgrube, und die Truppen stellten sich in zwey Reihen, zwischen denen man die Leiche, von allen Staabsoffizieren begleitet, trug. Der Proveditor glaubte, daß man nach dem Lazarethe gehen würde, und schickte einen Theil seiner Truppen zum Empfang der Leiche ab. Die Rußen begaben sich aber in die Kirche des heiligen Constantin, wo sie nach gehaltnem Gottesdienst den General begruben. Darauf machten sie einige militairische Evolutionen, wodurch sie eine Menge Insulaner verleiteten, sich auf dem Geschwader einzuschiffen. Diese Aufführung des rußischen Offiziers, die wider die Gesundheitsgesetze aller Völker lief, und die Neutralität einer freundschaftlichen Macht beleidigte, hätte doch gewiß eine Ahndung verdient. Wie oft entstanden nicht aus ähnlichen Kleinigkeiten blutige Kriege!

Das Lazareth besteht aus vier viereckten Höfen, welche mit niedrigen Mauern umgeben sind, und zur Niederlage der Quarantaine haltenden Waaren dienen. Es enthält einige Zimmer für die Passagiere. Das obere Stockwerk der Seeseite bewohnet der Aufseher des Lazareths, und das untere die acht Mann starke Wache. Die Nordostwinde verhindern gewöhnlich die Fahrzeuge zu landen, welchem Uebel aber durch einen kleinen Damm, mit geringen Kosten hätte abgeholfen werden können. Einige Mönche vom Orden des heiligen Antonius haben dicht beym Lazareth eine Kirche und ein Hospital, wo sie

die katholischen Kranken mit vieler Sorgfalt pflegen. Auf der andern Seite steht die Kirche des heiligen Rochus, deren Priester die griechischen Patienten besorgen.

Beym Ausgange des Lazareths findet man die von den Insulanern so sehr gerühmten Gärten, an denen aber nichts vorzügliches ist, als daß man kleine Lustparthien daselbst im Schatten der Oehlbäume anstellen kann.

Das Arsenal ist ein großes, halb offnes Gebäude, wo man zuweilen Thaue, Anker, Lavetten und Takelwerk verwahrte. Der Seeoffizier, welcher die Aufsicht darüber hatte, führte den Titel Amiraglio. Seine Pflicht war den fremden Fahrzeugen die sichersten Plätze im Hafen anzuweisen und zu sorgen, daß keines an das andre stieß.

Er mußte auch dafür sorgen, daß der Leuchtthurm St. Niklas beständig erhellt war, und daß bey Stürmen die Fahrzeuge, die sich in Noth befanden, Hülfe erhielten. An ihn wandte man sich, um geschickte Schiffer, durch den Archipelagus oder Golfo von Venedig zu erhalten. Außer seinem Sold erhielt er von jedem Schiffe, welches einlief, einen Thaler, und einen halben von jeder Barke. Die Fischerkähne mußten ihm einen Theil ihres Fangs abgeben.

Zunächst stößt man auf das Soldatenhospital, das in zwey Säle getheilt ist. Der unterste enthält vierzig elende Betten, in deren jedem zwey Kranke, oft von ganz verschiednen Gebrechen lagen. Der Schmutz, der Mangel an Arzneyen und das kärgliche, ungesunde Essen verursachte bey den meisten Patienten den Tod. Die Stellen des Administrators, des Arztes, und der übrigen Aufseher waren verkäuflich. Der oberste Saal diente zur

Auferziehung der Findelkinder, die ebenfalls zwey und zwey in einer Wiege lagen. Der Staat bezahlte eine mehr als hinlängliche Summe für jedes, aber die Todten wurden erst nach mehrern Monaten aus dem Verzeichniß gestrichen, und die Lebendigen so behandelt, daß man die Nachlässigkeit der Regierung verdammen muß.

Gegenüber dem Hospital liegt eine lateinische Kirche, die der Jungfrau Maria heilig ist; sie gehört zu einem, zweyhundert Jahr altem Franziskanerkloster, von der verbesserten Regel.

Wenn man die Küste immer weiter nach Norden verfolgt, trifft man einen steilen Pfad an, der zu einem Hügel leitet, auf dessen Spitze der Begräbnißplatz der hier verstorbnen Engländer ist. Es giebt nichts mahlerischers als diesen Gottesacker; er ist mit Mauern umgeben, und ein Priester der dabey in der Kapelle St. Georgs wohnt, hat die Aufsicht darüber. Jeder englische Capitain oder Passagier giebt ihm etwas, wovon er sich und seine Kirche hinlänglich erhält. Inwendig ist der Kirchhof mit Cypressen und andern Trauerbäumen besetzt, und voller Mausoleen auf Säulen, und Marmortafeln. In einer Ecke ist eine Grotte mit dem Grabe eines brittischen Consuls: die Wände sind mit Epheu bedeckt, das um die ausgehauenen Sinnbilder ranket, und eine lateinische Inschrift verkündet die Tugenden und den Todestag des Agenten. Alle übrigen Leichensteine tragen englische oder lateinische Inschriften mit dem Wappen des Verstorbenen.

Am nördlichsten Ende der Stadt fließt die Quelle Crio nero, welche das Uferviertel von Zante beschließt.

Die Stadt ſelbſt ſoll etwa zwölftauſend, ſo wie die ganze Inſel fünf und vierzig bis funfzig tauſend Seelen enthalten. Etwa funfzig Dörfer liegen in der Ebne und den Bergen zerſtreut.

Die Juden, etwa zweytauſend an der Zahl, haben ein eignes Stadtviertel inne, das mit Mauern umgeben, und deſſen Thore mit Wachen beſetzt ſind. Eine Synagoge beſitzen ſie nicht, ſondern verſammeln ſich in einem Saale bey dem Rabbiner.

Die Garniſon iſt dreyhundert Mann ſtark, und das Landvolk wie auf den übrigen Inſeln unter dem Namen Cernide enrollirt.

Sechszehnter Abschnitt.

Lateinische und griechische Religion, Regierung, Sitten und Kleidung.

Man schreibt der heiligen Veronica die Ehre zu, die Bewohner von Zante zur christlichen Religion bekehrt zu haben.

Zu der Zeit als die griechische und lateinische Kirche noch vereinigt waren, war Zante der Sitz eines Bischofs den der Pabst ernannte. Einer dieser Bischöfe war bey dem berühmten Concilium von Nicäa zugegen. Unter der Regierung Pabst Leo des Weisen ward Zante für suffragan von dem Bisthum Corinth erklärt. Keine der bekannten Christenverfolgungen hat die Einwohner von Zante beunruhigt.

Als die Lateiner Herren des Morgenlandes wurden, setzten sie in Griechenland catholische Bischöfe ein. Zante hatte dasselbe Schicksal: diese Aenderung empörte die Insulaner, welche sämtlich griechische Christen waren. Sie vereinigten sich mit den übrigen Griechen und brachten ihre Klagen auf dem florentinischen Concilium an. Man entschied daß alle diese Kirchen zugleich einen griechischen und einen lateinischen Bischof haben sollten, und nach dem Tode eines von beyden zu keiner neuen Wahl geschritten werden dürfte, als bis der andre auch gestorben wäre. Das Hochstift Zante blieb lange unbesetzt, oder die vom Pabst ernannten Bischöfe residirten wenigstens nicht hier: so daß die Catholiken auf die Dienste einiger Franziskaner eingeschränkt waren, deren Kloster von den Türken

verbrannt, und die Kirche daher in ein Magazin verlegt ward. Bey der Besitznehmung der Venetianer waren alle Lateiner zur griechischen Religion übergegangen, und die Kirchen lagen in Ruinen, bis ein abgeschickter Geistlicher die Erlaubniß erhielt, sie wieder aufzubauen.

Leo der zehnte ernannte Ferdinand von Medicis zum Erzbischof von Zante, und dieser war der erste, der seine Dioeces besuchte: aber erst unter Sixtus V. ward eine Cathedralkirche erbaut, und Zante für suffragan von Corfu erklärt, Die Einkünfte des Bischofs betrugen etwa tausend und zweyhundert Thaler. Er mußte aber für die Erhaltung der Kirche (aber nicht der Klöster) sorgen. Der neue Bischof mußte sich die Bulle selbst aus Rom holen, und dort examiniren lassen, wodurch er immer einige Jahre aufgehalten ward.

Das Capitel bestand aus acht schlecht botirten Domherrn. Diese Prälaten hatten außer dem Pfarrer blos den Rang vor den übrigen Priestern voraus. Der Bischof hatte wie der von Corfu seinen kleinen Hof, und erhielt feyerliche Besuche von der Regierung.

So lange die Lateiner Herrn von Constantinopel waren, standen die griechischen Dioeceſen unter einem besondern Geistlichen, welcher den Titel Protopapa führte. Bey Gelegenheit der Ordinationen und dergleichen, worüber er keine Macht hatte, wandte er sich an den nächsten Prälaten.

Als die Insel venetianisch wurde, erlaubte der Senat dem Adel, alle fünf Jahr einen Protopapa zu wählen, der vom griechischen Erzbischof zu Cephalonien abhieng.

Die griechische Cathedralkirche St. Nicolaus wird vom Protopapa und sechs Capitularen versehen. Die griechischen Kirchen sind zahlreich, und schöner als auf den übrigen Inseln. Eine der vorzüglichsten ist die des heiligen Dionysius, die zum Kloster des heiligen Basilius gehört. Die Mönche desselben sind sehr reich, und die Strophadeninsel gehört ihnen. Auf dieser haben sie auch ein Stift, welches weiter unten beschrieben werden soll.

Die Regierung bestand aus drey venetianischen Edelleuten, nämlich einem Proveditor und zwey Räthen, die der Senat ernannte, und dieselben Functionen wie die von Cephalonien hätten. Der Proveditor hatte seinen Kanzler, Adjutanten, u. s. w. Auch der Adel stand im nämlichen Verhältniß wie dort.

Als die Venetianer von Zante Besitz nahmen, fanden sie die Insel durch die Verheerungen der Türken und die darauf erfolgten Auswanderungen sehr entvölkert. Der Senat unterließ nichts, um neue Einwohner hinzuziehn, und die Einrichtung eines Adels, so wie die sanfte Regierung verursachte bald ein Zuströmen von vielen Italienern, die dort durch den Krieg vertrieben oder durch die Hoffnung einer angenehmern Lage hingelockt waren.

Die Besatzung bestand aus dreyhundert Mann, unter dem Commando eines Obristen. Die Cernide oder Landmiliz stand unter einem Adlichen, welcher Sopraintendente hieß.

Unordnung und schlechte Handlungen fielen auf Zante häufiger als irgendwo vor. Durch die Habsucht der Regierenden entstanden und erhielten sich die schänd-

lichsten Mißbräuche. Jeder Proveditor brachte eine Summe Zechinen, oft von Juden erborgt mit, welche unter die Bauern; unter dem Vorwand sie zu unterstützen vertheilt ward; aber nach einem Jahre mußten sie den doppelten Preis an Waaren erlegen. Einwendungen, man brauche keine Hülfe, wurden mit Gefängniß bestraft, und die Freyheit war nur für Geld wieder zu erlangen. Diese Erpressungen hießen Prostichii. Die Vornehmen konnten ihren Landsleuten nicht helfen, sie hielten es also für das beste, sie mit auszuplündern.

Hierdurch entstand ein so bitterer Haß der Bauern, gegen den Adel und die Bürger, daß sie oft bewaffnet in die Stadt drangen, und nur durch Geld von Empörungen abzuhalten waren. Mehr als einmal wollten sie aus Rache, blind gegen ihr eignes Interesse, die Weinpflanzungen verbrennen.

Kein Verbrechen war so häufig als der Mord. Die Sicherheit vor der Strafe reizte einen Bürger gegen den andern: und die Ahndung war eine geringe Geldsumme. Die Mörder griffen das Schlachtopfer nicht öffentlich an, sondern im Augenblicke des höchsten Vertrauens, und das Volk stürzte augenblicklich herbey, nicht um zu helfen, sondern sich an der Angst des Sterbenden zu weiden.

Die meisten Leute von Ansehn hatten solche Bravi in ihrem Solde, die für ein geringes Geld die Feinde ihrer Patrone kaltblütig hinrichteten. Dessenungeachtet wäre nichts leichter als Ruhe und Ordnung bey diesem Volke einzuführen, wie die rühmlichen Bemühungen einiger Proveditoren bewiesen haben. Was diesen braven

Männern an Beute und Raub entgieng, ward ihnen durch die Dankbarkeit des Volks doppelt ersetzt.

Die Zwistigkeiten unter den Familien von Zante hörten nicht auf, weil die Regierung sie beförderte: Gastfreyheit war auch daher hier nicht so allgemein wie in Cephalonien, der Nachbarschaft ungeachtet. Erziehung findet sich blos bey den Reichen. Befinden sich drey Söhne in einer Familie, so studirte der älteste Medizin oder die Rechte, auf irgend einer italiänischen Universität, der zweyte ward ein Geistlicher, und der dritte widmete sich der Oeconomie, um das gemeinschaftliche Vermögen zu verwalten,

Die Weiber leben in einer Art von Sclaverey, wie die von Corfu vor hundert Jahren. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Baumwollenspinnen mit der Spindel. Dieses Garn heißt Salioto, weil sie es beym Spinnen mit Speichel benetzen. Strümpfe aus dieser Baumwolle gestrickt, wurden dreymal so theuer als seidne bezahlt. Die Peloponneser auf Zante wußten aus diesem Talent der Weiber ihren Vortheil sehr gut zu ziehen.

Wenn die Frauenzimmer ausgehen, bedecken sie das Gesicht mit einer schwarzsammtnen Maske, die mit Spitzen besetzt ist. Ihre Kleidung besteht in einem weißen, über den Kopf geschlagenen Mantel, einer schwarz atlassenen Jacke und einer kattunenen Schürze. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem dreyeckigen Hut, den sie mit Federn und Blumen schmücken. Die Bauerweiber haben blos einen feinen Schleyer auf, den sie aber zurückschlagen. Zur Fastenzeit darf kein Weib mit der Maske ausgehn.

Die Kleidung der Männer stimmt völlig mit der von Corfu überein, nur die rothe Mütze und der große Mantel wird blos von den Matrosen getragen. Die Städter tragen im Sommer eine gestrickte durchbrochne Mütze: die Haare haben sie fast ganz abgeschoren, aber den Schnurrbart lassen sie stehen. Ihre Beinkleider sind enge und kurz. Im Winter tragen sie einen Mantel, doch viel leichter als den der Matrosen: und im Sommer einen leinewandnen, der auf einer Schulter hängt. Ihre Schuhe schnallen sie mit dicken silbernen Spangen zu.

Die Bauern tragen einen sehr dicken Mantel, der nur bis an die Hüften geht. Pistolen und Dolch machen den gesuchtesten Theil des Anzugs aus.

Siebzehnter Abschnitt.

Ackerbau, Produkte, Industrie, Handel, Schiffarth.

Von allen venetianischen Besitzungen in der Levante, scheint die Insel Zante am vorzüglichsten von der Natur begünstigt zu seyn. Die gute Lage und ihre Fruchtbarkeit haben ihr schon bey den Alten Lobeserhebungen erworben. Strabo, Plinius und Herodot rühmen sie, und selbst die Dichter geben ihr Beynamen, welche obige Eigenschaften bezeugen.

In den Zeiten, als die Einwohner keine Bedürfnisse kannten, setzte sie der Weinstock und der Oehlbaum in den Stand, das wenige zu bezahlen, was ihnen Fremde zuführten. Als aber Handel und Schiffarth sich ausbildeten, und Kenntnisse an zu blühen fiengen, änderten sich die Verhältnisse. Man bauete weniger Korn, weil die edlern Früchte hinreichend geschätzt wurden, um für den Ueberfluß Korn von denen zu kaufen, deren Boden nichts besseres trug. Die Corinthen sind für Zante geworden, was Zucker und Caffee für Westindien ist. Anfangs behandelte man sie blos als Arzney oder Leckerbissen: aber die große Begierde der Nordländer nach dieser Frucht verwandelte bald die Kornfelder in Weinberge, und gewiß würde Zante dem wetteifernden Morea zuvor gekommen seyn, wenn nicht eine übel verstandene Politik dieses Produkt mit Einschränkungen belegt

hätte, die dem Lande und Eigenthümer gleich schädlich waren.

Die griechischen Inseln hatten das Schicksal aller ausländischen Besitzungen, nur für einen Gegenstand angesehn zu werden, welcher zur Bereicherung der Hauptstadt diente. Man glaubte in den Produkten der Inseln eine Hülfe wider den zunehmenden Verfall zu finden. Die Corinthen, welche schon neun Prozent erlegten, mußten noch vier und vierzig Livres (oder vier Zechinen) vom Scheffel bezahlen. Bald fügte man das Novissimo, eine neue Auflage von zwey und zwanzig Livres vom Scheffel ein. Der Provveditor erhielt zwey, und jeder Rath eins vom hundert. Das Novissimo war blos zu Gunsten der venetianischen Schiffe, welche Pöckelfleisch und dergleichen nach Venedig brachten, nachdem sie Corinthen exportirt hatten.

Durch dieses verderbliche System wurden einige Unterthanen reich, und eine Menge arm. Da nun die Corinthen von Morea nur drey Prozent erlegten, wodurch alle Käufer angelockt, und durch Kriege die Engländer oft aus dem mittelländischen Meere verjagt wurden: so ward dadurch der Absatz so vermindert, daß die Einwohner der Inseln genöthigt waren, einen Theil als verdorben wegzuwerfen, und mit dem andern das Vieh zu füttern. Ward hierdurch nicht der Eigenthümer arm, und der Staat seiner Einnahme verlustig?

Da man besorgte, die Verkäufer möchten wie die Corfuaner beym Oehl den Preis verschweigen oder ge-

ringer ansetzen, erfand man eine Anordnung, die eine neue Last für den Besitzer ward. Der Käufer mußte bey der Regierung die verkäufliche Quantität angeben. Diese wählte aus dem Adel, den Bürgern und der Kaufmannschaft fünf Personen, welche sodann den Preis festsetzten, und durch Trompetenschall dem Publico bekannt machten.

Man hatte den russischen Fahrzeugen vom schwarzen Meer das Novissimo erlassen; auch dies hatte keinen Nutzen, die Consumtion der Colonie Cherson war unbeträchtlich, und die Schiffart dorthin durch die Kriege mit den Türken beständig unterbrochen. Hingegen konnte diese kleine Erleichterung keinen Fremden zu lästigen Speculationen reizen. Endlich beschloß der Senat, vom Proveditor zu Zante genaue Aufschlüsse über den Anbau und die Ausfuhr der Corinthen zu fordern.

Die Eingebornen bemühten sich, diese Gelegenheit zu benutzen, und ernannten einen Gesandten, welcher die wahre Lage des Handels, und die Mittel ihm aufzuhelfen, vorstellen sollte. Allein dieser Deputirte wandte seine Diäten auf Privatgeschäfte, und eine zweyte Gesandtschaft hatte keinen bessern Erfolg.

Der Werth aller Corinthen betrug gewöhnlich neun bis zehn Millionen Livres, und tausend Pfund kosteten höchstens hundert und zehn Livres, die der Käufer aber wohl für zweyhundert und zwanzig Livres wieder verkaufte. Durch Minderung der Abgaben würden sich bald mehr Käufer gefunden, und die Eigenthümer mehr angebauet haben, so daß der Staat nichts an

Einkünften verloren hätte, und es venetianischen Schiffen leichter geworden wäre, die Corinthen selbst auszuführen.

Der Hauptartikel der Ausfuhr ist nach den Corinthen ist das Oehl. Nach Abzug des auf der Insel verbrauchten betrug es sechzig bis siebzig tausend Livres. Dieses Oehl durfte wie das von Corfu nur in Venedig verhandelt werden.

Wein und Liqueurweine werden auf der Insel vertrunken, und nur die einlaufenden Schiffe und die Patronen in Venedig erhielten einen Theil davon.

Industrie vermehrte die Einnahme nicht. Ziegenharne Teppiche für die venetianischen Gondeln giengen nur als Geschenke nach der Hauptstadt. Was die Seeleute durch Hin- und Herschiffen zwischen den Inseln, und die Bauern durch Arbeiten in Morea zur Erndtezeit verdienten, gieng für Bedürfnisse wieder ins Ausland.

Von Morea erhielt Zante Korn, Vieh, frische und gesalzene Fische, das übrige von Italien über Corfu, aber das wenigste aus Venedig selbst. Mit Morea in Hervorbringung der Lebensmittel zu wetteifern ist unmöglich, aber in Absicht der Kunstproducte mit Corfu wäre sehr leicht.

Ehedem holten die Einwohner von Zante die ausländischen Waaren selbst aus Livorno, Neapel und andern Orten, bis die Revolutionen in Morea eine Menge Flüchtlinge nach Zante trieben. Diese zogen sogleich Vortheil von der geringen Thätigkeit ihrer Gastfreunde, und da die ungeheuren Abgaben ihnen keinen Profit von

der Korinthenausfuhr versprachen, so richteten sie ihr Augenmerk auf die Einfuhr. Beym eröffneten Handel mit Rußland brachten sie zantische Seide, Baumwolle und Seife nach der Krim, und holten von dort Eisen, Caviar und Pöckelfleisch, das sie mit Vortheil in Zante verkauften, und dadurch die Einwohner von Morea aufmunterten ihrem Beyspiel zu folgen. So verbesserten sie nicht allein ihren Zustand, sondern gaben auch ihren Landsleuten dazu Gelegenheit.

Dies ist das treue Gemählde des zantischen Handels zur Zeit der venetianischen Herrschaft. Der Vortheil war nicht ganz auf Seiten der Insulaner, aber durch die Erleichterungen, von denen ich bey Corfu gesprochen habe, wäre es leicht gewesen, ihnen den Ausschlag zu geben, und die Einwohner aus der zwangvollen Lage, in der sie seufzten, hervorzuziehen.

Das teutsche Reich, Frankreich, Spanien, England, Holland, Neapel und Ragusa hatten Residenten in Zante, deren Stellen wie die der Consuln auf den übrigen Inseln von den fremden Gesandten in Venedig vergeben wurden. Gewöhnlich nahm man Eingeborne, die auf diese Stellen so erpicht waren, daß sie mit großen Summen die Stimme der Gesandten, und die dazu erforderliche Bestätigung des Senats zu Venedig erkauften, wodurch sie aber auch einigermaßen von den Plackereyen des Proveditor befreyt waren. Ihre Besoldung bestand in den Geschenken der Schiffscapitaine, denen sie Unterstützung verschafften. Man sieht leicht, daß diese Art Consuln von keinem großen Nutzen seyn konnten.

Bis 1778 hatte Frankreich keine andern Agenten auf den venetianischen Inseln, als die vorher genannten; allein in diesem Jahr wurde ein Oberconsul nach Venedig geschickt, um vorzüglich die Vertilgung der Seeräuber beym Senat zu befördern. Er ernannte die Unterconsuln, deren Bestallung der Senat in Venedig bestätigte.

Rußland beschloß auch für die Inseln Agenten zu ernennen, weil es bey seinen Absichten auf Griechenland von ihnen Vortheile erwartete. Die Pforte hatte keine Agenten in Zante; ein Eingeborner besorgte die türkische Flagge, der seine Befehle vom Generalproveditor zu Corfu erhielt.

Achtzehnter Abschnitt.

Blick auf den venetianischen Handel mit Frankreich.

In den ältern Zeiten hatte Venedig den blühendsten Handel, und war Beherscherin der Schiffarth. Der Handel nach Ostindien und Asien über Alexandrien, so wie der levantische, war in dessen Händen. Durch Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, nahm der ostindische Handel einen andern Weg, und der venetianische erlitt einen großen Stoß, bis er zu unsern Zeiten ganz unbedeutend geworden ist.

Die häufigen Fahrten über ein fremdes stürmisches Meer, erforderten eine gänzliche Reform in der Schiffsbaukunst. In Venedig traten die Navi alte an die Stelle der Galionen. Da aber der Adel, in dessen Händen der Handel war, sich dieses zu gemein gewordenen Gewerbes entschlug, ward die Regierung genöthigt, den Bau der neuen Schiffe durch ansehnliche Unterstützungen zu begünstigen.

Die Navi alte unterhielten auch die Verbindung mit der Levante und den übrigen europäischen Reichen sehr gut, bis der Friede mit den Staaten der Barbarey die Ursache ward, daß drey bis vierhundert kleine Fahrzeuge diese großen Schiffe verdrängten: und hierdurch ward der venetianische bisherige Activhandel beträchtlich vermindert. Später wurde durch den zunehmenden Han-

delsgeist der Gränznachbaren von Venedig, und vorzüglich durch die Bemühungen der Kaiserin Königin Maria Theresia zur Aufnahme von Triest, der Activhandel immer mehr verringert, so daß mit der Zeit dieser Hafen das werden mußte, was Venedig vorher gewesen war, und hätte die Republik ihre fernere Existenz behalten, so wäre Venedig ein Handelsplatz geworden, der auf dem adriatischen Meere das kleinste Verkehr gehabt hatte.

Dies läßt sich klar beweisen: die Produkte der venetianischen Lombardei sind sehr ansehnlich. Man gewinnt dort eine Menge Seide, Wolle, Getreide, Hanf, Flachs und andere wichtige Artikel. Indessen dienen diese Produkte bey dem Verfall der venetianischen Manufacturen nur dazu, um Fremde zu beschäfftigen. Franzosen und Engländer haben ein solches Uebergewicht auf den Märkten von Bergamo und Verona, daß die Seide beyder Provinzen gröstentheils nach England und Lyon ausgeführt wird. Die Tuchfabriken sind eben so sehr gefallen, die Tücher von Padua und andern Orten der Lombardei waren freylich von geringerer Güte, als die feinen englischen und französischen, indeß doch von derselben Beschaffenheit, als die deutschen und holländischen. Allein selbst in Venedig hatten sie so geringen Werth, daß sie selbst den geringen Credit verloren, den sie doch verdienten. Gute Leinwand ward in Bergamo, Linosi und andern Orten verfertigt; aber die Venetianer gaben der schlesischen und holländischen Leinwand einen höhern Werth, so daß ihr Gebiet von fremden Manufacturwaaren überschwemmt ward. Es war zwar ein Verbot gegen die Einfuhr dieser fremden Handelsartikel vorhan-

dern, um den Absatz einheimischer Fabrikwaaren zu befördern, aber dies ward in den Provinzen und der Hauptstadt keinesweges beobachtet.

Die levantischen Inseln erhielten alle ihre Kleidungsstücke und Artikel des Luxus fast einzig von Livigaglia. Jährlich kamen von dieser Messe Schiffe mit verbotenen Waaren nach Corfu, Zante ꝛc. Ihre Einfuhr ward durch die venetianischen Rathsherren befördert, weil sie davon Vortheile zogen.

Es liegt in der Natur aristokratischer Staaten, daß sie an alten Gesetzen, Verordnungen und Gewohnheiten fest hängen, die man längst gegen andere hätte vertauschen sollen. Die Regierung von Venedig befolgte vorzüglich diese schädliche Maxime. Ihr alter Handel nach Egypten war äußerst lebhaft. Durch denselben vertauschten sie einheimische Natur- und Kunstprodukte gegen Waaren des Orients. Baarschaften waren bey diesem Verkehr nicht nöthig, und die eingeführten morgenländischen Waaren setzte man wieder in andern Ländern ab. Dadurch ward dieser Handel für Venedig sehr vortheilhaft. Aber in neuern Zeiten war die Nachfrage nach venetianischen Fabrikaten so sehr gefallen, daß man in Egypten weder Tücher noch Goldstoffe verlangte, und selbst die Glaskorallen geringern Absatz hatten. Etwas Schnitzpapier fand man freylich, aber davon ward wenig eingeführt. Zuletzt verfiel der egyptische Handel so sehr, daß zwey Drittheile der dort eingekauften Waaren, wie Kaffee, Specereyen, Baumwollenwaaren, Saffran ꝛc. mit baarem Gelde bezahlt werden mußten. Wenn Kaffee verlor Venedig sehr viel, und es zu verwundern, daß sie

sich damit auf diesem Wege versorgten, da der westindische wohlfeiler zu haben war. Der levantische ward blos im Lande verbraucht, und kostete ansehnliche Summen.

Frankreich mußte nach seiner Lage, und der Beschaffenheit seiner Producte das Uebergewicht im italiänischen Handel haben. Die Verschiedenheit der venetianischen Producte, und die ansehnliche Bevölkerung dieses ehemaligen Freystaats hätte die französischen Kaufleute reizen müssen, diesen Handel auszudehnen. Dazu war aber vor allen ein Kommerztraktat nöthig, der eben so bestimmt und deutlich seyn mußte, als die bisherigen mit der ottomannischen Pforte.

Venedig mußte das Verbot der Einfuhr des westindischen Kaffes und anderer Artikel aufheben, auch die Einfuhrzölle herunter setzen. Die Einfuhr französischer Fabrikwaaren, nach Dalmatien und den venetianischen Inseln konnte freylich nie bedeutend werden, aber sie würden auf diesem Wege neuen Absatz ins türkische Reich gefunden haben.

Marseille konnte den Inseln auf geradem Wege die Artikel zuführen, welche sie bisher von Sinigaglia, Triest und Livorno erhielten. Dagegen konnte Marseille desto größere Vortheile von der Ausfuhr dieser Inseln ziehen. In Frankreich ist zwar der Verbrauch der Korinthen nicht ansehnlich, allein diese konnten von hier wieder nach England, Holland, den nordischen Reichen und Nordamerika exportirt werden. Wegen der hohen Ausfuhrzölle aber konnte Marseille diese Spekulation bisher nicht wagen, und holte daher diesen Artikel aus Morea. Die Oehlexporten

konnten wegen der hohen Zölle nicht beträchtlich seyn, zumal da man dasselbe zu gleichen Preisen in Morea, Candien und andern Inseln erhalten konnte.

Wir hätten auf dem Fall eines Kommerztractats nach Venedig fünf bis sechs Ladungen Zucker versenden können. Dafür würden wir einige Ladungen Hanf und Schiffbauholz erhalten haben. Venedig kann zweyerley Arten von Hanf ausführen, die eine welche Montagnana heißt, wächst im Gebiete dieser Exrepublik. Die andere bessere Sorte, die man auch in Ancona einkaufen kann, kommt von Bologna.

Der französische Generalconsul für Venedig mit zehntausend Livres Gehalt, war so wenig von Nutzen als die ehemaligen Titularconsuln auf den Inseln, und war nur das Werk eines Ministers, der auf Kosten der Nation einer seiner Creaturen einen einträglichen Posten verschaffen wollte. In diesem Theil des Orients hatte Frankreich gar keine Handelsverhältnisse, und die französische Flagge erschien nur selten auf diesen Meeren.

Im Jahr 1784 bildete sich das erste französische Handelshaus in Prevesa, für albanisches Schiffholz, wie oben bereits gesagt worden, und das zweyte in Zante im Jahr 1790, um Réglise (eingekochten Süßholzsaft) und Olivenöhl für Marseille zu verfertigen. Allein, ob man gleich mit diesem Gewerbe die Einfuhr des Pöckelfleisches, und die Exportation der Corinthen verband, so wäre sie doch beynah gefallen, wenn sie sich durch Importation des levantischen Getreides in die südlichen Provinzen von Frankreich nicht gehalten hätte. Von der Zeit an fieng das französische Generalconsulat der

griechischen Inseln an Nutzen zu stiften, da die Lage der Inseln zwischen Italien und der Türkey, den Consul in den Stand setzte alle Unternehmungen Venedigs wider den französischen Handel, genau zu beobachten.

Handel mit Triest, Istrien, St. Vee, Carlobago und Portore.

Der Handel Venedigs mit der Küste von Oesterreich, scheint mir nicht außer dem Zwecke dieses Werks zu liegen, zumal da dieser Theil Deutschlands ganz von venetianischem Gebiet umgeben ist, und Venedig selbst jetzt einen Theil der österreichischen Besitzungen auswacht.

Seitdem die österreichische Regierung ihr Augenmerk darauf gerichtet hat, den Hafen von Triest bequem und sicher einzurichten, ist dieser Ort schnell einer der vorzüglichsten Handelsplätze des adriatischen Meeres geworden. Böhmen, Schlesien, Mähren, Ungarn und andre teutsche Provinzen schicken ihre Waaren nach Triest, woher sie in der Folge nach Syrien, Caramanien, Candien, Smyrna, Salonich und den griechischen Inseln ausgeführt werden; indessen andere deutsche und ungrische Produkte wohlfeiler auf der Donau nach Constantinopel gelangen. Wollene Tücher giengen häufig nach der Türkey, seitdem es an französischen fehlte.

Das gemeine Volk und die Matrosen der venetianischen Inseln liebten sehr die Art Zeug, welche Cotone hieß, und von Triest oder Sinigaglia kam. Böhmische Crystalle und Glaswaaren machten gleichfalls einen Hauptartikel im levantischen Handel aus. Triest setzte jährlich mehrere Ladungen Bohlen, Nägel, u. s. w., so wie Ungarn Pöckelfleisch und Tobak ab. Der ungrische

Schnupftabak, Terzato genannt, wird in der Levante allgemein gebraucht; aber die Ausfuhr des Pökelfleisches hat sich sehr vermindert, seitdem ein großer Theil der ungrischen Viehweiden zum Kornbau benutzt worden ist.

Indessen hat dieser Handelszweig die Aufmerksamkeit der französischen Negozianten auf sich gezogen, welche die Marine, und vorzüglich die toulouer Flotte, hinlänglich damit versahen, weil zu Kriegszeiten das irländische Pökelfleisch zu theuer, und nur mit Schwierigkeiten zu bekommen war.

Der Orient führte dagegen nach Triest aus Syrien, Smyrna, Constantinopel, und Salonich: Baumwolle, Wolle, Wachs, Tabak in Blättern, Ochsenhäute, Bergalaun, und Knoppern. Alles machte jährlich etwa hundert Schiffsladungen, von hundert bis zweyhundert Tonnen aus. Von Apulien und Abruzzo giengen grosse Transporte Oehl, so wie aus Marseille drey bis vier Ladungen Caffee, und fünf bis sechs Ladungen Zucker nach Triest. Alles dieses ward weiter nach Deutschland verfahren.

Die venetianischen Schiffe waren die zahlreichsten in Triest. So viel Mühe sich auch Venedig gab diesen Handelsplatz zu unterdrücken, so konnte es ihm nicht gelingen, weil auf der ganzen ausflossenden Küste von Istrien keine Handelsstadt liegt, sondern die Einwohner sich blos vom Fischfang nähren. Die Venetianer zogen sonst aus Istrien das mehreste Krummholz für ihre Kriegsschiffe.

St. Veit, Carlobago und Portore, liegen an dem Meerbusen, welcher Istrien östlich begränzt. St. Veit

(Fiume) war der Hauptort unter diesen, allein er ist durch den schnellen Anwachs von Triest sehr heruntergekommen. Von hier ward etwas Terzatotabak, nebst Schiffsplanken und Eisenwaaren ausgeführt. In Portore werden Fahrzeuge von den schönen Eichen, des österreichischen Croatiens erbauet. Dies brachte Joseph II. auf die Idee, hier ein Arsenal anzulegen. Dies glänzende Projekt verschwand aber von selbst, da es an der Hauptsache, an Seeleuten fehlte, die wegen Mangel an Schifffarth auf dieser Küste gar nicht zu haben waren. Der erste Versuch des Schiffbaues in Portore waren zwey Fregatten zur Beschützung des Handels; da aber der Kaiser die Unmöglichkeit seines Unternehmens bald einsah, schenkte er sie seinem Bruder dem Großherzog von Toscana, welcher sie besser benutzen könnte.

Da Oesterreich jetzt die ganze venetianische Küste besitzt, so könnte es diesen alten Entwurf leicht ausführen. So lange aber Frankreich, Corfu, den Schlüssel des adriatischen Meeres in Händen hat, könnte es diese aufkeimende Seemacht leicht zerstören.

Dalmatischer Handel.

Eine lange Reihe kleiner Inseln bildet mit der dalmatischen Küste verschiedne sichere Canäle; die aber nur für kleine Fahrzeuge schiffbar sind. Zehn Meilen südöstlich von Portore liegt Zara die Hauptstadt von Oberdalmatien. Die bosnischen und croatischen Ochsen, welche von hier nach Venedig gehn, ausgenommen, ist Zara kein Gegenstand des Handels. In Zebenico, einem eben so unbedeutenden Ort, hätte Frankreich einen Viceconsul,

welcher blos die Correspondenz von Paris und Constantinopel besorgte.

Nahe dabey liegt Spalatro die Hauptstadt von Niederdalmatien, von hier gewinnt das Land ein ganz andres Ansehn, es hört auf unfruchtbar und uninteressant für den Handel zu seyn, weil die Einwohner sich der Schifffarth bekannt machen. Der große Meerbusen in der Nachbarschaft von Spalatro von Narenta, schließt die Inseln, Brazza, Lesina, Solta, Zerona, Bue, und andre ein, die eine Menge des schönsten Weins geben. Die benachbarte Küste ist so reichlich mit Korn versehn, daß der vierte Theil davon ausgeführt wird. Von dem Wein geht der größte Theil nach den venetianischen Inseln, und etwas auch nach Venedig.

So lange Corfu der Sitz der Land- und Seemacht von Venedig war, ward hier eine ansehnliche Menge dalmatischer Weine verzehrt. Die Cephalonier fanden ihren Vortheil dabey ihn mit ihren Schiffen nicht nach Venedig, sondern den rußischen Handelsstädten am schwarzen Meer zuführen.

Spalatro hatte aber auch einen beträchtlichen Transitohandel, indem es die bosnischen Waaren als, Wolle, Seide, Wachs, Honig, Cordnan, und Ochsenhäute nach Italien, und Deutschland beförderte. Alle diese Waaren mußten in dem großen Lazareth mitten in der Stadt Quarantaine halten, wodurch die Pest aber oft in der ganzen Provinz verbreitet ward. Natürlich machte dies dem Staat mehr Kosten, als die Erbauung eines neuen Lazareths in einer menschenleeren Gegend.

Ehedem giengen fast alle Waaren nach Venedig, und der kleine Rest nach Ancona, aber seit der schnellen Aufnahme von Triest, gehen dorthin drey Viertel dieser Waaren, auf hundert kleinen Fahrzeugen, und höchstens ein Viertel nach Venedig. Frankreich hat gar keine Verbindung mit Spalatro, es würde aber diejenigen Waaren welche in der Türkey beliebt sind, vielleicht hier gut absetzen, z. B. Tücher, Caffee, Indigo, Zinn, und dergleichen.

Indessen hat ein französisches Handelshaus, welches sich in Absicht des bosnischen Handels in Ragusa ansetzte, aus mir unbekannten Gründen, keinen Fortgang gehabt, und sich bloß auf Bauholz an der türkischen Küste eingeschränkt.

Die Erlaubniß dieses Holz zu fällen gab der Pascha von Scutari; dieser hatte die List bekannt zu machen, es sey ein Firman oder Befehl des Großherrn dazu vonnöthen. Hierdurch war er im Stande, für die Erlaubniß, die nun eine große Gefälligkeit schien, eine ansehnliche Summe fodern zu können. Diese Habsucht des Pascha zwang auch endlich das französische Handelshaus auf die Wolkheise Verzicht zu thun, nachdem sie einige Schiffe erbaut, und einige Ladungen Holz nach Malta und Toulon gesandt hatten.

Bey Einführung des Zuckers, Caffees u. s. w. in Bosnien, hätte Frankreich die Nachbarschaft von Venedig und Triest nicht zu fürchten, da diese nicht im Stande sind diese Artikel aus der ersten Hand, oder so wohlfeil zu liefern. Dies würde auch auf die Ausfuhr von Spalatro großen Einfluß haben.

Neunzehnter Abschnitt.

Handel der Buchten von Cattaro, und der Städte Perasto, Risano, und Castelnovo.

Seitwärts von Ragusa sind die Buchten von Cattaro des letzten Orts, den die Venetianer an der albanischen Gränze besaßen. Diese Mündungen werden durch einen langen, gekrümmten Canal gebildet, an dessen Ende die Stadt Cattaro liegt. Die Einwohner sind betriebsam, gute Schiffer und die Stadt hat beträchtlichen Handel.

Cattaro ist die einzige Gränzvestung gegen die Türken, aber mit einer schwachen und schlecht erhaltnen Besatzung versehn. Ein venetianischer Senator, welcher den Titel eines Extraordinairenproveditor führte, besorgte alle Gränzangelegenheiten, und stand in dieser Hinsicht, unmittelbar unter dem Senat. Was seine übrigen Verrichtungen betraf, hieng er vom Generalproveditor von Zara ab. Bey außerordentlichen Fällen begab sich dieser nach Cattaro und die Autorität des extraordinairen Proveditor war dann suspendirt. Die Einwohner von Monte-negro versahen Cattaro mit Lebensmitteln aller Art, und Bosnien lieferte das Fleisch.

Trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens lieferte die Gegend hinreichend Oehl, Wein und allerley Früchte. Die Kornernte war unbeträchtlich, auch hielten sie einiges Rindvieh, da die Einwohner durch den Seedienst mehr

verdienten. Die Ufer des Meerbusens sind auf beyden Seiten mit Städten und Dörfern besäet, und geben Reisenden eine angenehme Aussicht. Die Handelsorte desselben, sind Perasto, Risano, Versagna, und Dobatra.

Um den Handel dieser Orte beurtheilen zu können, muß man in ältere Zeiten zurückgehen. Ehe Venedig mit den Staaten der Barbarey Friede geschlossen hatte, trieben die Einwohner von Cattaro und der benachbarten Städte ihren Handel mit Tartanen von einer besondern Bauart. Sie waren sehr stark bemannt, und die Besatzung, welche man aus den Landleuten zu nehmen pflegte, waren eben so gute Seeleute, als Soldaten. Damit segelte man nach Morea, Athen, Negropont, Candien und den andern griechischen Inseln, und diese Fahrzeuge erhielten so wie die ehemaligen Nave alte, durch die Bravour ihrer Mannschaft die Ehre der venetianischen Flagge.

Nach geschlossenem Frieden mit den barbarischen Seeräubern, wurden diese Tartanen, deren Ausrüstung viele Kosten verursachte, eben so wie die Nave alte mit kleinern weniger bemannten Fahrzeugen vertauscht! Ihre Anzahl kann man wohl auf hundert und funfzig schätzen, welche italiänische und andere Waaren nach Constantinopel, Thessalonich, Smirna, und andern levantischen Häfen bringen. Die ganz kleinern Schiffe dienen blos zum dalmatischen Küstenhandel, und die venetianischen Inseln mit den Waaren der Hauptstadt zu versehen.

Während der Kriege der europäischen Seemächte blühete der Handel dieser Seestädte, und vorzüglich ist Perasto dadurch reich geworden. Risano und Versagna

trieben außer dem Seehandel auch ein lebhaftes Verkehr mit Bosnien. Sie holen daher viel Rindvieh für eigenen Verbrauch; auch zu gewissen Jahreszeiten eine Menge Schaafe, deren Fleisch hernach gesalzen oder geräuchert wieder selbst nach Venedig ausgeführt wird. Eben dahin und nach den venetianischen Inseln pflegten sie auch Wolle, Talg und Häute zu exportiren.

Da die Schifffarth der vornehmste Nahrungszweig dieser Küstenbewohner ist, und der undankbare Boden ihnen nur geringen Unterhalt darbietet, so wandern sie häufig aus. Bey den Seekriegen im mittelländischen Meere dienen sie häufig als Matrosen auf fremden Schiffen, und die rußische Flotte hatte während der lezten Türkenkriege viele von diesen Leuten. Viele von ihnen sind nach der Krim gezogen, seitdem diese Halbinsel unter rußischer Herrschaft steht. Die venetianische Flotte unter dem Ritter Emo hat diese Gegend ebenfals entvölkert, indem die Einwohner auf derselben als Soldaten oder Matrosen Dienste nehmen müssen. An der Mündung des Meerbusens von Cattaro liegt Castelnovo am Abhange eines Berges an der Küste erbauet. Außerhalb den Mauern dieser Stadt ist das alte Lazareth erbauet, das sonst zur Aufbewahrung türkischer Waaren diente, die etwa aus Gegenden kamen, wo die Pest wütete. Aber dieser Handel hat sich durch verkehrte Anstalten der venetianischen Regierung ganz von hier weggezogen, daher sich die Einwohner von Castelnovo blos vom italiänischen Küstenhandel nähren.

Zwanzigster Abschnitt.

Physischer und politischer Zustand der Insel Cerigo und der Klippe Cerigotte.

Physischer Zustand der Insel Cerigo.

Die Insel Cerigo liegt beym Eingange des Archipelagus, nördlich von Canea und südlich von Morea. Sie hat zwanzig Meilen im Umfange, über acht Meilen in der Länge und fünfe oder sechse in ihrer größten Breite. Ihre Gestalt ist länglich.

Plinius setzt die Insel Cerigo nur fünftausend Schritt vom Vorgebirge Malea auf Morea, jetzt Cap Santo Angelo. Auch Strabo setzt sie vierzig Stadien von Malea neben Calauria, Egina und Salamis. Ptolemaeus und Sephanus bringen sie in die Nähe von Creta oder Candia. Dies ist richtig, denn von der Burg Cerigo entdeckt man bey heiterm Wetter Candia sehr leicht. Sinan-Cigale der berühmte türkische Admiral, nannte sie nach ihrer Lage die Laterne des Archipelagus. Oestlich dicht bey der Küste liegen drey Klippen, welche die Dragoneren heißen.

Die Corsaren und vorzüglich die Maltheser kreuzten gewöhnlich des Sommers um diese Felsen, und lauerten auf die türkischen Kauffartheyschiffe. Sie nahmen auch oft das Vieh weg, welches die Bewohner von Cerigo zur Weide auf diese Inselchen brachten.

Südlich zwey Meilen vom Ufer liegt eine andere Klippe, welche Ovo genannt wird. Sie hat den dritten Theil einer Meile im Umfange, und gleicht einem Zuckerplätzchen. Es ist ein unfruchtbarer Felsen, an dem man nicht landen kann: aber es ist nahe dabey sehr tief. Der Felsen erhebt sich senkrecht von der Meeresfläche zu einer Höhe von fünfhundert Fuß. Es soll eine Art rothhaarigter Kaninchen darauf geben, aber ich kann es nicht verbürgen. Drey Meilen davon trifft man zwey andere kleine Klippen, welche Coffé heißen.

Nach dem Strabo gab es zu seiner Zeit einen guten Hafen auf der Insel und nach dem Pausanias eine Rhede bey Cythere. Damals mochte der Ankergrund für die Schiffe dieser Zeiten gut genug seyn, für die heutigen Fahrzeuge ist er nicht zu gebrauchen. Längs dem Hafen von Cerigo findet man viele Ruinen, welche von der alten Stadt des Königs Menelaus seyn sollen. Am besten hat sich ein in den Felsen gehauener Schwibbogen erhalten, der nach der Aussage der Eingebohrnen ein Bad der Helena war, von deren Schlosse man auch noch Ueberbleibsel sieht, aber Wheler glaubt daß sie von einem alten Tempel sind *). Drey Meilen vom Hafen St. Nicolaus sieht man auf einem Berge eine große Menge weit ausgebreiteter Ruinen, und darunter Stücke eines Venustempels, welche heut zu Tage Paleo Castro heißen.

*) Der Engländer Georg Wheler war 1675 auf dieser Insel. Seine Reise erschien zuerst in London 1682. Fol. und ist nachher in einer französischen Uebersetzung häufig in Lyon, Utrecht und Amsterdam gedruckt worden.

Cerigo ist größtentheils mit Felsen bedeckt, seine Producte sind kärglich, und die Einwohner arm. Indessen ernten sie mehr Getreide als sie verzehren, und führen das meiste davon nach Zante und Cephalonien. Das Korn ist von weit besserer Beschaffenheit als das welches von Morea kömmt, daher es auch vorzüglich gesucht wird. Die Insel bringt hinreichend Oehl, aber wenig Flachs und Baumwolle hervor; auch Wein. Sie müssen aber von lezterm eine große Menge von Morea und Candien einführen.

Sie unterhalten Ziegenheerden, deren Milch sie zu gesalzenen Käsen verbrauchen: das Rindvieh kommt von Morea, aber die Consumtion ist gering. Unter den Früchten und Gemüsen zeichnet sich eine Art sehr kleiner Zwiebeln von vortrefflichem Geschmack und eben so kleiner Oliven aus. Die Cerigoten bedienen sich ihrer zu Geschenken an Freunde und Gönner. Man sammelt eine Menge sehr geschätzten Honig, der auch meist in gleicher Absicht ausgeführt wird.

Auf Cerigo werden zwey Arten Likörweine bereitet. Die erste heißt Liatico, und ist dieselbe, die ich bey Zante erwähnt habe: die zweyte ist ein weißer, sehr süßer Muskatwein. Diese Getränke werden sehr geliebt; zum Handelsartikel sind sie nicht hinlänglich, sie gehen also blos als Geschenke an Protectoren aus der Insel.

Cerigo ist sehr heftigen Windstößen ausgesetzt, welche dadurch daß sie die Pflanzen verbrennen und die Bäume auswurzeln, vielen Schaden verursachen. Das Federwildpret ist häufiger als auf den übrigen Inseln, weil es mehr Nahrung findet. Die Wachteln von Cerigo

sind berühmt; die Einwohner sammeln sie und machen sie in Weinessig mit trocknen Corinthen ein. Haasen und Caninchen sind fast die einzigen vierfüßigen Thiere. Zur Feurung bedient man sich der Wurzeln und Dornen: Heitzung bedürfen sie nicht, und ihre Mässigkeit schränkt das Küchenfeuer ein.

Die Küsten von Cerigo sind sehr fischreich, aber die Einwohner überließen die Vortheile des Fischfangs, und vorzüglich der Corallenfischerey den Neapolitanern, bis diese wegen Verminderung der Corallen und aus Furcht vor Corsaren darauf Verzicht leisteten.

Das Clima ist sehr mässig, aber so veränderlich wie auf den übrigen Inseln. Die Luft ist rein, aber vorzüglich den Schwindsüchtigen sehr gefährlich. Brüche sind eine ordentliche Localkrankheit, so daß beynahe der funfzigste Mensch damit behaftet ist. Die Aerzte schreiben dieses Uebel dem Einflusse der Luft zu, es kann aber auch erblich sein, oder von zu häufigem Genuß des Oehls und des Gemüses herrühren.

Die Alten gaben der Insel Cerigo den Beynamen Porphyris oder Porphyrissa, wegen der dort vorhandenen vortrefflichen Purpurschnecken. Plinius und die Neuern leiten es vom Ueberfluß des Porphyr's her, den man aber nie benutzt hat.

Am Fuße des Berges Santa Sophia, der diese Benennung von der daraufstehenden Kirche gleiches Namens hat, ist eine merkwürdige Höhle: der Eingang ist leicht, und bildet einen geräumigen Vorsaal; das Innere geht in Krümmungen fort, und von beyden Seiten sieht man kleine Plätze und enge Wege. Die Höhle ist voll Tropf-

stein, der verschiedene sehr natürliche Gestalten bildet. Man hat sich nie weit in die Höhle gewagt, weil man aus Mangel an Luft zu ersticken oder sich in den Krümmungen zu verirren befürchtete. Man findet noch viele andere Höhlen auf Cerigo. Erdbeben sind selten, und thun wenig Schaden.

Ein Botaniker würde sich auf dieser Insel nützlich beschäftigen können. Der Lotus edulis cretensis; der außerhalb Creta so selten gefunden wird, ist hier sehr häufig. Man findet auch den unächten Dictamus, den man von dem ächten cretensischen, welchem er sehr ähnlich ist, wohl unterscheiden muß. Der unächte hat weiße und purpurne Blumen, die vor dem Aufbrechen in einer weißen Knospe sitzen. Die Blätter sind größer und runder, der Stengel aber dicke und sammtartig.

Es wächst auf Cerigo eine Art Salvey mit aschgrauen und sehr wohlriechenden Blättern, deren Früchte den Galläpfeln gleichen; auch das Tragoriganum oder der Bocksmajoran, seines starken Geruchs wegen so genannt, ist häufig.

Nahe bey der Stadt ist ein Hügel, Namens Turkovani, (der Türkenberg) welcher ganz aus versteinerten Menschenknochen zu bestehen scheint. Einige geben vor, daß dieser Ort lange zum Begräbnißplatz gedient habe, als die Türken Meister von Cerigo waren, welche bekanntlich die weise Gewohnheit haben, die Todten in einiger Entfernung von der Stadt zu begraben: andere gehen bis zu der Sündfluth zurück, und geben diesen versteinerten Knochen denselben Ursprung, wie der ungeheuren

Menge versteinerter Muscheln, die man im Innern der Inseln selbst auf den Bergen findet.

Büsching behauptet, daß es auf Cerigo eine Art wilder Esel gebe, in deren Kopfe man einen kleinen Stein findet, der durch seine Berührung verschiedene Krankheiten ohnfehlbar heilt, und vorzüglich eine leichte Geburt befördert *). Ich läugne die Existenz der Esel auf Cerigo nicht, sondern nur das Daseyn dieser wunderbaren Esel. Man heilt die Krankheiten durch die gewöhnlichen Mittel wie überall, und die Weiber kommen ohne Wunderwerk nieder.

Mitten auf der Insel soll es eine Quelle geben, deren Kräfte noch nicht Neugierige genug angelockt haben, um wiederhohlte Versuche zu machen. Wer davon trinkt, verliert auf der Stelle Lust und Vermögen, der Venus zu opfern. Wenn das Gewässer wirklich diese Eigenschaft hätte, wie mich mehrere Eingebohrne versichert haben, so würde diese Quelle merkwürdig für die Menschheit seyn. Kenner mögen entscheiden.

Die Stadt Cerigo liegt östlich auf einem Hügel am Ufer des Meeres; sie ist unbeträchtlich und bietet blos den Anblick eines Haufens geschmackloser Häuser dar, die Terassen statt der Dächer haben, welche letztere den häufigen Stürmen nicht widerstehen würden. Von Norden wird sie durch ein Fort vertheidigt, welches mehrere Gebäude, und auch das des ehemaligen venetianischen Befehlshabers einschließt. Auch eine lateinische Kirche zum

*) In Büschings Erdbeschreibung siebente Auflage. Th. I. B. 2. S. 1821 findet sich in der Beschreibung von Cerigo nicht die mindeste Spur von diesem wunderbaren Stein.

Erlöser war daselbst. Südlich am Meere liegt ein griechisches Kloster der Jungfrau Maria Mertidia heilig, welche diesen Namen von ihrem Bilde, das man auf einer Myrthe fand, führt. Diese Kirche hatte vier Altäre außer dem Hochaltar, auf welchem das durch viele Wunder berühmte Bild stand. Als man es fand, waren nur die Köpfe der Maria und des Christkindes übrig; sie wurden mit Goldplatten ergänzt, und in einen mit Juwelen besetzten Rahmen gefaßt. Es steht in einer Nische, die mit einem vergoldeten Gitter und drey Schlössern verschlossen ist: ein Schlüssel war in den Händen des Proveditor, der andere beym Syndicus, und der dritte beym Administrator der Klostergüter. Der Convent besteht aus Männern und Weibern, die unter der Aufsicht eines Abtes stehn.

Oestlich eine viertel Meile von der Stadt liegt ein Mönchskloster dem heiligen Martin geweiht, welches die Kirchspiele mit Priestern versorgte. Der ganze Convent bestand aus drey Mönchen, die ein hinlängliches Einkommen genossen, wozu noch die Geschenke der Frommen kamen.

Die griechischen Kirchen sind sehr zahlreich, und man zählt mehrere Mönchs- und Nonnenklöster. Das merkwürdigste ist St. Johannes von der Grotte, auf einem Felsen neben der Festung ganz darin ausgehauen. Die Felsen hängen so herüber, als wenn sie eben herunterstürzen wollten. Die Cerigoten haben eine besondere Ehrfurcht für diesen Ort, weil sie vorgeben, daß St. Johannes hier seine Offenbarung geschrieben habe.

Die griechische Cathedralkirche liegt mitten auf der Insel. Der Bischof von Cerigo hielt blos an den Hauptfesttagen das Hochamt.

Die Kirche ist dem heiligen Theodor geweihet, und im Jahr 1028 vom griechischen Kayser Romanus II. erbauet. Nach der Landessage soll der heilige Theodor von Coron nach Cerigo gekommen seyn, und in der Kirche St. Sergius und Bachus als Eremit gelebt haben. Er that Wunder während seines Lebens, und nach seinem Tode. Die Einwohner von Morea, welche damals ihr Vieh zur Weide nach Cerigo brachten, wären Zeugen davon. Als der Ruf bis nach Constantinopel drang, ließ der Kaiser diese Kirche bauen. Aus Frömmeley zog eine Menge Einwohner der benachbarten Inseln nach Cerigo.

Man zählt auf derselben an dreyßig Dörfer, und in diesen und der Stadt halten sich beynahe achttausend Seelen auf.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Regierung. Sitten. Gebräuche. Industrie. Handelsverhältnisse der Einwohner von Cerigo.

Die Insel Cerigo wurde zu den Zeiten der Venetianer durch einen Proveditor und zwey Räthe, welche venetianische Edelleute waren, und jährlich vom Senat ernannt wurden, regiert.

Die Cerigoten hatten wie die übrigen Insulaner einen Adel, welcher Vorrechte besaß, und die Municipalstellen besetzte: dieser und die Geistlichkeit wählten gemeinschaftlich den griechischen Erzbischof, dem die Republik die Einkünfte von gewissen kleinen Ländereyen und Accidentien des Bisthums angewiesen hatte.

Die Sitten der Cerigoten sind einfach, Kleidung und Gebräuche sind beynahe eben so wie auf Corfu und Zante. Die reichern Bürger gehen französisch gekleidet.

Bey diesen allein findet sich einige Bildung, die sie in Italien erhalten: sie ist aber geringe. Die einzige Merkwürdigkeit, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, war eine Hochzeit.

Ich ward zu diesem Fest auf ein Dorf gebeten; nach den gewöhnlichen Ceremonien ward die Frau von einer zahlreichen Begleitung von Verwandten beyder Familien, ihrem Manne zugeführt. Vor der Hausthüre hatte man mehrere Ackergeräthschaften zusammen gebunden, und ei-

nen Pflug, dessen Eisen auswärts gedreht war, hingesetzt. Die Mutter des Mannes kam heraus, um die Schwiegertochter zu empfangen. Dieses Bündel, sagte sie, zeigt eure Verbindlichkeit, mit eurem Manne die Feldarbeit zu theilen; eure Hände müssen diesen Pflug führen, auf dem ihr euren ersten Tritt ins Haus wagt. Zu gleicher Zeit reichte sie ihr die Hand, und half ihr auf den Pflug. Sie theilte hierauf ein kleines Brot aus Mais und Honig unter die Vermählten, und sprach: möchtet ihr wie die Bienen, die immer Honig in ihre Körbe tragen, Ueberfluß in eure Familie bringen!

Industrie giebt es fast gar nicht bey den Cerigoten, die größtentheils mit dem Ackerbau beschäfftigt sind, welcher ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse verschafft. Sie haben auch einige Barken, womit sie die Küsten der nächsten türkischen Provinzen und Inseln beschiffen. Vorzüglich häufig befahren sie die Häfen von Maina, wohin sie einen Theil ihrer Producte bringen. Diese Verbindung mit einem barbarischen Volke könnte für Cerigo von Nutzen seyn, wenn es einer Regierung unterworfen wäre, welche diese Vortheile gehörig aufzusuchen wüßte.

Maina ist ein wenig bekanntes Land, da Fremde es nicht bereisen, und sich blos in den Häfen aufhalten. Mit vielen Schwierigkeiten habe ich zufällig einige Nachrichten über dies Land und seine Bewohner gesammelt: sie können nützlich seyn, und ich glaube mich nicht von dem Ziele meines Werks zu entfernen, wenn ich sie hier einschalte.

Maina ist in vier Capitanien oder kleine Cantons vertheilt. Die erste liegt gegen Norden, und heißt Zer-

nata: sie ist die fruchtbarste, vorzüglich reich an Oehl, und enthält vierzehn Dörfer. Zigos, die zweyte, liegt auch nördlich, hat Ueberfluß an Baumwolle und zehn Dörfer. Südlich liegt Cacovuglia (schlechtes Land) welche diesen Namen von ihrer bergigten und unfruchtbaren Beschaffenheit führt. Hier wohnen die wildesten Mainotten; man sieht keine Dörfer, die Wohnungen liegen zerstreut, und jede Familie lebt für sich.

Die vierte Provinz liegt gegen Osten, und heißt Scutari. Sie enthält ein kleines Städtchen von etwa vierhundert Häusern, und ist ziemlich fruchtbar. Der Bey oder Befehlshaber wird vom Großherrn ernannt. Er wird immer aus den vornehmsten des Landes gewählt, und wohnt in dem Canton, wo seine Güter liegen. Dieser Bey setzt über jedes Dorf einen Capitan, um die Abgaben zu erheben.

Der Mainotte ist unwissend, grausam und sehr rachsüchtig. Er setzt seine Ehre darin, Haupt einer Familie zu seyn. Wenn ein Mainotte von einem andern umgebracht ist, vereinigen sich sämmtliche Verwandte, seinen Tod zu rächen. Man läßt den Bart wachsen, bis man völlige Genugthuung erhalten hat. Man belagert den Mörder und seine ganze Familie in ihren Wohnungen. Die Häuser sind ganz von Stein, und können dergleichen Anfälle aushalten. Man erinnert sich noch einer Familie, welche sich mehrere Jahre lang vertheidigte, und da sie selbst nicht nach Nahrung ausgehen konnte, von dem lebte, was ihr ihre Freunde auf eine sehr geschickte Art zuschickten. Diese waren nämlich zu schwach, um sie öffentlich zu unterstützen, sie misch-

ten sich daher des Nachts unter die Feinde, und indem sie sich stellten, als wären sie von ihrer Parthei, so warfen sie statt der Steine Brot, Käse und Früchte ins Haus.

Die Weiber der Mainotten dürfen ihre Freyheit genießen, aber die geringste Untreue würde beyden Schuldigen das Leben kosten.

Die Bewohner von Cacovuglia haben noch bis jetzt zur Kopfbedeckung einen eisernen Helm. Diese arme Provinz hat auch großen Wassermangel; man behilft sich mit Cisternen, welche eins der vorzüglichsten Güter ausmachen. Wenn ein Einwohner sich verheirathet, ist die Hauptsache, die Cisterne zu messen, welche die vorzüglichste Mitgift ist. Je mehr Wasser beym Hochzeitschmause verzehrt wird, für desto reicher wird man gehalten. Diese Verschwendung macht Aufsehen, und man ermangelt nicht, im ganzen Canton bekannt zu machen, wie viel Wasser getrunken worden.

Die Eingebornen von Cacovuglia sind in Betreff der Religion außerordentlich leichtgläubig und einfältig. Einer dieser Bergbewohner beichtete einem Priester mit Thränen in den Augen, daß er das Unglück gehabt habe, beym Tränken des Lastviehes etwas Wasser zu verschütten. Der Priester fand das Verbrechen ungeheuer, und absolvirte ihn nur nach einer Buße von sechszehn Kannen Oehl. Die Kirchen werden von diesen Räuberbanden so geehrt, daß sie keine Thüren haben, und ihre Reichthümer offen da stehn.

Die Bewohner der Ufer sind alle gute Schwimmer: sie üben sich in dieser Kunst, um sich dadurch des Nachts

der Schiffe, die an der Küste vor Anker liegen, zu bemächtigen. Sie schwimmen hin, und schneiden unbemerkt die Taue entzwey, und wenn das Fahrzeug ans Land geschleudert wird, so wird es ausgeplündert. Zuweilen bieten sie dem Schiffer ihre Hülfe an, aber er ist verlohren, sobald er unvorsichtig genug ist, sie an Bord zu nehmen. Entweder alles wird ermordet, oder sie führen diese Unglücklichen fort, und halten sie bis zur Auslösung in der härtesten Gefangenschaft. Die Häfen von Maina sind der Zufluchtsort aller Seeräuber, weil sie da sehr wohl aufgenommen werden.

Nur diese Betrachtungen haben die französischen Kaufleute in Coron und den Handelsstädten auf Morea abhalten können, auf die Ausfuhr von Maina zu speculiren. Der Vortheil bleibt den Sclavoniern und venetianischen Griechen, welche allein diese gefährlichen Striche befahren, aber doch nicht die nöthige Vorsicht versäumen. Die Ausfuhr beträgt ungefähr:

5000 Fässer Olivenöhl	werth	70000	türkische	Piast.
6000 Oken *) Seide	—	—	60000	—	—	—
4000 Oken Zinnober	—	—	32000	—	—	—
4000 Oken Knoppern	—	—	12000	—	—	—
30000 Oken Honig	—	—	10000	—	—	—
10000 Oken gelbes Wachs	—	20000	—	—	—
	werth	204000	türkische	Piast.

Dieses beträgt ungefähr 500000 Livres, aber man könnte diese Summe leicht vermehren.

Mit einem Theil dieser Einnahme bezahlen die Malinotten das Korn, welches sie von Morea erhalten, mit

*) Eine Oke wiegt gewöhnlich drittehalb Pfunde.

dem übrigen kaufen sie von den Fremden Kleider und die nothwendigsten Bedürfnisse. Das Oehl führen blos die Sclavonier aus, und bringen es nach Triest, Genua, Livorno und andern italiänischen Städten: Seide und Knoppern holen die Griechen. Der Zoll für Aus- und Einfuhr beträgt drey Procent.

Die griechischen und sclavonischen Schiffe, welche Maina besuchen, haben immer eine zahlreiche und wohlbewaffnete Mannschaft, und führen Kanonen. Die französischen Levantefahrer hingegen sind so schlecht bewaffnet, daß sie sich nicht dahin wagen dürfen. Sobald aber eins der französischen Kriegsschiffe, welche den Handel in der Levante decken, Befehl erhielte, zur Zeit der Ausfuhr bey Maina zu kreuzen, würde dieses Hinderniß gehoben seyn. Da der Handel die verschiedensten Völker vereinigt, warum sollte dieses nicht auch in Maina geschehen können.

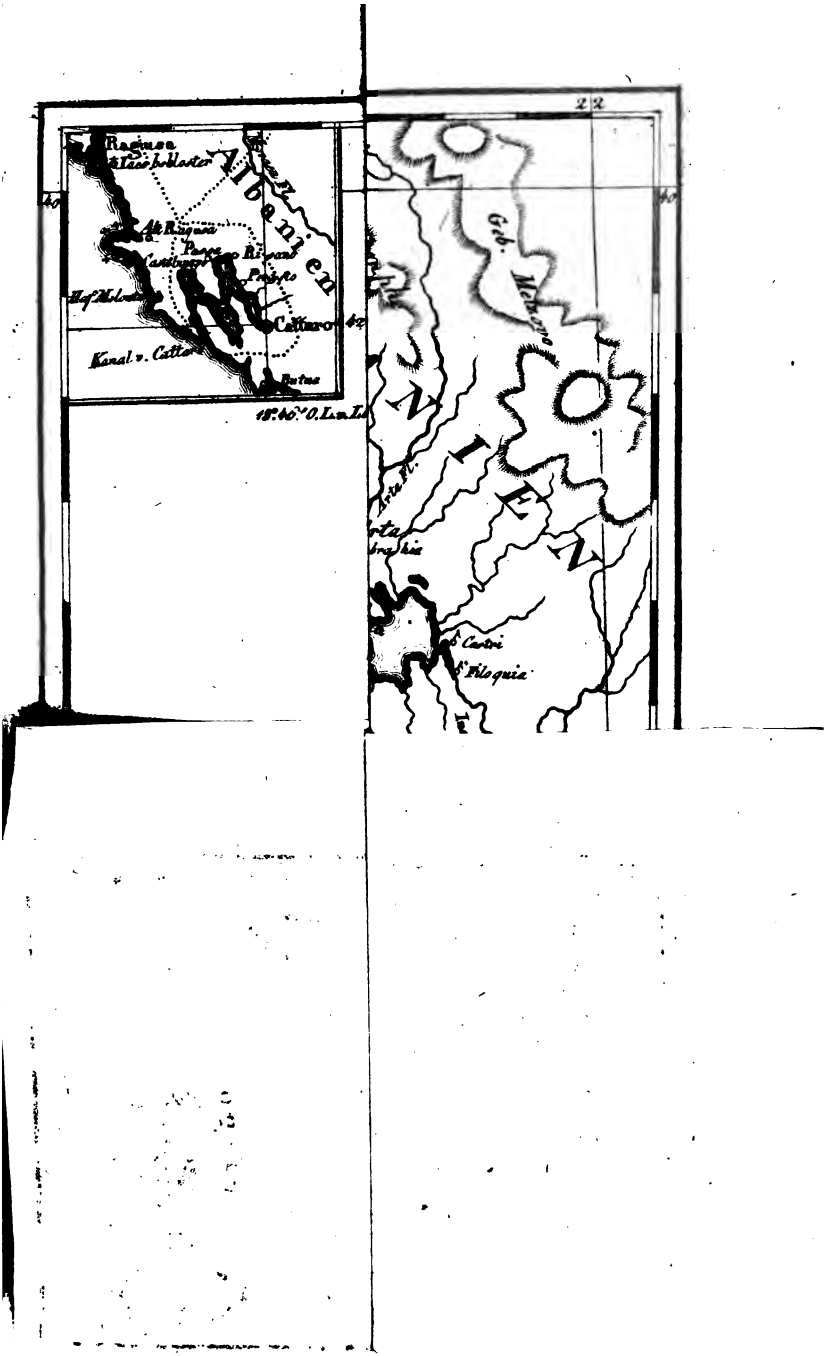
Von der Insel Cerigotte.

Oestlich von der Insel Cerigo liegt ein Inselchen, Namens Cerigotte, welches die Seefahrer bloß ihrer Sicherheit wegen bemerken. Cerigotte ist von jeher der Schlupfwinkel der türkischen und venetianischen Räuber gewesen. Die Einwohner bestehen aus verjagten Griechen und Türken, welche die Seeräuber aufnehmen, ihre Beute verheimlichen, und zuweilen für sich behalten, wenn sie stärker sind; mit Ackerbau beschäfftigen sie sich wenig.

Die Einwohner von Cerigo, welche sie schonen, vertrauen ihnen zuweilen Heerden an, um sie auf die Weide zu führen. Diese Räuber wohnen einzeln in eben

den Hütten, die auf der Insel zerstreut liegen. Sie genießen der ungebundensten Freyheit, und kennen kein ander Recht als das des Stärkern. Einige kleine Fahrzeuge dienen ihnen zum Fischfang und zu Fahrten nach Cerigo. Sie rüsten diese zuweilen aus, wenn sich die Gelegenheit darbietet, ein Kauffarteyschiff mit Vortheil anzugreifen. Im Jahre 1786 verursachten die Räubereyen der Einwohner von Cerigotte sehr lebhafte Klagen von Seiten der Türken beym venetianischen Senate. Der Generalproveditor aller griechischen Inseln erhielt Befehl, die Korsaren zu verjagen, eine kleine Colonie dort zu errichten, und ein Fort zur Beschützung aufzubauen; es ist aber nicht zur Ausführung gekommen.

Cerigotte war bey den Alten unter dem Namen Aegiala bekannt, welches von Epla, dem heutigen Ovo zu unterscheiden ist.


Albanien
Ragusa
Alt Ragusa
Cattaro
Kanal v. Cattaro
Butua
Geb. Meluovo
Arta Fl.
Castri
Filoquia

AUG 1 — 1928